



Nr. 92, Dezember 2012

***Gewerkschaften und „Systemfrage“***

Deppe - **Gewerkschaften in der Krise/Urban - Gewerkschaften und Kapitalismuskritik/ Syrovatka - Ein Teil der Krise?/Bigus - Krise, Widerspruchserfahrungen, Klassenbewusstsein/Goes - Legitimationsprobleme/Hinz & Woschnack - IG Metall Tarifrunde 2012/Oehlke - Arbeits- und Wirtschaftsdemokratie**

***Marx-Engels-Forschung***

Rehmann & Metscher - **Betr. Ideologietheorie - ein Briefwechsel/Vellay - Entfremdung aus Sicht der Lukácsschen Ontologie (II)**

***Marx-Engels-Forschung***

Hecker & Schütrumpf - **Die MEW-Ausgabe wird erneuert**

***Geschichte des Sozialismus***

Klenner - **Erinnerung an Uwe-Jens Heuer/Gräfe - Arbeiterunruhen in Novočerkassk 1962/Wollenberg - Basisdemokratie und Arbeiterbewegung/Bahar - DDR-Geschichtswissenschaft**

**Und:** Frangakis - **Staatsschuldenkrise in Griechenland/ Boris - Lateinamerikanische Wege der Transformation**

**Sowie:** Berichte, Buchbesprechungen



Frank Deppe  
**Gewerkschaften  
in der Großen Transformation**

Frank Deppe beschreibt, wie die Gewerkschaften auf die ›Große Transformation‹ der Weltwirtschaft seit Mitte der 1970er Jahre und auf ihre damit einhergehende eigene Krise reagieren. Und er diskutiert, wie sie die Folgen der Austeritätspolitik im Zuge der Eurokrise abwehren können.

148 Seiten | € 11,90



Georg Fülberth  
**Geschichte der BRD**

**Basiswissen**  
Politik / Geschichte / Ökonomie

Georg Fülberth beschreibt die Entwicklung des bürgerlichen Deutschland auf der einen Seite als Selbstbefreiungskampf des deutschen Kapitalismus aus der Sicherungsverwahrung, die ihm 1945 auferlegt wurde und sich ab 1990 zur Dominanz über Europa wandelte. Auf der anderen Seite steht der Kampf um mehr Gleichheit, Demokratie und Frieden.

Pocketformat | 115 Seiten | € 9,90



Andreas Wehr  
**Die Europäische Union**

**Basiswissen**  
Politik / Geschichte / Ökonomie

Andreas Wehr beschreibt die EU als ein fragiles Bündnis, in dem ein erstarktes Deutschland den Ton angibt. Unter seiner Führung entwickelt sich ein wirtschaftlich starkes Kerneuropa, umgeben von einer schwachen Peripherie. Nach relativ erfolgreichen Jahren ist die aktuelle Entwicklung geprägt von Rückschlägen, deren Ende offen ist.

Pocketformat | 134 Seiten | € 9,90

**PapyRossa Verlag**

Luxemburger Str. 202 | 50937 Köln

Tel. (0221) 44 85 45 | [www.papyrossa.de](http://www.papyrossa.de) | [mail@papyrossa.de](mailto:mail@papyrossa.de)

# **ZEITSCHRIFT MARXISTISCHE ERNEUERUNG**

**Vierteljahresschrift  
23. Jahrgang  
Heft 92 (Dezember 2012)**

---

Herausgegeben vom Forum Marxistische  
Erneuerung e.V. (Frankfurt/M.)  
und dem IMSF e.V.

**Redaktionsbeirat:**

Dr. Joachim Bischoff  
Prof. Dr. Dieter Boris  
Prof. Dr. Frank Deppe  
Prof. Dr. Werner Goldschmidt  
Prof. Dr. Horst Heininger  
Prof. Dr. Ursula Schumm-Garling  
Dr. Harald Werner

---

**Redaktion:**

Dr. Jörg Goldberg, Dr. André Leisewitz, Dr. Jürgen Reusch,  
Dr. David Salomon, Guido Speckmann, Dr. Gerd Wiegel

---

---

**5 Editorial**

---

**Gewerkschaften und „Systemfrage“**

*Frank Deppe*

**8 Gewerkschaften in der Krise**

*Hans-Jürgen Urban*

**19 Gewerkschaften und Kapitalismuskritik**

*Felix Syrovatka*

**31 Ein Teil der Krise?**

Gewerkschaften und Korporatismus

*Achim Bigus*

**43 Krise, Widerspruchserfahrungen und Klassenbewusstsein**

Empirische Befunde – Analyse – Ausblick

*Thomas Goes*

**57 Legitimationsprobleme im Gegenwartskapitalismus?**

Überlegungen zu neueren Befunden der Arbeits- und Krisenbewusstseinsforschung

*Sarah Hinz/Daniela Woschnack*

**70 Tarifrunde 2012 – Mehr als nur ein kurzer Moment der Revitalisierung für die IG Metall?**

Eine Auswertung der Tarifrunde 2012 im Bereich der IG Metall-Verwaltungsstellen Frankfurt/M. und Wiesbaden

*Paul Oehlke*

**81 Zur Aktualität arbeits- und wirtschaftsdemokratischer Transformationsbestrebungen**

Drei neue Beiträge aus der gewerkschaftspolitischen Debatte

---

**Ideologietheorie II**

*Jan Rehmann/Thomas Metscher*

**93 Betr. Ideologietheorie – ein Briefwechsel**

Im Anschluss an Thomas Metschers Beitrag in Z 90

*Claudius Vellay*

**110 Entfremdung aus Sicht der Lukácsschen Ontologie**

Materialistische Ethik diesseits von Religion und Glauben (Teil II)

---

## Marx-Engels-Forschung

*Rolf Hecker/Jörn Schütrumpf*

### 124 **Die MEW-Ausgabe wird erneuert**

Zur Neuherausgabe von Band 40 der MEW durch die Rosa-Luxemburg-Stiftung

---

## Geschichte des Sozialismus

*Hermann Klenner*

### 130 **Erinnerung an Uwe-Jens Heuer**

*Karl-Heinz Gräfe*

### 132 **Arbeiterunruhen in und um Novočerkassk im Juni 1962**

Momentaufnahme der sowjetischen Gesellschaft vor 50 Jahren

*Jörg Wollenberg*

### 145 **Basisdemokratie und Arbeiterbewegung**

Erinnerungen an verschüttete Traditionen aus Anlass der Festschrift für Günter Benser (Teil I)

*Alexander Bahar*

### 152 **Abgewickelt und totgesiegt**

Studie zum Ende der DDR-Geschichtswissenschaft

---

## Weitere Beiträge

*Marica Frangakis*

### 163 **Die Staatsschuldenkrise in Griechenland und das europäische Projekt**

Dynamik und Folgen

*Dieter Boris*

### 178 **Licht und Schatten auf den lateinamerikanischen Wegen der Transformation**

Anmerkungen zu einer wichtigen neuen Publikation

---

## Berichte

*Hans-Gert Graebe*

### 190 **Radical Thinking**

Berlin, 10. bis 11. August 2012

*Walter Listl*

### 193 **Wirtschaftsdemokratie international**

Frankfurt/M., 27. Oktober 2012

---

**196 Buchbesprechungen**

- Vorsicht mit den „Modernisierern“ (Johannes Schulten zu Frank Deppe)  
 Marx und Marxismus (Dieter Boris zu Eric Hobsbawm)  
 Gott aus der Hölle geholt (Werner Röhr zu Domenico Losurdo)  
 Globaler Führungsanspruch (Werner Ruf zu Zbigniew Brzezinski)  
 Die Kriege des globalen Imperiums (Werner Ruf zu Alain Joxe)  
 Theater der Unterdrückten (Matin Baraki zu Hjalmar Jorge Joffre-Eichhorn)  
 Max Stirner revisited (Reinhard Mocek zu Henri Arvon)  
 Europa am Scheideweg (Klaus Müller zu AG Alternative Wirtschaftspolitik)  
 Feminismus (Müller/Siegel/Weinel/Wolter zu Gisela Notz)  
 Geschichte der Arbeiterbewegung (Siegfried Prokop zu Förderkreis Archive)

**223 Autorinnen und Autoren****4 Impressum****Impressum**

„Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung“ wird herausgegeben vom Forum Marxistische Erneuerung e.V. (Frankfurt/M.) und vom IMSF e.V. (Frankfurt/M.)

Redaktionsbeirat: Dr. Joachim Bischoff, Prof. Dr. Dieter Boris, Prof. Dr. Frank Deppe, Prof. Dr. Werner Goldschmidt, Prof. Dr. Horst Heining, Prof. Dr. Ursula Schumm-Garling, Dr. Harald Werner.

Redaktion: Dr. Jörg Goldberg, Dr. André Leisewitz, Dr. Jürgen Reusch, Dr. David Salomon, Guido Speckmann, Dr. Gerd Wiegel.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben die Meinung des Verfassers bzw. der Verfasserin, nicht unbedingt die der HerausgeberInnen oder der Redaktion wieder. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Nachdruck nur mit Zustimmung der Redaktion.

Z. erscheint vierteljährlich. Der Abonnementpreis (vier Hefte) beträgt Euro 33,50. Bei Bezug aus dem Ausland Euro 40,-. Das Einzelheft kostet Euro 10,-. Abo zum reduzierten Preis (Studenten u.a., gegen Nachweis) Euro 26,50, Ausland Euro 34,-. Das Abonnement verlängert sich jeweils um vier Hefte, wenn nicht sechs Wochen vor Ablauf des Bezugszeitraums eine schriftliche Kündigung beim Verlag eingegangen ist. Änderungen der Anschrift sind unverzüglich mitzuteilen. Bankverbindung: Forum Marxistische Erneuerung e.V., Frankfurter Sparkasse, BLZ: 500 502 01, Konto: 34595. Postanschrift von Redaktion und Vertrieb: Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung, Postfach 500936, 60397 Frankfurt am Main, Tel./Fax. 069/53054406.

e-mail: [redaktion@zme-net.de](mailto:redaktion@zme-net.de); internet: [www.zeitschrift-marxistische-erneuerung.de](http://www.zeitschrift-marxistische-erneuerung.de)

Beltz Bad Langensalza GmbH, Bad Langensalza. ISSN: 0940-0648. Redaktionsschluss dieser Ausgabe: 25. 10. 2012.

## Editorial

Nach wie vor stehen die Zeichen auf Krise: Dies gilt für die Fortdauer der „Großen Krise“ des Finanzmarktkapitalismus, die Ende 2007 über die kapitalistische Welt hereinbrach, für die sich abzeichnende konjunkturelle Krise in Europa, die Krise der Eurozone und der EU insgesamt. Welche Rolle spielen die bundesdeutschen Gewerkschaften in dieser Krise, welche Rolle weisen sie sich selber zu, welche Rolle könnten sie spielen? Das ist Thema des Schwerpunktes des vorliegenden Heftes „Gewerkschaften und ‚Systemfrage‘“.

Ausgangspunkt der Überlegungen von *Frank Deppe* ist die Tatsache, dass die Gewerkschaften im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts in den alten Zentren des Kapitalismus mit dem Siegeszug des Neoliberalismus deutlich geschwächt wurden. Gegenwärtig wird auf europäischer Ebene mit der Fokussierung auf die Staatsschulden dieses Programm weiter umgesetzt. „Fiskaldiktatur“, Demokratieabbau und das Anziehen des Nationalismus sind Stichworte. Deppe verweist darauf, dass auch in der herrschenden Politik von einer „Systemkrise“ gesprochen wird, in der systematische Alternativen gefordert sind. Dieser Systemkrise müssten sich die Gewerkschaften stellen und eigenständige Antworten entwickeln. Es komme darauf an, „die Systemfrage mit der konkreten Interessenvertretung und mit der Alltagserfahrung der arbeitenden Menschen sowie der Prekären und Ausgegrenzten zu vermitteln“.

*Hans-Jürgen Urban* fragt, ob die Gewerkschaften als Interessenorganisationen derer, die zu Opfern der Finanzmarktkrise geworden sind, „Träger einer neuen Kapitalismuskritik“ sein können. Er konstatiert bei den Gewerkschaften eine sukzessive Abkehr von dezidiert Systemkritik (z.B. im DGB-Grundsatzprogramm von 1996) und eine Rücknahme ihrer Gestaltungsansprüche auf die Interessenwahrnehmung der Lohnabhängigen innerhalb der jeweiligen Kapitalismusformation. (Urban setzt sich in diesem Rahmen kritisch mit neueren Arbeiten des Gewerkschaftstheoretikers Müller-Jentsch auseinander.) Zweifellos gebe es Zeichen einer Revitalisierung der Gewerkschaften im Zusammenhang mit keineswegs selbstverständlichen Defensiverfolgen im Zuge der Krisenbekämpfung. Aber sie seien mit Verzicht auf „systemoppositionellen Widerstand sowie soziale und politische Militanz“ erkaufte. Angesichts der Krisenerfahrungen ist, so Urban, „eine Erneuerung der gewerkschaftlichen Kapitalismuskritik“ angesagt, die die kapitalistischen Eigentumsstrukturen und die finanzkapitalistische Profitlogik nicht weiter als Tabus akzeptiert.

*Felix Syrovatka* geht der strategischen Orientierung der bundesdeutschen Gewerkschaften auf einen „Wettbewerbskorporatismus“ kritisch nach, die er als eine – zwar immer umstrittene und umkämpfte, aber letztlich dominierende – Reaktion der Gewerkschaften auf den offenen Siegeszug des Neoliberalismus seit den frühen 1980er Jahren charakterisiert. Sie bewirkte de facto eine Integration in das „Exportmodell Deutschland“ und ließ die Gewerkschaften ohne wirksame strategische Gegenstrategie in einer Position der Defensive verharren. Mit dem Ausbruch der Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009 nahm sie

die Form eines „Krisenkorporatismus“ an, der zwar dazu beitrug, allzu massive Arbeitsplatzverluste abzufangen, der sich aber auch zunehmend als strategische Sackgasse erwies und den Bedarf nach einer Revitalisierung gewerkschaftlicher Strategien offenbarte.

Grundlage der Artikel von *Achim Bigus* und *Thomas Goes* sind zwei aktuelle sozialwissenschaftliche Studien zum Arbeiterbewusstsein in der Krise. Während *Bigus* die Ergebnisse auch vor dem Hintergrund gewerkschaftlicher Kämpfe bei dem mittlerweile stillgelegten Osnabrücker Automobilzuliefererwerk Karmann vorstellt und diskutiert, ist *Thomas Goes'* Zugang von der Leitfrage „Wie ist es um die mit der Lohnarbeitsfrage verbundenen Legitimationsprobleme im Gegenwartskapitalismus bestellt?“ geprägt. *Bigus* unterstreicht u.a. das in den Studien konstatierte erhebliche Protestpotenzial und die „adressatenlose Wut“. Er ergänzt diese Diagnose um die Beobachtung, dass die aktive Beteiligung an Kämpfen, den Blick von Beschäftigten auf gesellschaftliche Zusammenhänge auszuweiten imstande ist. Er plädiert insofern für eine Politisierung der Gewerkschaftsarbeit und ein Abrücken von Stellvertreterpolitik. *Goes* zufolge lassen sich derzeit durchaus Legitimationsdefizite in Form von Ungerechtigkeitsgefühlen und scharf formulierter Kritik an den Eliten konstatieren. Aber: Es komme nicht zu offenen Konflikten, Mobilisierungspotenziale blieben blockiert. Warum das im Einzelnen so sei, bedürfe indes weiterer Erhebungen.

*Sarah Hinz* und *Daniela Woschnack* untersuchen die Auswirkungen der Metall-Tarifrunde 2012 auf mögliche Revitalisierungsansätze in der Strategie der IG Metall. Sie stützen sich dabei auf eine eigene Studie in Bereichen des IG Metall-Bezirks Frankfurt. Die Autorinnen zeigen, wie der Tarifkampf nach Jahren der Lohnzurückhaltung positive Ergebnisse erbrachte und inwieweit dies mit einer erfolgreichen Mobilisierung der Belegschaften zusammenhing. Sie betonen die Bedeutung einer stärkeren Gewichtung qualitativer Elemente, etwa was das Engagement für prekarierte Beschäftigtengruppen betrifft.

Gewerkschaftliche Ansätze zum Thema „Wirtschaftsdemokratie“ diskutiert *Paul Oehlke* am Beispiel von drei neuen Publikationen. Der Ausgangspunkt ist auch hier die Einsicht, dass korporatistische Einbindung in den Zeiten der neoliberalen Offensive die Gewerkschaften in eine strategische Sackgasse geführt hat. Die Autoren der diskutierten Studien sehen die Erosion demokratischer Sozialstaatsnormen als eine existenzielle Herausforderung für die Gewerkschaften und versuchen, ihr arbeitsdemokratische Impulse von unten als Grundlage erweiterter gesellschaftspolitischer Aktivierungen und wirtschaftsdemokratischer Transformationsbestrebungen entgegen zu setzen.

\*\*\*

*Ideologietheorie II:* Im laufenden Heft dokumentieren wir einen Briefwechsel zwischen *Jan Rehmann* und *Thomas Metscher*, der die in Z 90 (Juni 2012) begonnene Diskussion über marxistische Ideologietheorie fortsetzt. In ihm loten Rehmann und Metscher Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen ihren Ansätzen aus und skizzieren weiterführende Forschungsfragen. *Claudius Vellay* setzt sich im zweiten Teil seines Aufsatzes zu Lukács' späten Überle-



gungen zum Entfremdungsbegriff insbesondere mit der Rolle der Religion auseinander. Er rekonstruiert Differenzen zwischen Lukács und Bloch, aber auch zwischen Lukács und Gramsci, und diskutiert kritisch Uwe Jens Heuers Neukonzeptionierung des Zusammenhangs von Marxismus und Glauben.

\*\*\*

*Marx-Engels-Forschung:* Rolf Hecker und Jörn Schütrumpf berichten über den aktuellen Stand der Neuausgabe der Marx-Engels-Werke (MEW). Sie legen die Editionsprinzipien offen und gehen auf das Verhältnis dieser klassischen „Studienausgabe“ zur Marx-Engels-Gesamtausgabe (MEGA) ein.

\*\*\*

*Geschichte des Sozialismus:* An das Werk des marxistischen Rechts-Theoretikers Uwe Jens Heuer erinnert Hermann Klenner. Karl Heinz Gräfe behandelt in einer Detailskizze den repressiven Umgang der sowjetischen Staatsmacht mit den wenig bekannten Arbeiterunruhen in Novočerkassk im Jahr 1962. Er ist für Gräfe ein Ausdruck der Unfähigkeit der damaligen sowjetischen Staats- und Parteiführung, in ihnen Hinweise auf den tatsächlichen Zustand der Gesellschaft zu erkennen und insofern auch eine vertane Chance, Ansätze zur Erneuerung des Sozialismus zu finden. Wurzeln autoritärer Tendenzen im Sozialismus thematisiert Jörg Wollenberg in seinem Beitrag zu „Basisdemokratie und Arbeiterbewegung“ aus Anlass der Festschrift für Günter Benser. Der Konflikt zwischen Basisdemokratie und Zentralismus ist für Wollenberg ein durchgehendes Kennzeichen der Geschichte der Arbeiterbewegung seit dem 19. Jahrhundert. Zahlreiche basisdemokratische Bestrebungen und die unterschiedlichen Gründe ihres Scheiterns stellt der Autor in seinem Beitrag vor. Z-Autor Werner Röhr hat eine umfangreiche zweibändige Darstellung zur DDR-Geschichtswissenschaft vorgelegt. Die Geschichtswissenschaft der DDR hat sich, so Alexander Bahar in seiner Besprechung des ersten Bandes, zwischen produktivem Geschichtsmaterialismus und teleologischen Annahmen bewegt.

\*\*\*

*Weitere Beiträge:* Einen Überblick zur Entwicklung der Staatsschuldenkrise in Griechenland gibt Marcia Frangakis. Sie verweist auf die deformierende Wirkung der Integration Griechenlands in die EU und EURO-Zone auf die Wirtschaft des Landes und die extremen Auswirkungen des von der Troika aufgezwungenen Austeritätskurses. Dieter Boris setzt sich kritisch mit verschiedenen Positionen der lateinamerikanischen Linken auseinander, die in einem von der Rosa-Luxemburg-Stiftung herausgegebenen Sammelband „Demokratie, Partizipation, Sozialismus. Lateinamerikanische Wege der Transformation“ vertreten werden. *Berichte* und *Rezensionen* betreffen aktuelle Debatten u.a. zu Fragen der Gewerkschaften und Wirtschaftsdemokratie, zur Geschichte des Sozialismus und zur internationalen Politik.

*Frank Deppe*

## **Gewerkschaften in der Krise**

Der Titel ist schon vieldeutig. Er bezieht sich sowohl auf die Große Krise des globalen Finanzmarktkapitalismus seit 2008 als auch auf die Gewerkschaften, die im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts durch eine Periode der Großen Transformation hindurch gegangen sind und dabei in den alten Zentren des Kapitalismus deutlich geschwächt wurden. Der Neoliberalismus als Klassenprojekt (Harvey) definierte die Gewerkschaften – neben dem Sozial- bzw. Wohlfahrtsstaat – als seine Hauptgegner; Frau Thatcher rühmte sich, den „Krieg gegen die Gewerkschaften“ gewonnen zu haben. Auf der anderen Seite wird der Krisenbegriff oftmals von linken Autoren inflationiert und damit entwertet. Das ergibt sich aber u. a. daraus, dass sich in der Entwicklung des globalen Kapitalismus seit der Mitte der 70er Jahre ein krisenhafter Epochenumbruch vollzogen hat. Dieser hat – grob gesagt – die Probleme der strukturellen Überakkumulation von Kapital durch die Entkoppelung des Finanzsektors nicht lösen können. Die von politischer Kontrolle entbundenen globalen Finanzmärkte haben mit der Anhäufung gigantischer Schuldenberge (durch die Staaten wie durch Akteure der Privatwirtschaft: Banken, Unternehmen und Konsumenten) – eine eigene Krisendynamik entwickelt. Seit dem Ende der 70er Jahre erschütterten Währungs- und Finanzkrisen verschiedene Regionen der Weltwirtschaft. Zuletzt hatte die Reaktion der US-amerikanischen Fed auf die sogenannte Dot.com-Krise Anfang des 21. Jahrhunderts die Weichen für die Hypotheken- und Finanzkrise der Jahre 2007/08 gestellt.

Die Gewerkschaften gerieten in dieser Periode fast überall in die Defensive – durch den Druck von oben, d. h. durch die neoliberale Politik der Privatisierung, Deregulierung und vor allem der Flexibilisierung des Arbeitsmarktes – und von unten, durch Mitgliederverluste, Streikniederlagen, durch die Schwächung ihres politischen Einflusses auf Regierungen und Parteien. Die Führungsgruppen reagierten meist defensiv auf diesen Druck, indem sie sich an die Vorgaben von Staat und Kapital anpassten und deren Orientierung auf „Wettbewerbsfähigkeit“ bzw. „Standortsicherung“ – auf den Betrieb, den eigenen Staat und den Weltmarkt bezogen – als eigene Handlungsparameter akzeptierten. Nach herrschender Meinung von Journalisten und Sozialwissenschaftlern waren die Gewerkschaften rückwärts orientierte „Dinosaurier“, die den Abschied von der Industriegesellschaft im 21. Jahrhundert nicht überleben würden.

Die folgenden acht Thesen sollen auf den Zusammenhang zwischen der Entwicklung der ökonomischen und politischen Krisenprozesse seit 2007/8 eingehen und dabei die Frage diskutieren, wie die Gewerkschaften mit neuen Herausforderungen konfrontiert werden.

## 1. Kein Ende der Krise

Im Jahre 2012 geht die Krise in ihr fünftes Jahr; sie nimmt auch im Bewusstsein der herrschenden Klasse (und ihrer „organischen Intellektuellen“, der Chefkomentatoren der Wirtschaftspresse) kein Ende: in weiten Teilen der Weltwirtschaft bleibt das Wachstum schwach; die Risiken von Staatsbankrotten und eines Zusammenbruchs von Teilen des Finanzsektors sind nach wie vor hoch, die Arbeitslosigkeit ist weltweit nach 2008 um mehr als 30 Millionen Menschen angestiegen, das Vertrauen in die Regierungen als Krisenmanager ist zutiefst erschüttert. Seit 2011 kündigt sich ein erneuter Übergang in eine Weltrezession an, die einerseits diese Trends verstärken wird, andererseits auch die so genannten BRICS-Staaten – unter Einschluss der VR China – umfasst, die noch 2009 durch eine kräftige Nachfrage einige exportstarke Länder – z. B. Deutschland – aus der Krise befreien konnten. Seit 2011 konzentriert sich die Krise auf den „Euroraum“ in der EU; hier nimmt die Hektik eines wenig effizienten Krisenmanagements von Seiten der Regierungen wie der EU-Institutionen kein Ende.

Die *Bank für Internationalen Zahlungsausgleich* (BIZ) in Basel konstatiert in ihrem Jahresbericht 2012: „Fünf Jahre sind seit dem Ausbruch der Finanzkrise vergangen, und noch immer hat die Weltwirtschaft ihr Gleichgewicht nicht wiedergefunden. Ganz im Gegenteil: Die Ungleichgewichte scheinen größer zu werden, da die miteinander verknüpften Schwachstellen sich weiter gegenseitig verstärken. Die Ziele eines ausgeglichenen Wachstums, einer ausgewogenen Wirtschaftspolitik und eines stabilen Finanzsystems liegen nach wie vor in weiter Ferne. In den fortgeschrittenen Volkswirtschaften, die im Zentrum der Finanzkrise standen, bremsen hohe Schuldenstände weiterhin die Erholung. Geld- und Fiskalpolitik können immer noch nicht mit umfassenden Lösungen für die kurzfristigen Notwendigkeiten und die langfristigen Gefahren aufwarten. Und obwohl auf internationaler Ebene Fortschritte bei der Regulierung erzielt worden sind, bedroht der Zustand des Finanzsektors nach wie vor die volkswirtschaftliche Stabilität. Ab und an wecken ermutigende Zeichen neue Hoffnungen, die sich aber sogleich wieder zerschlagen, worauf das Vertrauen von Konsumenten und Investoren weiter sinkt.“<sup>1</sup> Der linkskeynesianische Ökonom Peter Bofinger spricht von einem „infernalischen Dreieck“ aus Staatsschuldenkrise, Bankenkrise und Rezession, das die Krise perpetuiert.

## 2. Angriff auf soziale Rechte und Demokratie

Die Krise bedeutet offenbar einen Übergang in eine Periode der länger währenden Stagnation und Depression, in der die Politik der Regierungen auf eine Austeritätspolitik umschwenkt, die im Zeichen einer „Fiskaldiktatur“ den Schuldenabbau an die erste Stelle setzt. Die Fokussierung auf die Staatsschulden wird als Hebel angesetzt, um das volle Programm des Neoliberalismus ein weiteres Mal aufzulegen, nachdem das Befolgen der neoliberalen Glaubens-

---

<sup>1</sup> Bank für Internationalen Zahlungsausgleich (BIZ), 82. Jahresbericht, Basel 2012, S. 1.

sätze bereits die bislang tiefste Krise des Finanzmarktkapitalismus herbeigeführt hat. Damit erfolgt ein massiver Abbau der Demokratie; im Rahmen der EU wird mit der Fiskaldiktatur die nationale Souveränität ausgehebelt. Die Umsetzung dieser Maßnahmen (Sparmaßnahmen als Oktroy der „Troika“) beinhaltet drastische Einschränkungen von sozialen Grundrechten. Der DGB-Vorsitzende Michael Sommer stellt fest: „Wir erleben einen beispiellosen Angriff auf die Arbeitnehmerrechte im Süden Europas.“<sup>2</sup> Thorsten Schulten (vom WSI der Böckler-Stiftung) schreibt in der gleichen Nummer der „Mitbestimmung“ über die Diktatur der „Troika“ (nicht nur für Griechenland) über die Eingriffe in Mindestlöhne, Tarifsysteme, die Lohnentwicklung im öffentlichen Sektor und die Dezentralisierung der Tarifpolitik: „Die Folgen des neuen lohnpolitischen Interventionismus der EU sind ... klar erkennbar: Sie führen direkt in eine lohnpolitische Absenkungsspirale und tragen somit dazu bei, die ökonomische Stagnation in Europa weiter zu verfestigen und die Lasten der Krise einseitig den Arbeitnehmern aufzubürden.“<sup>3</sup>

Aus Brasilien kommentierte Anfang des Jahres 2012 – beim „Weltsozialforum“ in Porto Alegre – die Präsidentin des Landes, Dilma Rousseff, diese Entwicklung in der „alten Welt“ des Kapitalismus, vor einem Spruchband mit der Aufschrift „kapitalistische Krise, soziale und ökologische Gerechtigkeit“: „Genossinnen und Genossen! Wir kennen diese Geschichte aus den 80er und 90er Jahren, als das konservative Modell unser Land in die Stagnation geführt hat, zum Verlust des demokratischen und souveränen Raumes, als Armut, Arbeitslosigkeit und sozialer Ausschluss vertieft wurden. Heute werden diese gescheiterten Rezepte in Europa vorgeschlagen.“<sup>4</sup> In Lateinamerika sind aus der IWF-Politik und den „verlorenen 90er Jahre“ die Linksbewegungen und -regierungen (nicht nur in Brasilien und Argentinien, sondern auch in Venezuela, Bolivien und Ecuador) hervorgegangen.

### 3. Ungleichzeitigkeit der Krise und das „Modell Deutschland“

Die Krise ist global, aber sie verläuft ungleichzeitig – in der Weltwirtschaft wie in der Europäischen Union. Die BRICS-Staaten waren zunächst schwächer von der Krise nach 2008 betroffen und sie erholten sich schneller. Dabei spielte das wirksame Konjunkturprogramm in der Volksrepublik China eine wichtige Rolle. Die USA – als die nach wie vor mächtigste Ökonomie der Welt und als Zentrum des globalen Finanzmarktkapitalismus – waren das Epizentrum der Krise und sie scheinen nicht in der Lage, die strukturellen Probleme des Landes (riesige Staatsverschuldung, negative Außenhandelsbilanz, Schwäche der Industrie, hohe Arbeitslosigkeit, extreme Polarisierung

<sup>2</sup> Michael Sommer, „Das sind klassische Agenda-Maßnahmen“, Interview, in: Mitbestimmung, September 2012, S. 29.

<sup>3</sup> Thorsten Schulten, Europäischer Lohnsenkungswettbewerb, in: Mitbestimmung, September 2012, S. 25.

<sup>4</sup> Süddeutsche Zeitung v. 28./29. Januar 2012.

von Arm und Reich, parasitärer Rüstungshaushalt zur Stützung der Rolle des Weltgendarmen Nr. 1 etc.) zu bewältigen und das absehbare Ende des „American Century“ aufzuhalten. Auch in Europa kommen große Ökonomien wie die von Großbritannien oder Frankreich und Italien nicht aus der Stagnation heraus; Japan befindet sich seit den 90er Jahren in einer Phase der Stagnation und Deflation. Die Zentren der Krise in der EU befinden sich freilich im Süden (und in Irland), wo verschiedene Faktoren (Einbindung in die Finanzmärkte, durch Schulden finanzierter Immobilienboom, steigende Leistungsbilanzdefizite und parasitärer Staats-Klientelismus) an die Schwelle des Staatsbankrott geführt haben, dem nun die Sparprogramme und „Rettungsmaßnahmen“ von Seiten der EU begegnen sollen. Aber sie reißen diese Länder noch tiefer in die Krise.

Auf der anderen Seite gehört Deutschland (zusammen mit den Niederlanden, Österreich und Finnland) in der EU zu denjenigen Ländern, die relativ schnell – aufgrund der steigenden Auslandsnachfrage nach 2010 – die Krise überwunden haben. Führende liberale Politiker berauschen sich sogar an der Vision eines „neuen Wirtschaftswunders“. Den Krisenländern soll jetzt über die EU das „deutsche Modell“ der Wettbewerbsfähigkeit aufoktroiiert werden. Der Gedanke, dass man in Deutschland seit der Schröder'schen „Agenda 2010“ (mit der Schaffung eines großen Niedriglohnsektors, der Flexibilisierung des Arbeitsmarktes, der Senkung der Lohnstückkosten, der Senkung der Renten und der Heraufsetzung des Renteneintrittsalters etc.) die Grundlagen für die erfolgreiche Bewältigung der Krise geschaffen habe, ist auch in den Köpfen eines Großteils der Lohnabhängigen und der Gewerkschaftsmitglieder verbreitet. Mit dem Übergang in eine neue Rezession könnten solche Vorstellungen, die von der Massenpresse noch chauvinistisch aufgeheizt werden (Vergleich der fleißigen Deutschen mit den faulen Südländern), bald eher pessimistischen Stimmungen weichen. Auf jeden Fall gehört das Anfachen des Nationalismus (und des separatistischen Sezessionismus, z. B. in Katalonien oder in Norditalien) zu den Folgen der Krise. Obwohl die „Eliten“ in Europa das Projekt einer Vertiefung der Integration im Sinne der Ausweitung der „Fiskaldiktatur“ und des weiteren Abbaus des öffentlichen Dienstes und von sozialen Grundrechten unterstützen, so sind sie doch auf der nationalen Ebene eingebunden in Machtkonstellationen, die Rassismus und Chauvinismus nutzen, um die Linke zu schwächen.

#### **4. „Multiple Krise“**

Die Große Krise wird in der Literatur auch als „multiple Krise“ begriffen. Jede Große Krise in der Geschichte des Kapitalismus ist „eingebettet“ in spezifische historisch-politische und kulturelle Zusammenhänge, die auf den Verlauf sowie auf die sozialen und politischen Auseinandersetzungen in der Krise einwirken. Daraus folgt, dass verschiedene Faktoren das Profil der Krise bestimmen: der Zusammenhang von Akkumulations-, Finanz- und Fiskalkrise; aber auch der Zusammenhang zwischen Klimaverträglichkeit, Energiewende und Welternährungskrise auf der einen und den Wirkungen der Krise, die eine solche Politik der Transformation blockiert, auf der anderen Seite – schließlich die Einbettung dieser widersprüchlichen Prozesse in den Strukturwandel

der Weltwirtschaft und der weltpolitischen Machtkonstellationen („neue Weltordnung“, Niedergang der USA, Aufstieg Ostasiens, einschl. Chinas, neue Bündniskonstellationen in der Weltwirtschaft usw.).

## 5. Gewerkschaften und „Systemfrage“

Das sind einige (höchst grobe) Stichworte zum Thema „Große Krise“. Die Gewerkschaften sind davon in unterschiedlicher Weise betroffen und es gehört selbstverständlich nicht zu ihren Aufgaben, in allen diesen Bereichen präsent und politisch aktiv zu sein. Dennoch muss sich auch in den Gewerkschaften – bei den Funktionären wie bei den Mitgliedern – ein Bewusstsein von den gewerkschaftlichen Handlungsbedingungen im Sinne einer historisch-politischen Standortbestimmung entwickeln. Ansonsten stolpert man blind den Managern der Krise in den Unternehmen und in der Politik (aber auch den führenden Ideologen im Wissenschaftssystem oder in der Presse) hinterher. Oftmals beklagen auch die aktiven Gewerkschafter in den Betrieben, dass sie von ihrer Organisation erwarten, dass diese sie besser über die Zusammenhänge und Ursachen der globalen Krisenprozesse sowie über mögliche Alternativen informieren. Wenn aber Politiker und Wissenschaftler – gerade angesichts der „multiplen Krise“ – von einer „Systemkrise“ sprechen und deshalb – nicht nur bei der Kontrolle der Finanzmärkte, beim Umstellen auf erneuerbare Energien, bei der „nachhaltigen Entwicklung“, beim Kampf gegen die Armut usw. – systematische Alternativen einfordern, die auch mit tiefgreifenden Eingriffen in die Eigentums- und Verteilungsverhältnisse verbunden sein müssen, dann sollten solche Interventionen und Debatten auch bei den Standortbestimmungen der Gewerkschaften aufgenommen werden. Blindheit gegenüber diesen Herausforderungen, aber auch das weit verbreitete pragmatische Durchwursteln („muddling through“), das sich durch falsches Lob von oben oder auch durch punktuelle Erfolge, z. B. bei der Mitgliederwerbung, die selbstverständlich sehr wichtig ist, blenden lässt, wird immer wieder die Klage über die eigene Ohnmacht und die vermeintliche Übermacht der herrschenden Verhältnisse (bis hin zum Weltmarkt) anschwellen lassen und die Neigung zur Selbstbetäubung fördern. Man kann allerdings auch – nach der Lektüre der neueren Schriften des Professors Walter Müller-Jentsch – davon träumen, dass wir in Deutschland – arbeitssoziologisch betrachtet – in der besten aller Welten leben!

Für die Linke in den Gewerkschaften ist dieses Hineintragen der „Systemfrage“ in die innergewerkschaftliche Debatte eine geradezu selbstverständliche Aufgabe. Sie kann sich dabei auf den Schriftsteller Günter Grass beziehen, der im Juli 2011 vor der Journalistenvereinigung *Netzwerk Recherche* feststellte: „Das Auseinanderdriften in eine Klassengesellschaft mit verarmender Mehrheit und sich absondernder reicher Oberschicht, der Schuldenberg, dessen Gipfel mittlerweile von einer Wolke aus Nullen verhüllt ist, die Unfähigkeit und dargestellte Ohnmacht frei gewählter Parlamentarier gegenüber der geballten Macht der Interessenverbände und nicht zuletzt der Würgegriff der Banken machen aus meiner Sicht die Notwendigkeit vordringlich, etwas bislang Unausprechliches zu tun, nämlich die Systemfrage zu stellen.“ Grass

fügt schnell hinzu: Die Systemfrage zu stellen, bedeute nicht, die Revolutionen des 20. Jahrhunderts wiederholen zu wollen. Im 21. Jahrhundert muss die „Systemfrage“ aus „der gesamten Gesellschaft heraus“ gestellt werden. Wenn diese Fragen aber nicht gestellt werden, dann stehen uns schlimme Zeiten bevor: „Krisen, die weitere Krisen hecken, der ungebremste Anstieg der Weltbevölkerung, die durch Wassermangel, Hunger und Verelendung ausgelösten Flüchtlingsströme und die von Menschen gemachte Klimaveränderung.“<sup>5</sup>

## 6. Wachsende Protestbewegungen

Dabei stoßen wir auf eine neue Widerspruchskonstellation. Zur Spezifik der derzeitigen Großen Krise gehört, dass die politische und gewerkschaftliche Linke im Ergebnis der Niederlagen, die sie im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts hat hinnehmen müssen, nach wie vor substanziell geschwächt ist, sich in einem Prozess der „Neugründung“ befindet. Da die Linke weder eine Alternative in Bezug auf die politische Macht noch in Bezug auf ein die Massen überzeugendes Alternativprogramm zur Überwindung der Krise (und des Kapitalismus) verfügt, kann es nicht verwundern, dass sich auch die Mehrheit der subalternen Klassen entweder auf eine konservative Verteidigung von Besitzständen durch die herrschenden Parteien orientiert oder gegenüber der Politik völlig gleichgültig wird, da sie die „politische Klasse“ als korrupt verachtet, keine realistischen Möglichkeiten für Veränderungen erkennt und sich daher mehr oder weniger passiv in ihr „Schicksal“ (z. B. der wachsenden Zahl der Prekarisierten) einfügt.

Nicht wenige Linke stellen immer die „Systemfrage“ und sind deshalb auch leicht als Sektierer zu erkennen. Karl Marx hatte im „18. Brumaire des Louis Bonaparte“ (1850) den Hinweis gegeben, dass „die Verhältnisse selbst“ nach einer Veränderung „rufen“ müssen<sup>6</sup>, um eine systematische Veränderung herbeizuführen. Gerade in den Gewerkschaften – in der konkreten betrieblichen Interessenvertretung durch die Betriebsräte oder in der Tarifpolitik – kommt es aber darauf an, die Systemfrage mit der konkreten Interessenvertretung und mit der Alltagserfahrung der arbeitenden Menschen sowie der Prekären und Ausgegrenzten zu vermitteln. Dass die „Verhältnisse“ selbst „rufen“, wird freilich darin deutlich, dass sich mit dem Anhalten der Krise, dem Übergang zur Austeritätspolitik und der Fiskaldiktatur und ihren Folgen Widerstandsbewegungen, sozialer und politischer Protest formieren, die den Zusammenhang zwischen der Alltagsforderung nach der Verwirklichung grundlegender Menschenrechte auf Arbeit und Leben sowie auf soziale Sicherungen (wie sie in der Menschenrechtserklärung der Vereinten Nationen von 1948 formuliert wurden) und der Notwendigkeit einer grundlegenden Veränderung der politischen wie der gesellschaftlichen Machtverhältnisse in den Mittelpunkt stellen.

Während in der ersten Phase der Großen Krise auch bei den Wahlen eher eine Rechtsverschiebung (als Ausdruck des Vorherrschens konservativer Bewusst-

<sup>5</sup> Süddeutsche Zeitung v. 4. Juli 2011, S. 11.

<sup>6</sup> Karl Marx, Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte, in: MEW Bd. 18, S. 118.

seinsformen) stattfand, haben sich seit 2011 klassische Formen des sozialen Protestes (wie gewerkschaftliche Generalstreiks) und neue Formen von Sozialbewegungen ausgeweitet, die – wie z. B. die spanischen „Indignados“ (die den Weckruf von Hessel aufgegriffen haben) und die aus New York ausstrahlende „Occupy“-Bewegung – überwiegend von jungen Menschen aus den Mittelklassen getragen werden, aber eben die Forderung nach einem „guten Leben“ (mit Minimalstandards) mit der Forderung nach grundlegenden Veränderungen im Finanzsystem sowie in den Verteilungs- und Eigentumsverhältnissen verbinden. Gleichzeitig hat sich bei den Wahlen in einigen Ländern – am deutlichsten in Griechenland mit dem Ergebnis für die linkssozialistische Formation Syriza, aber auch in anderen Ländern (nicht zuletzt im französischen Wahlkampf 2012, der mit dem Erdrutsch-Sieg der Sozialisten endete) – eine Linksverschiebung angedeutet.<sup>7</sup> Das ist noch längst kein stabiler Trend und zum gegenwärtigen Zeitpunkt steht die „Systemfrage“ (als unmittelbare Machtveränderung) überhaupt nicht auf der politischen Agenda. Zentral ist daher zunächst die Entwicklung von Kritik und Widerstand, ohne die schließlich keine Mehrheiten für eine Transformationsperspektive gewonnen werden können. Für den Aufbau von Gegenhegemonie ist dieses diskursive und kulturelle Feld, d.h. u.a. die Debatte über Systemveränderung, außerordentlich wichtig!

Und dabei spielen Gewerkschaften eine nicht unerhebliche Rolle; denn sie sind die wichtigsten Akteure, wenn es darum geht, den Widerstand gegen Lohnabbau, gegen den „Raubbau an den Arbeitnehmerrechten“ (so der Titel der schon zitierten Ausgabe der Zeitschrift „Mitbestimmung“) zu organisieren, die Austeritätspolitik zu bekämpfen und für gesellschaftliche und politische Alternativen zu werben. Aber auch hier gilt: Noch laufen die Generalstreikbewegungen und der soziale Protest in den Krisenstaaten des Südens gegen die Wände, die die Herrschenden zu ihrem Schutz errichtet haben. Das heißt: auch riesige Massendemonstrationen und Generalstreiks bewirken nur geringe Veränderungen in den realen Kräfte- und Machtverhältnissen. Reformbereitschaft nach links wird im politischen Herrschaftssystem erst dann erzwungen, wenn dieser Druck von unten zunimmt und die Linksverschiebung bei den Wahlen noch viel deutlicher ausfällt – oder wenn der alte Herrschaftsapparat aufgrund des Anhaltens der Krise von oben zerfällt. An einem solchen Bruchpunkt, an dem in der Regel von Seiten der herrschenden Klasse auch direkte politisch-militärische Gewalt angewendet wird, entscheidet sich dann auch die Frage, ob eine wirklich „revolutionäre Situation“ herangereift ist und ob die Mehrheit der unteren Klassen einen Systemwechsel will. Von solchen Szenarien sind allerdings die derzeitigen Verhältnisse in Europa noch weit entfernt. Klaus Dräger hat das mit dem Blick auf das *New Deal* in den USA der 30er Jahre unter Roosevelt gut formuliert: Es war „die Reaktion auf massive Kämpfe der Gewerkschaften, Kriegsveteranen und armen Farmer.

<sup>7</sup> Vgl. die Beiträge von Nico Biver zu den Präsidentschaftswahlen in Frankreich in Z 90, Juni 2012, S. 8ff., und von Jean Milios zu den Parlamentswahlen in Griechenland in Z 91, September 2012, S. 34ff.



Erst die Angst des Großkapitals, dass die Situation außer Kontrolle geraten könnte, macht es zu Zugeständnissen bereit. Ohne verallgemeinerten 'sozialen Aufruhr', den die EU-Eliten in der Krise 2008/9 befürchteten, wird sich weder in Deutschland noch in der EU etwas zum Positiven bewegen."<sup>8</sup>

## **7. Handlungsbedingungen und Orientierungen**

Wenn von der Schwächung der Gewerkschaften im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts gesprochen wird, so bezieht sich dies in erster Linie auf die Veränderung ihrer organisatorischen, ökonomischen und politischen Macht. Das Absinken der Lohnquote, die Umverteilung von unten nach oben, die sinkenden Reallöhne, die Ausbreitung von Niedriglohnsektoren, die Privatisierung von Sozialleistungen usw. usf. – all das sind auch Zeichen der Schwäche der Gewerkschaften, denn in ihren Forderungen hatten sie sich stets gegen solche Entwicklungen gewendet; sie mussten also Niederlagen hinnehmen. In Deutschland haben die DGB-Gewerkschaften, die nicht einmal zu den größten Verlierern innerhalb der europäischen Gewerkschaftslandschaft gehören, zunächst durch organisatorische Zusammenschlüsse (von einst 17 auf nunmehr 7 Verbände) reagiert. Die beiden größten Gewerkschaften IG Metall und ver.di dominieren den DGB, der weiter an Gestaltungs- und Führungsmacht eingebüßt hat. Dabei werden die Handlungsbedingungen wie die Beziehungen zwischen den beiden großen Gewerkschaften zunehmend durch die ökonomische, auch konjunkturelle Spaltung zwischen der Entwicklung eines exportorientierten Industriesektors (Automobilproduktion und Zulieferer, Maschinenbau, Elektroindustrie) auf der einen und des privaten wie öffentlichen Dienstleistungssektors auf der anderen Seite bestimmt. Ver.di steht dabei vor erheblichen Problemen, denn im stark fragmentierten Dienstleistungssektor ist der Anteil der prekär Beschäftigten, vor allem im Niedriglohnbereich etc. besonders hoch; hier finden sich Beschäftigtengruppen, die keine gewerkschaftlichen Erfahrungen haben; der Organisationsgrad ist oft sehr niedrig. Gewerkschaft muss hier vielfach – mit neuen Methoden der Mobilisierung – neu aufgebaut werden. Der öffentliche Dienst steht hingegen direkt unter dem Druck der so genannten „Schuldenbremse“, d. h. hier wirken Beschäftigungsabbau und unterdurchschnittliche Tarifabschlüsse, aber auch der Privatisierungsdruck (z. B. durch Outsourcing usw.) als enormer Druck und erschweren die gewerkschaftliche Interessenvertretung.

Die IG Metall hingegen kann sich in den klassischen Großbetrieben der Automobilindustrie – obwohl auch dort enorme Veränderungen im Hinblick auf die Steigerung der Arbeitsproduktivität und die Flexibilisierung des Arbeitseinsatzes stattgefunden haben – auf einen hohen Organisationsgrad und starke Betriebsräte stützen. Die Tarifverträge in diesen Bereichen reflektieren die starke Exportposition der Unternehmen und deren Ertragslage. Gleichwohl

---

<sup>8</sup> Klaus Dräger, „Eurokrise“ – Strategielose Gewerkschaften und Linke, in: Z 91, September 2012, S. 57.

sind auch hier in den letzten Jahren die Produktivitätszuwächse nicht hinreichend in den Lohnsteigerungen zum Ausdruck gekommen; betriebliche Öffnungsklauseln haben den Flexibilisierungsdruck erheblich verstärkt. Die „Lokomotivenfunktion“, die die Tarifpolitik der IG Metall lange für die anderen Einzelgewerkschaften übernommen hatte, kann angesichts der ökonomischen Spaltungen zwischen Exportsektor und Binnenmarkt nicht mehr funktionieren! Die Verbetrieblichung der Interessenvertretung bedeutet eine Aufwertung der Stellung der Betriebsräte in der gewerkschaftlichen Organisation und Politik. In den 90er Jahren sollte mit dem „Bündnis für Arbeit“ (Klaus Zwickel, damaliger IG Metall-Vorsitzender) in der Lohnpolitik Zurückhaltung angeboten werden, um auf diese Weise Arbeitsplätze zu sichern. Gleichzeitig wurde dabei die Philosophie des „Wettbewerbskorporatismus“ akzeptiert: die Betriebsräte setzen sich – zusammen mit ihren Gewerkschaften – für die Sicherung des Standortes und dessen Wettbewerbsfähigkeit in der globalen Konkurrenz ein. Auf diesem Wege sind dann die Unternehmensleitungen auch zu Verhandlungen und Zugeständnissen an ihre Belegschaften bereit. Der Fall VW ist sicher nicht verallgemeinerbar; aber er demonstriert die positiven wie die negativen Implikationen dieses „Korporatismus“, der mit den Namen „Peter Hartz“ und „Klaus Volkert“ – nicht nur wegen ihrer Straftaten – auch international ausstrahlungsfähig geworden ist.

Diese Politik ging – bei den Mehrheitsströmungen – mit einer deutlichen Entpolitisierung und „Enttraditionalisierung“, d.h. „Modernisierung“ im gewerkschaftlichen Selbstverständnis einher. Kapitalismuskritik und sozialistische Orientierungen gerieten in den Gewerkschaften an den Rand – dies oftmals vorangetrieben von Spitzenfunktionären, die sich noch in den 70er Jahren zu kommunistischen oder anderen linksradikalen Positionen bekannt hatten. Nach der Großen Wende von 1989-1991 und dem Anschluss der DDR akzeptierten sie den Kapitalismus als quasi Naturkonstante, der nunmehr als „soziale Marktwirtschaft“ gegen den Neoliberalismus verteidigt werden muss. Natürlich wissen diese Funktionäre, dass die organisatorische Macht ihrer Gewerkschaften (letztlich auch ihre Mobilisierungsfähigkeit und ihr Einfluss auf die Wahlentscheidungen ihrer Mitglieder) mit darüber entscheidet, welche Rolle sie bei der „sozialen Ausgestaltung“ des Kapitalismus oder aber bei der Bewältigung der Krise – immer in einer subalternen Position – spielen. Der Abschied von der klassenautonomen Politik, die noch in der Auseinandersetzung um die 35-Stunden-Woche am Anfang der 80er Jahre im Mittelpunkt gestanden hatte, war vielfach mit der Illusion verbunden, dass die Gewerkschaften nunmehr bei so genannten „neuen Arbeitnehmergruppen“ mit neuen Themen (aus dem Bereich der Ökologie, der Zeitsouveränität und der Gleichstellung der Geschlechter) ihre Mitgliederbasis und damit ihre organisatorische Macht erneuern und erweitern könnten. Obwohl sich solche Erwartungen auch punktuell bestätigten, haben doch die neuen Klassenfragen, die mit der Ausweitung von Prekarität und Armut, neuen Formen der Ausbeutung (u.a. Leiharbeit), aber auch mit der Polarisierung von Einkommen und Vermögen sowie mit dem Abbau sozialer Sicherungen verbunden sind, die Gewerkschaft-

ten zu neuen Ansätzen bei der Interessenvertretung wie bei der Gewinnung neuer Mitglieder („Organizing“) gezwungen. Selbstverständlich ist unter den Bedingungen neoliberaler Hegemonie – d. d. des permanenten Drucks von oben und von unten – die bloße Verteidigung gewerkschaftlicher Positionen stets ein harter Kampf, dessen Belastungen für die Funktionäre enorm sind.

## 8. Kritik des Krisenkorporatismus

In der Krise nach 2008 scheint sich das Ansehen zumal der deutschen Gewerkschaften – auch im öffentlichen Bewusstsein – wieder verbessert zu haben; sie sind „wieder in“, ist gelegentlich zu hören. Das ist einerseits darauf zurückzuführen, dass die Gewerkschaften angesichts der durch die Krise verstärkten sozialen Unsicherheit und der damit verbundenen Angst bei vielen Menschen als Schutzvereinigungen gegen die „Willkürakte“ von Seiten des Kapitals (Marx) aufgewertet werden; zugleich stößt ihre Kritik an dem Abbau von sozialer Gerechtigkeit und von „Arbeitnehmerrechten“ auch auf Zustimmung. Auf der anderen Seite ist es jedoch der „Krisenkorporatismus“ – also die Zusammenarbeit mit Unternehmensleitungen und Regierung bei der Bewältigung der Krise –, die von fast allen Seiten gerühmt wird. Dass Deutschland „so gut“ aus der Krise gekommen sei, das sei – so wird in Europa auch von konservativer Seite verkündet – das Verdienst nicht nur der „Reformen“ des Sozialdemokraten Gerhard Schröder (gegen die die Gewerkschaften massiven Protest organisierten), sondern auch der verantwortungsbewussten Politik von Betriebsräten und schließlich der Zusammenarbeit zwischen der Gewerkschaftsführungen und der Bundeskanzlerin beim Suchen nach Lösungen, um die Konjunktur zu beleben und die Arbeitslosigkeit zu begrenzen.

Dieser „Krisenkorporatismus“ (Urban) hat aber auch seine Schattenseiten. Er ordnet – wie schon der „Wettbewerbskorporatismus“ – die Interessenvertretung dem Primat der Wettbewerbsfähigkeit unter; damit verstärkt sich die Abhängigkeit von Kapital und Staat. Gleichzeitig wird die Distanz zwischen den relativ privilegierten (aber schrumpfenden) industriellen Kerngruppen der Arbeiterklasse und den expandierenden „Randgruppen“ bzw. den Unterschichten der Arbeiterklasse immer größer und bildet auch den Nährboden für Entsolidarisierungsprozesse (z. B. rassistische Ausgrenzungen) in der Klasse. In der Krise muss man „zusammenstehen“, so die herrschende Ideologie, die gegen die Notwendigkeit eines Systemwechsels, aber auch gegen die Notwendigkeit einer politischen Wende zugunsten einer Binnenmarktorientierung, einer Umverteilung bei Einkommen und Vermögen, für Mindestlöhne und soziale Mindestsicherungen, für einen Ausbau des öffentlichen Sektors und seiner demokratischer Kontrolle – also für einen Ausbau von Wirtschaftsdemokratie – gerichtet ist.

Für die Gewerkschaften entsteht daraus eine äußerst widersprüchlich Konstellation: Auf der einen Seite äußern sie Kritik an den herrschenden Verhältnissen, am Finanzmarktkapitalismus, an einem Krisenmanagement, das vor allem der Rettung der Banken dient, an der Verschärfung neoliberaler Politik im Zeichen der Fiskaldiktatur. Sie veröffentlichen auch – sowohl von Seiten des

DGB und der Einzelgewerkschaften als auch des Europäischen Gewerkschaftsbundes – Programme für eine alternative Politik im Interesse der Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer. Gleichzeitig sind sie eingebunden in den „Krisenkorporatismus“, der zwar begrenzte Erfolge gewährt, aber insgesamt die Gewerkschaften in die herrschende Politik des „Modell Deutschland“, vor allem beim Krisenmanagement in der Eurozone, einbindet. Klaus Dräger macht in dem Artikel „‘Eurokrise’ – Strategielose Gewerkschaften und Linke“ auf solche Widersprüche aufmerksam. Sowohl beim EGB als auch bei den deutschen Gewerkschaften gibt es viele programmatische Alternativen, dennoch: „Trägheit und Ignoranz vieler nationaler Gewerkschaftsdachverbände – vor allem die deutschen, niederländischen und skandinavischen wählten sich ja 2010/2011 auf der sicheren Seite eines erneuten Wirtschaftsaufschwungs durch ihre ‚kluge Beschäftigungspolitik‘ in der Krise – ... strangulierten die Perspektive eines allgemeinen ‚sozialen Aufbruchs‘ in Europa, den die EU-Eliten so sehr befürchtet hatten.“<sup>9</sup> Außerdem: Der DGB fordert Zukunftsprogramme, beklagt die mangelnde Regulierung der Finanzmärkte etc., aber: Das „hinderte den DGB allerdings nicht daran, Ende September 2011 gemeinsam mit Arbeitgeberpräsident Hundt den Bundestag aufzufordern, dem Euro-Rettungsschirm EFSF zuzustimmen. Das Ratifizierungsgesetz sah aber die vom DGB kritisierten harschen Bedingungen für die Kreditvergabe vor, was die Gewerkschaftsführer durchaus wussten. In staatsmännischer Pose hatten der DGB-Vorsitzende Michael Sommer und die Vorsitzenden aller Einzelgewerkschaften mit großformatigen Anzeigen in Tageszeitungen trotzdem für die Zustimmung zum EFSF geworben: Ja zu Europa – ja zum Euro.“<sup>10</sup>

Die subalterne Einbindung der Gewerkschaften in das „Exportmodell Deutschland“ verstärkt solche Widersprüche. Gelegentlich werden die deutschen Gewerkschaften bei Generalstreiks in EU-Mitgliedstaaten schon als „Juniorpartner“ einer deutschen Hegemonialpolitik angegriffen. Erst in der jüngsten Zeit haben der von zahlreichen führenden Gewerkschaftern getragene Aufruf „Europa neu begründen“ sowie zahlreiche Zeichen einer praktischen Solidarität – z. B. mit den Kolleginnen und Kollegen in Griechenland oder in Spanien – dazu beigetragen, dass sich solche Kritik nicht verstärkt hat. Dabei kommt es auch darauf an, nicht vor der „herrschenden Meinung“, die über die Bild-Zeitung auch die Köpfe vieler Kolleginnen und Kollegen beherrscht, zu kapitulieren, sondern ihr massiv – im Sinne von Gegenaufklärung – entgegenzutreten. Gerade auf diesem Feld liegen wichtige Aufgaben für die Linken in den Gewerkschaften. Im Kontext der verschiedenen „strategischen Baustellen“, die bei der gewerkschaftlichen Standortbestimmung zu bearbeiten sind, sollten diese durch die Krise und speziell durch die Eurokrise aufgeworfenen Fragen im Mittelpunkt stehen.

---

<sup>9</sup> Dräger, a.a.O., S. 51.

<sup>10</sup> Ebd., S. 53/54.

*Hans-Jürgen Urban*

## **Gewerkschaften und Kapitalismuskritik\***

Die gegenwärtig medial inszenierten Kapitalismusschelten scheinen den Lauf des globalen Finanzmarktkapitalismus nicht zu beeinflussen. Offenkundig fehlt es ihnen an Wirkungskraft gegenüber einer Politik- und Finanzelite, die sich in ihrer realen Politik von der geäußerten Kritik weitgehend unbeeindruckt zeigt. Und dies, obwohl die Rechtfertigungslücke des Finanzmarktkapitalismus kaum größer und die Ansatzpunkte ideologischer Gegenwehr kaum zahlreicher sein könnten. Einen Erklärungshinweis liefert Colin Crouchs Neoliberalismusanalyse. Der Keynesianismus ging unter, so Crouch, weil sich die Arbeiterschaft, deren Interessen er zum Ausdruck brachte, in einem historischen Niedergang befand und an gesellschaftlicher Macht verlor. Im Gegensatz dazu gingen die sozialen Träger des Neoliberalismus, insbesondere die Konzerne des Finanzsektors, aus der Krise des Kapitalismus nicht geschwächt, sondern sogar gestärkt hervor (Crouch 2011: 19). Demnach korreliert die Durchsetzungsfähigkeit einer Ideologie vor allem mit der Macht jener Schicht oder Klasse, deren Interessen sie repräsentiert. Gleiches dürfte für die Kritik einer hegemonialen Ideologie gelten. Auch sie bedarf eines handlungswilligen und handlungsfähigen Akteurs, der vorhandene Kritikgelegenheiten nicht verstreichen lässt. Daran hapert es gegenwärtig.

### **Gewerkschaftliche Defensive im Finanzmarktkapitalismus**

Welche Rolle könnten die Gewerkschaften in dieser Konstellation spielen? Könnten sie als Interessenorganisationen derer, die zu Opfern der Finanzmarktkrise geworden sind, nicht Träger einer neuen Kapitalismuskritik sein? Versuche, diese Frage zu beantworten, münden in neuer Skepsis. Denn um die systemopponentielle Gesinnung der Gewerkschaften, einst Hauptträger einer kapitalismuskritischen Sozialkritik, scheint es nicht gut bestellt (zur Entwicklung in Frankreich Boltanski/Chiapello 2003: 309-338, zur Entwicklung in Deutschland Deppe 2012). Auch die deutschen Gewerkschaften konnten (oder wollten?) keinen markanten Beitrag zur Stabilisierung oder gar Reaktivierung einer dezidierten Kapitalismuskritik leisten. Es spricht vielmehr einiges dafür, dass Gewerkschaften und Sozialkritik nicht nur passive Opfer des Übergangs vom Wohlfahrtsstaatskapitalismus zum Finanzmarktkapitalismus wurden. Hinzu kommt die Vermutung, dass das Verstummen der Sozialkritik und die schwindende Organisationsmacht der Gewerkschaften einander verstärkten und die versiegende Bereitschaft der Gewerkschaften, sich als Träger einer prägnanten Kapitalismuskritik zu profilieren, dem Finanzmarktkapitalismus den Durchbruch erleichterte.

Auch in Deutschland stellt die Entwicklung der Gewerkschaften nach dem Zweiten Weltkrieg einen komplexen historischen Vorgang dar. Dabei lässt

---

\* Der Beitrag greift Gedanken aus vorherigen Texten auf (Urban 2012a und b), die die mit Blick auf die aktuellere Entwicklung weiterentwickelt werden.

sich eine interessante Parallele zwischen der Entwicklung der Gewerkschaften und dem sozialdemokratischen Flügel der politischen Arbeiterbewegung diagnostizieren. Für die Sozialdemokratie wurde in der Krisenphase des Wohlfahrtsstaatskapitalismus eine programmatisch-strategische Metamorphose konstatiert, die als „kontinuierlicher Prozess der politischen De-Radikalisierung“ beschrieben wurde: „Sie verläuft von der radikalen Ablehnung der bürgerlich-kapitalistischen Ordnung und dem Ziel einer klassenlosen sozialistischen Gesellschaft, in der das Privateigentum abgeschafft ist und die ökonomische wie politische Herrschaft des Menschen über den Menschen der Vergangenheit angehört, über die Akzeptanz der Marktwirtschaft bis hin zur Anerkennung gesellschaftlicher Ungleichheit als legitimes und marktwirtschaftlich-funktionales Stratifikationsmuster hochentwickelter Marktgesellschaften unter den Bedingungen globaler ökonomischer Transaktionen.“ (Merkel 2000: 264) Diese programmatische Revision am Ende des 20. Jahrhunderts, die sich – von Großbritannien und New Labour ausgehend – als Konzept des „Dritten Weges“ auch in der deutschen Sozialdemokratie durchsetzte, wurde als strategische Antwort auf die neuen Handlungskontexte im globalen Finanzmarktkapitalismus interpretiert. Denn diese, so das Argument, generierten neue Handlungszwänge und -möglichkeiten für die sozialdemokratischen Akteure in den Wahl- und politischen Entscheidungsarenen und damit neue Anforderungen an Politikstrategien.

Diese programmatische De-Radikalisierung kann von seiner strategischen Substanz her als ein Prozess der voranschreitenden politischen Erschöpfung des Willens und der Fähigkeit der Sozialdemokratie gelesen werden, den härter werdenden Zwängen eines globalisierten Marktsystems Widerstand entgegen zu setzen. Dieses hatte sich infolge von Deregulierung und Globalisierung von den fordistischen Regulierungen befreit und die Spielregeln von Gesellschaft und Politik neu definiert. Nach dieser Lesart stellt der „Dritte Weg“ ein Konzept der politischen Schadensbegrenzung dar, mit dem der – letztlich gescheiterte – Versuch gestartet wurde, die Folgeschäden einer unaufhaltsamen Globalisierung in Grenzen zu halten; und dies in der Hoffnung, aus den Produktivitätspotenzialen entfesselter Märkte und der Aktivierung der Gesellschaft zugleich politischen Honig saugen zu können (Urban 2004, Lessenich 2008).

Im Folgenden soll nicht nach der normativen Bewertung oder den machtpolitischen Folgen dieses Weges, wohl aber danach gefragt werden, ob mit Blick auf die deutschen Gewerkschaften eine ähnliche Entwicklung zu diagnostizieren ist. Schließlich bezogen die Gewerkschaften in Deutschland lange Zeit, so wird mitunter konstatiert, „ihre langfristigen Ziele und politischen Orientierungen von der sozialdemokratischen Arbeiterpartei“ (Müller-Jentsch 2011a: 51) und sind auch sie in der Periode der zweiten „Großen Transformation“ hin zum Finanzmarktkapitalismus mit neuen Handlungskontexten konfrontiert (Deppe 2012). Dabei ist zweifelsohne Vorsicht bei dem Versuch angebracht, die Entwicklung von Gewerkschaften und Sozialdemokratie über einen analytischen Kamm zu scheren. In Deutschland kam es auf dem Höhepunkt der New Labour-Politik und der Umsetzung der „Agenda 2010“ unter Bundes-

kanzler Gerhard Schröder zum Bruch des historischen Bündnisses zwischen beiden und wirkten die Gewerkschaften eher als Restriktion denn als Ressource bei der Realisierung der Agenda-Politik (Merkel u. a. 2006). Die in der internationalen Forschung diagnostizierte „Entkoppelung“ von Gewerkschaften und Parteien (Piazza 2001) ging nicht zuletzt auf Strategiediskrepanzen als Antwort auf die neuen Handlungskontexte zurück.

## **Gewerkschaftliche Integration und Rücknahme von Kapitalismuskritik**

Doch es gibt auch Parallelen in den Entwicklungen von Gewerkschaften und Sozialdemokratie. Weniger mit Blick auf verteilungs-, arbeits- und sozialpolitische Ambitionen, wohl aber mit Blick auf die allgemeinpolitische Positionierung im und gegenüber dem Kapitalismus kann auch bei den Gewerkschaften eine sukzessive Abkehr von einer dezidierten Systemkritik konstatiert werden. Als jüngerer Schritt der Abwendung von der Kapitalismuskritik und der Hinwendung zum Ordnungsmodell der Sozialen Marktwirtschaft kann das DGB-Grundsatzprogramm interpretiert werden, das auf dem 5. Außerordentlichen Bundeskongress im November 1996 in Dresden beschlossen wurde (dazu kritisch Forum Gewerkschaften 1996). Es stand im Kontext der allgemeinen Diskreditierung von Systemalternativen zum Kapitalismus nach der Implosion des bürokratischen Staatssozialismus und der gewerkschaftsinternen Debatte über die korporatistische Gewerkschaftspolitik in Folge der gewerkschaftlichen Initiative für ein Beschäftigungsbündnis zwischen Gewerkschaften, Kapitalverbänden und Bundesregierung. Ein solches war zuvor von dem damaligen IG Metall-Vorsitzenden Klaus Zwickel unter dem Slogan „Bündnis für Arbeit“ vorgeschlagen worden. Zwar wurde das Bekenntnis zur Sozialen Marktwirtschaft im DGB-Grundsatzprogramm als Leitbild gewerkschaftlicher Politik dahingehend relativiert, dass das Konzept der „sozial regulierten Marktwirtschaft“ dem Negativbild des „unregulierten Kapitalismus“ gegenüber gestellt wurde (DGB Bundesvorstand 1996: 19). Doch Elemente einer dezidierten Kapitalismuskritik sucht man im Programmtext vergebens.

Damit kam eine Entwicklung zu einem gewissen Abschluss, deren Beginn bis in die Frühgeschichte der BRD zurück reicht. Insbesondere das nach heftigen gewerkschaftsinternen Debatten 1963 verabschiedete Düsseldorfener Programm markiert einen Meilenstein auf einem Weg, auf dem der DGB und seine Mitgliedsgewerkschaften sich in Programmatik und gesellschaftspolitischem Selbstverständnis schrittweise von den ursprünglichen Neuordnungskonzeptionen entfernten (Bergmann/Jacobi/Müller-Jentsch 1976: 151-193; Deppe 1989: 513-575). Diese Versöhnung der Gewerkschaften mit der Sozialen Marktwirtschaft bedeutete keineswegs den generellen Abschied von der Marktkritik oder vom Anspruch der verteilungspolitischen Korrektur der Marktverteilung von Einkommen, Vermögen und sozialen Rechten. Aber sie signalisierten den Abschied von der grundlegenden Kritik der kapitalistischen Akkumulationslogik und von „antikapitalistischen Situationsdeutungen“

(Bergmann/Jacobi/Müller-Jentsch 1976: 43) und die Hinwendung zu einem kapitalismuskonformen gewerkschaftlichen Selbstverständnis.

Diesem Wandel in der Programmatik lag ein Funktionswandel der Gewerkschaften im deutschen Kapitalismus zugrunde, der als Prozess der Inkorporation beschrieben wurde (etwa Müller-Jentsch 2008). Im Rahmen der ökonomischen Prosperitätskonstellation des Nachkriegskapitalismus und der keynesianisch-wohlfahrtsstaatlichen Regulierung der Klassenbeziehungen wandelten sich die systemkritischen Interessenorganisationen der abhängigen Arbeit zu systemfunktionalen Organisationen mit wichtigen Vermittlungsaufgaben zwischen Mitglieder- und Systeminteressen. Dem damit einhergehenden „faktischen Verzicht auf systemtranszendierende Ziele“ stand ein historisch einmaliger Aufbau von „Sozialeigentum zur Existenz- und Statussicherung“ gegenüber, „das sich in garantierten Rentenansprüchen, Kündigungs- und Arbeitsschutz, Mitbestimmungsrechten sowie verbindlichen tariflichen Normen manifestierte“ (Dörre 2011: 270). Diese funktionale Integration der Gewerkschaften in die Politische Ökonomie des deutschen Kapitalismus beruhte auf ansehnlicher gewerkschaftlicher Verhandlungs- und Organisationsmacht und schloss mitunter harte Verteilungs- und Sozialstaatskonflikte mit Kapitalverbänden und Staat keineswegs aus. Doch die gewerkschaftliche Interessenpolitik wurde immer weniger unter Bezug auf kapitalismuskritische Positionen begründet. Die Gestaltungsansprüche wurden auf die Interessenwahrung der Lohnabhängigen innerhalb der Strukturen der jeweiligen Kapitalismusformation zurückgenommen und in jene Spielräume eingefügt, die durch Produktivitätsentwicklung und Wettbewerbsposition des deutschen Kapitalismus vorgegeben wurden. Diese Politik war im europäischen Vergleich *grosso modo* durchaus erfolgreich. Doch die Rückführung kapitalismuskritischer Sozialkritik auf Forderungen, die die Grenzen der jeweiligen Wettbewerbsvorteile akzeptierten, ließ das kapitalismuskritische Profil der Gewerkschaften schwinden und reduzierte jenen Reformdruck, der den Kapitalismus immer wieder zu sozial- und gerechtigkeitspolitischen Systemkorrekturen herausfordert.

## **Soziale Marktwirtschaft als Ende der Programmgeschichte?**

Der diagnostizierte Verzicht der Gewerkschaften auf dezidierte Kapitalismuskritik und ihre Versöhnung mit der Sozialen Marktwirtschaft wird in der Forschung nicht nur bestätigt, sondern mitunter normativ ambitioniert begrüßt. So sieht der Frankfurter Soziologe Walter Müller-Jentsch, einstmals radikaler Kapitalismuskritiker mit transformatorischen Absichten, in dieser Entwicklung eine Art historische Symbiose zu beiderseitigem Nutzen: „Gewerkschaften und Soziale Marktwirtschaft starteten in der Gründungsphase der Bundesrepublik Deutschland als feindliche Geschwister, sie kamen sich im weiteren Verlauf näher, beeinflussten sich gegenseitig und entdeckten zunehmend ihre Wahlverwandtschaft.“ (Müller-Jentsch 2011a: 193) Die Loslösung der Gewerkschaften von kapitalismuskritischen Positionen und ihre Versöhnung mit der Sozialen Marktwirtschaft liest Müller-Jentsch als historische Erfolgsgeschichte, denn:



Die „Entdramatisierung“ des Interessenkonfliktes zwischen Kapital und Arbeit durch sozialstaatliche Einrichtungen im Verlauf des „Golden Age“ und der Zusammenbruch des „real existierenden Sozialismus“ als einer Gesellschaftsordnung jenseits des Kapitalismus hätten „offensichtlich gemacht, dass es zumindest in unserer historischen Situation keine lebens- und reproduktionsfähige Alternative jenseits kapitalistischer Marktwirtschaften gibt“ (ebd.: 194). Realistischerweise hätten einflussreiche Repräsentanten der deutschen Gewerkschaften die Soziale Marktwirtschaft neben dem sozialen Europa zu ihren „normativen Bezugsgrößen“ gemacht und „unaufgebbare Ziele wie Tarifautonomie und Mitbestimmung in einen neuen und systemkonformen Begründungszusammenhang“ gestellt, in dem Wissen, „dass sie nur bei Verlust der Politikfähigkeit sich objektiven historischen Tendenzen entgegenstellen könnten“ (ebd.).

Diese Sicht der Dinge ist in mehrfacher Hinsicht bemerkenswert:<sup>1</sup>

- Bemerkenswert ist zum einen, dass eine analoge Argumentation noch vor geraumer Zeit mit gegenteiliger normativer Bewertung vorgetragen worden wäre. Die Versöhnung zwischen Sozialer Marktwirtschaft und Gewerkschaften wäre als programmatischer Ausdruck der Entwicklung der Gewerkschaften zu intermediären Organisationen interpretiert worden, die sich in eine pragmatische Vermittlerrolle zwischen Arbeits- und Systeminteressen flüchten, anstatt die Klasseninteressen der Lohnabhängigen konfliktorisch zu vertreten (Müller-Jentsch 2008: 51-78). War diese Position noch durch eine marxistische Kapitalismuskritik inspiriert, so stützt sich der Programmsatz von der Alternativlosigkeit kapitalistischer Marktwirtschaften teils auf geschichtsphilosophisch („objektive historische Tendenzen“), teils auf systemtheoretisch begründete „Gewissheiten“. Demnach beruht die vermutete Schädlichkeit politischer (oder gar wirtschaftsdemokratischer) Interventionen in die kapitalistische Ökonomie vor allem auf der Eigengesetzlichkeit des Marktsystems, die nur um den Preis wirtschaftlicher Funktionsdefizite ignoriert werden kann. „Spätestens seit Luhmanns systemtheoretischen Siegeszug pfeifen es die Spatzen von den Dächern: Politische und wirtschaftliche Systeme haben ihren Eigensinn. Parlamente funktionieren anders als Märkte; politische Entscheidungen werden nach der Mehrheitsregel, ökonomische nach Angebot und Nachfrage getroffen. Ohne empfindliche Störungen kann keines der Funktionssysteme seine Spielregeln auf das andere übertragen.“ (Müller-Jentsch 2011b: 35)

Die auf Luhmann rekurrierende Affirmation der Sozialen Marktwirtschaft ist folgenreich. Luhmann fasst bekanntlich auch die Wirtschaft als ein autopoietisches, funktional ausdifferenziertes Teilsystem der Gesellschaft, das sich aufgrund eigener Codierung erfolgreichen Steuerungs- und Korrekturversuchen durch Politik entzieht. Zwar entstünden immer wieder gesell-

---

<sup>1</sup> Vgl. dazu auch das Streitgespräch im Magazin der Hans-Böckler Stiftung (Müller-Jentsch/Urban 2012).

schaftspolitische Hoffnungen, „daß das, was die Wirtschaft an Selbststeuerung nicht (oder nicht befriedigend) erbringen könne, eben von der Politik geleistet werden müßte. Aber diese Vorstellung kollidiert hart mit dem Faktum funktionaler Differenzierung, das ausschließt, daß Systeme wechselseitig füreinander einspringen können.“ (Luhmann 1988: 325)

Diese prinzipielle Skepsis gegenüber politischen Korrekturen marktwirtschaftlicher Defizite diskreditiert folgerichtig nicht nur weitreichende, etwa wirtschaftsdemokratische, sondern auch die zurückhaltenderen Korrekturambitionen der Ordnungsökonomik der Sozialen Marktwirtschaft. Dies gilt etwa für den wirtschaftspolitischen Imperativ der Monopolkontrolle eines Walter Eucken oder die Vorstellung eines Alfred Müller-Armack, „dass der Staat im Interesse des sozialen Ausgleichs durchaus in den Wirtschaftsprozess eingreifen sollte und müsse“ (Müller-Jentsch 2011b: 35). Stattdessen führt der Weg über das Diktum autopoietischer Eigensinnigkeit des Wirtschaftssystems in die Nähe des wirtschaftswissenschaftlichen Mainstreams und des *cantus firmus* der neo- institutionalistischen Wirtschaftstheorie. Dieser wird jedoch stärker von August von Hayek als von Alfred Müller-Armack oder Ludwig Erhard geprägt. Demnach sind Marktversagen und Wirtschaftskrisen generell Folgen marktverzerrender politischer Interventionen zugunsten sozialer Ziele. Denn lediglich Interventionen, die Märkte von Regulierungen befreien, sind legitim; marktkorrigierende Interventionen, gar solche in wirtschaftsdemokratischer Absicht, sind nichts anderes als Fehlgriffe verantwortungsloser Politiker (dazu etwa Streeck 2011). Merke: Wer bei Müller-Armack landen will, sollte nicht mit Luhmann beginnen.

- Neben dieser Nähe zu mainstreamkonformen Rechtfertigungsmustern beeindruckt an der vorgetragenen Position vor allem ihre Abschottung gegenüber den realen Entwicklungen der jüngeren Vergangenheit. Was hier als positiver Endpunkt eines Geschichtsprozesses skizziert wird, ist durch das Aufkommen des globalen Finanzmarktkapitalismus und seiner Systemkrise längst schon Vergangenheit – sollte es je existiert haben. Die sozialwissenschaftliche Forschung, die stärker auf Gegenwartsanalysen denn auf normative Präferenzen zielt, konstatiert nicht nur eine Redramatisierung von Interessen- und Verteilungskonflikten zwischen Kapital und Arbeit und eine neue Aktualität sozialer Klassenspaltungen im finanzmarktgetriebenen Kapitalismus. Auch die zeitgenössische Europafor schung debattiert aus nachvollziehbaren Gründen eher über die Dimensionen der Existenzkrise der Europäischen Union; eine Zukunft im Sinne von Jaques Delors Leitbild eines sozialen Europas dürfte selbst chronischen Europaoptimisten gegenwärtig recht utopisch erscheinen.
- Völlig unter die Räder der Affirmation der Sozialen Marktwirtschaft gerät, dass die Soziale Marktwirtschaft sich in ihrer Krise als nicht zukunftsfähig erwies, sondern sich in jenen Finanzmarktkapitalismus transformierte, der über die Externalisierung seiner Krisenkosten Realwirtschaft, Gesellschaft und Politik in Geiselschaft nahm und geradezu aus-

plünderte, um in bisher nicht gekanntem Umfang Verteilungs- und Machtinteressen der globalen Finanzmarktplayer zu wahren (Altvater 2010). Das Schweigen über diese Phänomene und die Diskreditierung des Denkens in Alternativen als Versuche, sich einer „objektiven historischen Tendenz“ entgegen zu stemmen, riskiert nicht nur den Abschied von einer wissenschaftlich seriösen Kapitalismuskritik, ja den Prinzipien kritischer Wissenschaft überhaupt. Es ignoriert auch mit erstaunlicher analytischer Blindheit, dass die letzten drei Jahrzehnte nicht nur eine Periode des Abschieds der Gewerkschaften von der Kapitalismuskritik und der Hinwendung zum deutschen Modell einer exportdominierten Produktivitätsökonomie waren; sondern dass sie in dieser Phase auch sukzessive in eine strukturelle Defensive rutschten, die ihnen bis in die Gegenwart erheblich zu schaffen macht und die auch in der Großen Krise des Finanzmarktkapitalismus nicht überwunden werden konnte.

## Gewerkschaften im deutschen Krisen-Korporatismus

Die Diagnose der gewerkschaftlichen Defensive kann jedenfalls als Tenor der internationalen kritischen Gewerkschaftsforschung festgehalten werden (dazu Peters 2011). Auch in Deutschland geht die Debatte über Gegenwart und Zukunft der Gewerkschaften davon aus, dass die Organisationen der abhängigen Arbeit im Übergang vom Sozialstaats- zum Finanzmarkt-Kapitalismus in eine äußerst schwierige Problemkonstellation geraten sind. Als Indikatoren werden rückläufige Mitgliederzahlen, Finanzmittel und Organisationsgrade, die Erosion gewerkschaftlicher Verankerung in den Betrieben, der Rückgang gewerkschaftlicher Verhandlungs- und Verteilungsmacht in den Arenen der Betriebs- und Tarifpolitik und nicht zuletzt die Erosion gewerkschaftlicher Lobbykraft benannt. (Brinkmann u.a. 2008, Dörre 2011, Deppe 2012)

Auch hinsichtlich der Auswirkungen der Großen Krise des Finanzmarktkapitalismus auf Organisations- und Durchsetzungsmacht der Gewerkschaften sind eher pessimistische Einschätzungen vorgetragen worden.<sup>2</sup> Demnach gelang es den Gewerkschaften nicht, aus der offenkundigen Blamage neoliberaler und marktgläubiger Theorien einen strategischen Vorteil zu ziehen. Zwar konnten in Deutschland mit Blick auf die Sicherung von Branchen („Abwrackprämie“) und Beschäftigung („Kurzarbeit“ und „interne Arbeitszeitflexibilisierung“) keineswegs selbstverständliche Defensiverfolge errungen werden (Urban 2012a). Damit trugen sie maßgeblich zum „deutschen Arbeitsmarktwunder“ bei (Möller 2010). Als Folge stiegen gewerkschaftliches Selbstbewusstsein und Ansehen der Gewerkschaften als Krisenmanager bei den politischen und medialen Eliten. Dem standen in der akuten Krisenphase jedoch ein zügiger Arbeitsplatzabbau in prekären Belegschaftssegmenten sowie erhebliche Zuge-

<sup>2</sup> Vergleiche dazu etwa die Beiträge von Colin Crouch, Lucio Baccaro, Mario Regini, Paul Marginson, Richard Hyman und Rebecca Bumbell-McCormick sowie Ruth Milkman in: *Socio-Economic Review*, H. 2/2010, S. 341-376.

ständnisse bei Entgelten und Arbeits- und Leistungsstandards gegenüber. Die erneute Ausweitung von Leiharbeit – und von Werkverträgen – und die weitere Intensivierung der Arbeit im Zuge der Exportkonjunktur 2010/2011 verweisen auf die enormen Flexibilisierungsgewinne, mit denen der Post-Rheinische Kapitalismus seine Wettbewerbsstärke unterstreicht.

Auch mit Blick auf die deutsche Entwicklung kann im Anschluss an die internationale Forschung festgehalten werden: Trotz Anzeichen einer Wiederbelebung der Gewerkschaften markiert die Krise bisher keinen positiven machtpolitischen Wendepunkt für die organisierte Arbeit (Baccaro 2010). Auch wenn in Deutschland etwa die IG Metall im Kontext des nach der Krise einsetzenden Exportbooms erfolgreiche Tarifabschlüsse und Mitgliederentwicklungen vorweisen kann, so konnten die Gewerkschaften insgesamt politisch nicht von der politischen und ideologischen Blamage des Neoliberalismus profitieren. Die Analysen gewerkschaftlichen Agierens in der Krise zeigten, dass der Prozess des gewerkschaftlichen Machtverlustes, mancherorts gar des organisationspolitischen Niedergangs, durch die Finanzkrise eher beschleunigt als gestoppt wurde. Offenbar war der Prozess der Erosion ihrer Machtressourcen zu umfassend, als dass die Gewerkschaften unter erschwerten Krisenbedingungen zu strategischen Interventionen im Sinne einer Einflussnahme auf die dominierenden Krisenstrategien in der Lage wären.

Aus einer kritischen Forschungsperspektive ist jedoch zugleich der Befund von Interesse, dass sich die fortdauernde Defensive der Gewerkschaften in der Krise im Rahmen eines institutionellen Wandels abspielte. Dieser führte in einigen Ländern des krisengeschüttelten Europas zu einer neuen Form tripartistischer Bündnisse zwischen Staat, Gewerkschaften und Kapitalverbänden (Hassel 2009, Glassner/Keune 2010). Für den deutschen Fall ist dafür der Begriff des „Krisen-Korporatismus“ in die Debatte eingebracht worden (Urban 2012a). Innerhalb dieses Rahmens wurden Zugeständnisse mit Blick auf Beschäftigung und bei der Einkommenssicherung (beziehungsweise der Moderation von Einkommenseinbußen) gegen den Verzicht auf systemoppositionellen Widerstand sowie soziale und politische Militanz getauscht. Dabei wies der deutsche Krisen-Korporatismus durchaus relevante Unterschiede zum Sozial-Korporatismus wie zum Wettbewerbs-Korporatismus der Vergangenheit auf. So stellte die zugespitzte Krise des Finanzmarktkapitalismus einen spezifischen makroökonomischen Kontext dar, der sich von dem der Prosperitätsphase grundlegend unterscheidet und der Interessenlagen und Machtressourcen der korporativen Akteure veränderte. Staat, Gewerkschaften und Unternehmen der Realwirtschaft gerieten unter dem Druck der Schockkrise 2008/2009 gemeinsam in eine machtpolitische Defensive gegenüber den Mechanismen der Finanzmärkte und der Lobbymacht ihrer Schlüsselakteure. Vor diesem Hintergrund stellte der Krisen-Korporatismus eine „Allianz der Schwachen“ (Urban 2012a) dar, wobei die betrieblichen und politischen Sozialpakete als Notgemeinschaften und akute Antwort auf die Schockkrise verstanden wurden. Die Inkorporation der Gewerkschaften in die Krisenpolitik der Regierung war bei der Wahrung der Beschäftigungsinteressen der Stammbelegschaften zwei-

felsohne relativ erfolgreich. Dennoch konnte sie die weitere Prekarisierung des Beschäftigungssystems während und nach der Krise nicht verhindern (dazu etwa Bosch 2012). Zugleich ging sie mit dem Scheitern weitergehender gewerkschaftlicher Forderungen einher. Das galt etwa für die Forderungen nach einem Public Equity-Fonds und einer aktiven Industriepolitik seitens der IG Metall. Und im hier diskutierten Kontext führt ebenfalls kein Weg an der Erkenntnis vorbei, dass die Logik korporatistischer Aushandlungsprozesse mit ihren Kompromisserfordernissen gegenüber Kapital und Staat weniger als Treiber denn als Bremser einer dezidiert kapitalismuskritischen Sozialkritik wirkt. Dass auch in der zugespitzten Funktions- und Hegemoniekrise des Finanzmarktkapitalismus kapitalismuskritische Sozialkritik eher im Flüsterton zu vernehmen war, ist wohl nicht nur, aber vielleicht eben auch der Krisenpolitik der Gewerkschaften geschuldet.

### **Ausblick: Revitalisierung von Gewerkschaften und Kapitalismuskritik?**

Welche Schlussfolgerungen könnten sich daraus für die gewerkschaftliche Strategie- und Zukunftsdebatte und die Zukunft der gewerkschaftlichen Kapitalismuskritik ergeben? Die skizzierte Problemkonstellation zeigt zunächst, dass der Korrektur der asymmetrischen Einkommens- und Machtverteilung vor und während der Krise sowie der Europäisierung der gewerkschaftlichen Interessenpolitik eine besonders hohe Priorität auf der gewerkschaftlichen Agenda zukommen sollte. Hinzukommen müssen Anstrengungen der machtpolitischen Revitalisierung, da verteilungs- und europapolitische Erfolge ein erhebliches Maß an Verhandlungs- und Organisationsmacht voraussetzen. Angesichts dieser Anforderungen scheint es fraglich, ob die Sozialpakete des Krisen-Korporatismus einen geeigneten institutionellen Rahmen für ihre Bewältigung darstellen. Eine offensive Umverteilungspolitik zu Gunsten der Lohnarbeit, die Re-Regulierung des Arbeitsmarktes und eine egalitärere Verteilung von Einkommen und Vermögen realisiert, dürfte sich schnell als korporatismusinkompatibel erweisen, da sie zu stark mit Interesselangen und Machtansprüchen der anderen Akteure konfligiert. Zugleich ist die Gefahr nicht von der Hand zu weisen, dass das Verbleiben der Gewerkschaften in den nationalen Sozialpaketen die überfällige Transnationalisierung der gewerkschaftlichen Politik hemmt. Sollten die krisenkorporatistischen Bündnisse nach der akuten Krisenphase ihre Fortsetzung in wieder auflebenden wettbewerbskorporatistischen Standortpaketen finden, werden gerade jene gewerkschaftlichen Ressourcen gebunden, die für eine strategische Europäisierung der Gewerkschaftspolitik unverzichtbar sind.

Zugleich spricht die skizzierte Problemkonstellation für eine Ausdifferenzierung gewerkschaftlicher Strategiebemühungen in zweifacher Hinsicht. Bisher orientierten sich die gewerkschaftlichen Revitalisierungsbemühungen, und auch dies eher sporadisch als systematisch, auf die Verteilungs- und Machtkonflikte in nationalstaatlichen Arenen. Doch diese strategische Engführung wird der Problemkonstellation einer wirtschaftsdemokratischen Initiative nicht gerecht. Vielmehr muss die Mehrebenen-Perspektive der Europaforschung auch Einzug

in die gewerkschaftlichen Strategiedebatten halten. Dies erfordert eine europapolitische Neuorientierung der Gewerkschaften von paradigmatischen Ausmaßen. Diese Europäisierung gewerkschaftlicher Politik müsste mit einer bündnispolitischen Erweiterung gewerkschaftlicher Interessenpolitik verbunden werden. Bezugspunkt könnte eine europaweite Bewegung, ein heterogener Kollektivakteur, bestehend aus unterschiedlichen Initiativen, Organisationen und Persönlichkeiten sein, für den der Begriff der Mosaik-Linken ins Spiel gebracht wurde (Urban 2009). Für die Gewerkschaften könnte der strategische Gewinn einer Partizipation an einem transnational kooperativen Akteur darin liegen, die eigenen unzureichenden Machtressourcen durch Bündnisse mit anderen machtvollen Bewegungen zu ergänzen (Hyman/Gumbrell-McCormick 2010).

Eine solche Orientierung würde eine intensiviertere gewerkschaftliche Strategiedebatte erfordern, die auch das gewerkschaftliche Politik- und Selbstverständnis einzuschließen hätte. Dies betrifft auch die Reformulierung des gewerkschaftlichen Autonomiebegriffs. Im traditionellen Sinne bestand der Kern einer klassenautonomen Gewerkschaftspolitik in einer konfliktorientierten Interessenpolitik, die die umfassenden Reproduktionsinteressen der Lohnabhängigen gegenüber ökonomischen Akkumulationszwängen und politischen Integrationszwängen zur Geltung brachte. Sie war politökonomische Klassenpolitik mit kapitalismuskritischen Ambitionen gegenüber Staat und Kapital (Deppe 1979). Ein zeitgemäßer Autonomiebegriff im mosaiklinken Kontext hätte diese Konzeption nicht zu dementieren, wohl aber zu erweitern. Dies wäre durch einen erweiterten Interessenbegriff zu unterlegen. Zweifelsohne gewinnt eine klassenorientierte Interessenpolitik der Lohnabhängigen im Finanzmarkt-Kapitalismus eher an Bedeutung, als dass sie an Wichtigkeit verlore. Doch in mosaiklinken Zusammenhängen werden nicht nur klassenpolitische Projekte im engeren Sinne, sondern auch Themen und Politikziele allgemeinen Zuschnitts zu verhandeln sein. Das dürfte den Gewerkschaften eine neue Form der Einbeziehung von Interessenlagen und Präferenzen außerhalb des unmittelbaren Kontexts der abhängigen Arbeit abverlangen. Auf jeden Fall drängt diese Konstellation in Richtung einer Aufwertung des politischen Mandats der Gewerkschaften und der allgemeinpolitischen gewerkschaftlichen Interessenpolitik (Urban 2012 a und b).

Zugleich aber drängt die Situation in Richtung einer Erneuerung der gewerkschaftlichen Kapitalismuskritik. Es ginge zunächst um eine erfahrungsgesättigte Skepsis gegenüber der Reichweite einer Interessenpolitik, die sich mehr oder minder freiwillig auf das Terrain zurücknimmt, das das finanzkapitalistische Akkumulationsmodell und seine Spielregeln vorgeben. Aus der Finanzkrise ist nicht nur eine Staatsfinanzkrise geworden, in der die Staaten unter den Rettungskosten systemrelevanter Finanzmarktakteure stöhnen. Sie hat sich längst auch in die Realökonomie hinein verlängert. Und dort droht sie die absehbaren zyklischen Krisentendenzen in den exportstarken Industriesektoren zu überlagern und verstärken. Dies könnte schnell – wie in der Krise 2008ff. – in eine flächendeckende Existenzbedrohung ganzer Industriezweige und der vorhandenen Arbeitsplätze münden. Einem solchen wirtschaftlichen Einbruch

wäre eine traditionelle antizyklische Konjunkturpolitik relativ hilflos ausgesetzt. Der in der Krise 2008ff. seitens der IG Metall unterbreitete Vorschlag zur Einrichtung eines Public Equity-Fonds war offen für eine Strategie, die die notwendige steuerfinanzierte Stabilisierung der industriellen Basis mit der Transformation der Eigentumstitel verbindet (Urban 2009); und diverse Vorschläge zur Neuordnung des Bakensystems unter Einschluss von Verstaatlichungsmaßnahmen basieren mitunter ebenfalls auf der Erkenntnis, dass die privatkapitalistischen Eigentumsverhältnisse und die darauf beruhenden Macht- und Verteilungsinteressen eine der zentralen Hürden für eine nachhaltige Krisenüberwindung darstellen (Arbeitsgruppe Alternative Wirtschaftspolitik 2012). Angesichts dieser Problemkonstellation täte eine konsequente gewerkschaftliche Interessenpolitik gut daran, die kapitalistischen Eigentumsstrukturen und die finanzkapitalistische Profitlogik nicht weiter als Tabus zu akzeptieren.

Dennoch: Selbst wenn in der gegenwärtigen Krise ein wirkungsmächtiger Akteur mit kapitalismuskritischen Absichten entstünde und die Reaktivierung einer kapitalismuskritischen Sozialkritik auch in den Gewerkschaften gelänge, müsste dies den Kapitalismus keineswegs ins Wanken bringen. Erneut könnte es ihm gelingen, in Anpassungs- und Stabilisierungsressourcen zu verwandeln, was als Überwindungskritik beabsichtigt war. Dies ist umso wahrscheinlicher, je isolierter die Systemkritik bliebe. Dies würde einen ambitionierten Anti-Kapitalismus erneut entmutigen. Nicht einmal die Hoffnung, dass der neue Kapitalismus „besser“ als sein finanzmarktgetriebener Vorgänger wäre, muss sich erfüllen. Aber ausgeschlossen ist es eben auch nicht. Wie sich die Kapitalismuskritik aus dieser Falle befreien kann und wie die Gewerkschaften wieder zu einem einflussreichen Träger einer solchen werden könnten, wäre ein lohnender Gegenstand einer offensiven Strategiedebatte – innerhalb wie außerhalb der Gewerkschaften.

## Literatur

- Altwater, Elmar (2010), *Der große Krach. Oder die Jahrhundertkrise von Wirtschaft und Finanzen, von Politik und Natur.* Münster.
- Arbeitsgruppe Alternative Wirtschaftspolitik (2012), *Memorandum 2012. Europa am Scheideweg – Solidarische Integration oder deutsches Spardiktat.* Köln.
- Baccaro, Lucio (2010), Does the global financial crisis mark a turning point for labour?, in: *Socio-Economic Review* (2), 341-348.
- Bergmann, Joachim/Jacobi, Otto/Müller-Jentsch, Walter (1976), *Gewerkschaften in der Bundesrepublik.* Frankfurt a. M.
- Boltanski, Luc/Chiapello, Ève (2003), *Der neue Geist des Kapitalismus.* Konstanz.
- Bosch, Gerhard (2012), *Prekäre Beschäftigung und Neuordnung am Arbeitsmarkt. Expertise im Auftrag der IG Metall.* Duisburg, September.
- Brinkmann, Ulrich u.a. (2008), *Strategic Unionism: Aus der Krise zur Erneuerung?* Wiesbaden.
- Crouch, Colin (2011), *Das befremdliche Überleben des Neoliberalismus.* Berlin.
- Deppe, Frank (2012), *Gewerkschaften in der Großen Transformation. Von den 1970er Jahren bis heute. Eine Einführung.* Köln 2012.
- Deppe, Frank (1989), *Der Deutsche Gewerkschaftsbund (DGB) (145-1965)*, in: Deppe, Frank/Fülberth, Georg/Harrer, Jürgen (Hg.), *Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung.* Köln, S. 471-575.

- DGB Bundesvorstand (1996), Grundsatzprogramm des Deutschen Gewerkschaftsbundes. Berlin 1996.
- Dörre, Klaus (2011), Funktionswandel der Gewerkschaften. Von der intermediären zur fraktalen Organisation, in: Haipeter, Thomas/Dörre, Klaus (Hrsg.), *Gewerkschaftliche Modernisierung*, Wiesbaden 2011, S. 267-301.
- Forum Gewerkschaften (1996), Soziale Marktwirtschaft – das Ende der Geschichte? Supplement der Zeitschrift Sozialismus 6-96.
- Glassner, Vera/Keune, Maarten (2010), Negotiating the crisis? Collective Bargaining in Europe during the economic downturn, ILO-Working Paper No. 10, March.
- Hassel, Anke (2009), Policies and Politics in Social Pacts in Europe, in: *European Journal of Industrial Relation*, Vo. 15, No. 1, 7-26.
- Hyman, Richard/Gumbrell-McCormick, Rebecca (2010) 'Trade unions, politics and parties: Is a new configuration possible?' *Transfer*, H. 3, 315-331.
- Lessenich, Stephan (2008), Die Neuerfindung des Sozialen. Der Sozialstaat im flexiblen Kapitalismus. Bielefeld.
- Luhmann, Niklas (1988), Die Wirtschaft der Gesellschaft. Frankfurt a. M.
- Merkel, Wolfgang (2000), Der „Dritte Weg“ und der Revisionismusstreit der Sozialdemokratie am Ende des 20. Jahrhunderts, in: Hinrichs, Karl/Kitschelt, Herbert/Wiesenthal, Helmut (Hg.), *Institutionenpolitik in kapitalistischen und postsozialistischen Gesellschaften*. Frankfurt a. M., S. 263-290.
- Merkel, Wolfgang u. a. (2006), Die Reformfähigkeit der Sozialdemokratie. Herausforderungen und Bilanz der Regierungspolitik in Westeuropa. Wiesbaden.
- Möller, Joachim (2010), The German labour market response in the world recession – demystifying a miracle, in: *Journal for Labour Market Research*, Vol.42 (1-2), 325-336.
- Müller-Jentsch, Walter (2011a), Gewerkschaften und Soziale Marktwirtschaft seit 1945. Stuttgart.
- Müller-Jentsch, Walter (2011b), Demokratie und Wirtschaftsordnung, in: *spw*, H. 6, S. 35-39.
- Müller-Jentsch, Walter (2008), Arbeit und Bürgerstatus. Studien zur sozialen und industriellen Demokratie. Wiesbaden
- Müller-Jentsch, Walter/Urban, Hans-Jürgen (2012), Mehr Mut zur Kapitalismuskritik? Streitgespräch, in: *Mitbestimmung* 5, S. 50-55.
- Peters, John (2011), The Rise of Finance and the Decline of Organised Labour in the Advanced Capitalist Countries, in: *New Political Economy*, Nr. 16, S. 73-99.
- Piazza, James (2001): De-Linked Labor. Labour Unions and Social Democratic Parties under Globalization, in: *Party Politics*, Vol. 7., Nr. 4, 413-435.
- Streeck, Wolfgang (2011), The Crises of Democratic Capitalism, in: *New Left Review*, Sept./Okt., S. 5-29.
- Urban, Hans-Jürgen (2012a), Crisis corporatism and trade union revitalisation in Europe, in: Lehndorff, Steffen (Hg.), *A triumph of failed ideas. European models of capitalism in the crisis*, Brussels 2012, S.199-222.
- Urban, Hans-Jürgen (2012b), Sozialkritik und Gewerkschaften. Konturen einer schwierigen Beziehung, in: Dörre, Klaus/Sauer, Dieter/Wittke, Volker (Hrsg.): *Kapitalismustheorie und Arbeit. Neue Ansätze soziologischer Kritik*. Frankfurt/M., S. 421-445.
- Urban, Hans-Jürgen (2009), Die Mosaik-Linke. Vom Aufbruch der Gewerkschaften zur Erneuerung der Bewegung, in: *Blätter für deutsche und internationale Politik*, 5, S. 71-78.
- Urban, Hans-Jürgen (2004), Aktivierung und Eigenverantwortung. Stützpfeiler einer neuen Wohlfahrtsarchitektur?, in: *WSI Mitteilungen*, H. 9/2004, S. 467-473.



*Felix Syrovatka*

## **Ein Teil der Krise?**

### **Gewerkschaften und Korporatismus**

Die Eurozone und die EU stecken in einer Krise, die nicht enden will. Griechenland steht kurz vor dem Staatsbankrott. Irland, Zypern und Portugal haben Finanzhilfen beantragt und befinden sich schon unter dem europäischen Rettungsschirm, während sich Spanien noch mit aller Macht gegen einen Besuch der Troika aus Internationalem Weltwährungsfonds, Europäischer Zentralbank und Europäischer Kommission wehrt<sup>1</sup>. Der Grund für diese „Staatschuldenkrise“, so die bürgerlichen Medien und MeinungsträgerInnen, sei der „Schlendrian“ der Länder in der südeuropäischen Peripherie. Deshalb müssen sie nun sparen, so wie es eine ordentliche schwäbische Hausfrau auch tun muss, wenn sie kein Geld mehr in ihrer Haushaltskasse vorfindet.

Damit üben die Regierungen in Berlin, Paris und in den anderen Hauptstädten des so genannten „Kerneuropa“ massiven Druck auf die verschuldeten Länder aus. Gelder aus dem Rettungsschirm erhält nur, wer sich bereit erklärt, massive Kürzungs- und Strukturprogramme in seinem Land durchzusetzen. Die „Rettungspakete“ werden zu einem Hebel für einen Generalangriff auf Löhne, ArbeitnehmerInnenrechte, Gewerkschaften, den Sozialstaat und letztendlich auch auf die Demokratie.

Der Fiskalpakt und die Gesetze zur „Economic Governance“ führen dazu, dass demokratisch nicht legitimierte Organe wie die Europäische Kommission, der Europäische Gerichtshof oder die Europäische Zentralbank (EZB) deutlich mehr an Macht gewinnen und somit wichtige Entscheidungen nicht mehr durch gewählte Parlamente getroffen werden (Huke/Syrovatka 2012: 11). Die repräsentative Demokratie weicht der autoritären Haushalts- und Hausaufgabenkontrolle.

Gleichzeitig führen die Sparpakete in den so genannten Defizitländern zu Arbeitslosigkeit, Armut und Verzweiflung. Die Spar- und Anpassungspakete, die größtenteils aus Privatisierungs- und Liberalisierungsmaßnahmen bestehen, haben ihre Spuren hinterlassen. So wurden z.B. in Spanien die Löhne im öffentlichen Dienst um mehr als 5 Prozent gesenkt sowie Nullrunden bei den Renten und eine Erhöhung des Renteneintrittsalters auf 67 Jahren beschlossen (Huke 2012: 9f).

Dem widersetzen sich die Gewerkschaften und sozialen Bewegungen. Während in Griechenland am 28. September 2012 Hunderttausende zu einem Generalsstreik auf die Straße gingen, konnten in Spanien die Indignados und die

---

<sup>1</sup> Bei Abfassung dieses Artikels befand sich die spanische Regierung mit der EU-Kommission in Verhandlungen über mögliche Finanzhilfen (vgl. Spiegel/Johnson 2012). Zum Gesamtkomplex vgl. Z 91, Euro-Krise und Alternativen der Linken, September 2012.

„15M“-Bewegung im Kontext von Demonstrationen und Platzbesetzungen deutliche Mobilisierungserfolge verbuchen. Auch in Portugal gingen Ende September dieses Jahres mehrere Tausend Menschen auf die Straße, um gegen die geplanten Sparmaßnahmen zu demonstrieren. Sie erreichten mit deren Nichtumsetzung einen wichtigen Teilerfolg (vgl. Bolzen/Müller 2012: 10).

In Deutschland sind Protestbewegungen solchen Ausmaßes nicht zu beobachten, auch weil die deutsche Wirtschaft die Krise bisher relativ gut überstanden hat (Demirović/Sablowski 2012: 78). Schon kurz nach dem Ausbruch der Krise 2008/2009 erreichten die deutschen Exporte Ende 2010 wieder das gleiche Niveau wie vor der Krise (Giersberg/Plickert 2010).

Dieser Umstand ist auch mit der besonderen Position der deutschen Gewerkschaften als „Krisenmanager“ und ihrer Politik vor und während der Krise zu erklären (Dörre 2011: 268f). Die Umbrüche und wirtschaftlichen Krisen seit Mitte der siebziger Jahre haben die Gewerkschaften in der Bundesrepublik deutlich geschwächt. Sie reagierten darauf mit einer Politik des Krisenkorporatismus. Diese Politik war mitverantwortlich dafür, dass auf der europäischen Ebene ein erhebliches Handelsbilanzdefizit zugunsten der BRD entstehen konnte. Die hier vertretene These ist: Die DGB-Gewerkschaften tragen angesichts ihrer in den 1990er und 2000er Jahren - auch aus einer Position der Schwäche heraus verfolgten - Strategie des Wettbewerbskorporatismus und ihrer Einbindung in den herrschenden Block eine gewisse Mitverantwortung für die aktuelle Krise der Eurozone. Gleichzeitig behindern ihre Politik des Krisenkorporatismus sowie ihre „Kerngeschäftstrategie“ eine Diskussion über mögliche Alternativen zum bestehenden Arbeits- und Akkumulationsregime.

## **Risse im „Modell Deutschland“**

Der Zusammenbruch des Systems der freien Wechselkurse von Bretton Woods im Jahre 1973 kennzeichnete die Hegemoniekrise des fordistischen Regulationsregimes und die Wendung hin zum neoliberalen Paradigma in der internationalen Ökonomie (Bieling 2007: 95ff; Altwater/Mahnkopf 2007: 94f). Gleichzeitig markierte er für die alte BRD den Beginn der einseitigen Aufkündigung des institutionalisierten Klassenkompromisses der so genannten „Deutschland AG“ durch die herrschende Klasse, der jedoch erst nach dem Zusammenbruch einer gesellschaftlichen Alternative offen zu Tage trat (Deppe 2012: 35). Dieser Kompromiss entwickelte sich in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg in Konkurrenz zu den sozialistischen Staaten und unter dem Eindruck der relativen Stärke der Gewerkschaften; er gewährleistete bis zu seinem Ende die Stabilität der fordistischen Gesellschaftsformation. Flankiert wurde er durch die exportorientierte Wirtschaftspolitik und den Sozialstaat, die zusammen einen breiten gesellschaftlichen Konsens über die zukünftige ökonomische Entwicklung der Bundesrepublik erzeugten und über einen langen Zeitraum Vollbeschäftigung sowie hohe und stetig wachsende Reallohneinkommen garantierten (Burkhardt 1994: 156). In diesem Modell wurde den Gewerkschaften eine intermediäre Mittlerrolle zwischen Kapital- und Mit-

gliederinteressen zugeschrieben, welche sie zugunsten ihres klassenbasierten Doppelcharakters aufgaben (Dörre 2010: 884).

Die Grenzen dieses Kompromisses waren jedoch permanent umkämpft und somit Ausdruck des Kräfteverhältnisses zwischen den Klassen. Während die Gewerkschaften in den 50er und 60er Jahren aus einer Position der relativen Stärke heraus agierten und die Grundlagen des Klassenkompromisses – die keynesianische Wirtschafts- und Vollbeschäftigungspolitik – von den verschiedenen Kapitalfraktionen nicht in Frage gestellt wurde, begann vor dem Hintergrund der 68er-Bewegung und einem Aufschwung von Klassenkämpfen in Europa dieses gesellschaftliche Arrangement zu bröckeln (Deppe 2012: 34f).

Nach den ersten Rissen im Modell der „Deutschland AG“ Ende der 1960er Jahre und nach dem Zusammenbruch von Bretton Woods sowie der strukturellen Krise der kapitalistischen Akkumulation in den 1970er Jahren erfolgte in Deutschland unter den Vorzeichen der internationalen Konkurrenz auf den Weltmärkten ein Abbruch und Umbau des deutschen Modells. Mit Beginn der 1980er Jahre setzte sich endgültig das neoliberale Paradigma durch, das sich in einer angebotsorientierten Wirtschafts- und einer inflationsvermeidenden Fiskalpolitik, im Abbau und in der Privatisierung des Sozialstaates sowie in zunehmender Deregulierung und Liberalisierung auf den Kapital-, Arbeits- und Warenmärkten zeigte (ebd.: 159). Auch manifestierte sich der Paradigmenwechsel in der Wahl Helmut Kohls und einer neokonservativen Bundesregierung im Jahr 1982 (Kannankulam, 2008: 299ff). Gleichzeitig stiegen zu Beginn der 1980er Jahre und infolge der Wirtschaftskrise 1980/82 die Arbeitslosenzahlen auf über 2 Millionen. Die Lohnquote ging nach einem kurzen Anstieg in den frühen 70er Jahren kontinuierlich zurück (Felder 1991: 49). Die Gewerkschaften waren nun den direkten politischen Angriffen der Kohl-Regierung ausgesetzt, die bis zu Eingriffen in die Tarifautonomie führten. Ihren Höhepunkt erreichten die Angriffe in den 1980er Jahren mit der Verabschiedung des Paragraphen 116 des Arbeitsförderungsgesetzes. Dieser Paragraph beeinträchtigt bis heute die Streikfähigkeit der Gewerkschaften und muss als Reaktion des Kapitals auf die Durchsetzung der 35-Stunden Woche 1984 angesehen werden.

Die drei Faktoren – Massenarbeitslosigkeit, sozialstrukturelle Veränderungsprozesse sowie die politischen Angriffe der neokonservativen Regierung – führten dazu, dass sich in der Öffentlichkeit das Bild von den Gewerkschaften als einem „unbeweglichen, unintelligenten und zum Aussterben verurteilten Dinosaurier“ (ebd. S. 49) verfestigte und der DGB in eine gesellschaftspolitische Defensivposition geriet. Die Strategie der liberal-konservativen Regierung war dahingehend aufgegangen, dass der DGB durch eine nunmehr selektive Einbindung erheblich an politischer Bedeutung verlor und die Macht der Gewerkschaften eingeschränkt wurde.

Gleichzeitig wurde mit Steuersenkungen für Unternehmen sowie der Subventionierung von Forschung und Entwicklung im High-Tech-Bereich die Ex-

port- und Wettbewerbsfähigkeit der deutschen Wirtschaft weiter gestärkt. 1988 hatte die BRD einen Leistungsbilanzüberschuss von 140 Milliarden DM zu verzeichnen, der im Gegensatz zu den deutlichen Leistungsbilanzdefiziten der USA und Großbritanniens stand und ein enormes weltwirtschaftliches Ungleichgewicht offenbarte (Kannankulam 2008: 306f).

Trotz der relativen Defensivposition der Gewerkschaften und dem Paradigmenwechsel schien der Regierung Kohl die „Zeit für eine radikale Strategie [...] nicht reif, weil die Konfliktfähigkeit der bundesdeutschen Gesellschaft aus historischen Gründen unterentwickelt war.“ (Borchert zit. n. ebd.: 310). Dies änderte sich jedoch mit dem Fall der Berliner Mauer. Die Kohl-Regierung nutzte die Schwierigkeiten, die sich bei der staatlichen Einigung auftraten, und leitete eine „Radikalkur für den Standort Deutschland“ ein. Ihr politisches Kernprojekt in der Zeit bis 1998 war die Neuregelung der staatlichen Arbeitsförderungs politik, die ihren juristischen Ausdruck im Beschäftigungsförderungsgesetz im Jahr 1996 fand<sup>2</sup> (vgl. ebd.: 314). Dennoch kann konstatiert werden, dass die rechtlich-institutionelle Sicherung der gewerkschaftlichen Macht auch in der Kohl-Ära nicht angetastet wurde. Sie wurde aber durch die Angriffe der neokonservativen Regierung eingeschränkt (Deppe 2012: 48). Der Abbau von sozialstaatlichen Leistungen sowie die Verschärfung der Repressionsmaßnahmen im Fall der Erwerbslosigkeit waren harte Einschnitte in die Handlungsspielräume der Gewerkschaften und werteten die Rolle der Betriebsräte für die Politik und auch das Selbstverständnis der Gewerkschaften an sich auf (Dörre 2011: 279f.).

## Reaktionen der Gewerkschaften: Wettbewerbskorporatismus

Die Gewerkschaften reagierten unter dem Druck dieser Angriffe von Kapital- und Regierungsseite und vor dem Hintergrund der Wirtschaftskrise von 1992/93 – auch aus einer Position der Defensive - mit einer zurückhaltenden Lohnpolitik und mit Kooperationsbereitschaft. Sie versuchten damit am „deutschen Konsensmodell“ (Sablowski, 2004: 635) festzuhalten. Im Zeitraum von 1991 bis 1999 blieb der Anstieg der Bruttolöhne und -gehälter hinter dem Verteilungsspielraum aus Preis- und Produktivitätssteigerung zurück (Bispinck/Schulten 1999: 872). Gleichzeitig stimmten die Gewerkschaften 1994 erstmals dem Abbau tariflicher Leistungen zu (Sablowski 2004: 636). Zugleich führte die Krise 1992/93 bei vielen Gewerkschaftern zu einem „ideologischen Perspektivwechsel“, mit dem sie die Anforderungen und Zwänge des internationalen Marktes für die Unternehmen zum „gedanklichen Ausgangspunkt“ (Hürtgen 2003: 7) auch für die Gewerkschaften selbst machten. Das hatte wiederum zur Konsequenz, dass Gewerkschaftspolitik zunehmend durch die Handlungsrahmen der Unternehmen eingeschränkt wurde (ebd.). Gleichzeitig führten die Angriffe der neokonservativen Regierung zu

<sup>2</sup> Das Beschäftigungsförderungsgesetz von 1996 sah die Einschränkung von Lohnfortzahlungen im Krankheitsfall sowie eine Liberalisierung des Kündigungsschutzes vor. Es wurde 2001 von dem Teilzeit- und Befristungsgesetz abgelöst.

einer Verunsicherung und Disziplinierung der Belegschaften, die aus Angst um ihre Arbeitsplätze die Beschäftigungssicherungspolitik unterstützten (Deppe 2012: 48). Dieser „Wettbewerbskorporatismus“ kulminierte in der Initiative für ein „Bündnis für Arbeit und Standortsicherung“ aus Gewerkschaften, Regierung und Arbeitgeberverbänden im November 1995. Mittelpunkt dieses Bündnisses war ein politischer Tausch: Lohnverzicht gegen die Sicherung von Arbeitsplätzen und Einhalt beim Abbau des Sozialstaates. Auch wenn das „Bündnis für Arbeit und Standortsicherung“ nur für eine kurze Zeit hielt und mit dem Beschäftigungsförderungsgesetz zerbrach, so waren die daraus folgenden Vereinbarungen faktisch doch eine Zustimmung zum „vollständigen Programm neoliberaler Deregulierung der CDU-FDP-Regierung“ (Zeuner 1995: 5).

Diese Integration der Gewerkschaften in das „Exportmodell Deutschland“ setzte sich auch nach dem Scheitern des „Bündnisses“ fort. Sie fand ihre Kontinuität, wenn nicht sogar Verschärfung nach der Wahl der Rot-Grünen Bundesregierung 1998. Dies zeigte sich zuerst darin, dass nach dem Wahlsieg von SPD und Grünen das tripartistische „Bündnis für Arbeit“ wiederbelebt wurde. Die Gewerkschaften, die im Wahlkampf massiv für eine rot-grüne Koalition geworben hatten, hofften darauf, dass ihr politischer Einfluss zunehmen würde und sie somit aus der politischen Defensive herauskommen könnten (Deppe 2012: 71). Diese Hoffnung wurde z. B. dadurch genährt, dass im ersten Kabinett Schröder Walter Riester, seit 1992 Zweiter Vorsitzender der IG Metall, zum Bundesarbeitsminister ernannt wurde. Nach ersten Reformschritten wie der Novellierung des Betriebsverfassungsgesetzes 2001 begann jedoch unter dem Dach des „Bündnisses für Arbeit“ und mit Walter Riester der Abbau der Rentensysteme. Die Einführung der privaten Zusatzrente („Riester-Rente“) im Zuge des Umbaus auf ein „Drei-Säulen-System“ sowie die Fixierung auf das Primat der Beitragsstabilisierung bedeutete einen grundlegenden Paradigmenwechsel bei der Alterssicherung. Gleichzeitig war das Rentenkonzept durch die Senkung der Lohnnebenkosten sowie die Privatisierung ein weiteres Zugeständnis an das Finanz- wie an das exportorientierte Kapital (ebd.: 72).

Zwei später in ver.di aufgegangene Gewerkschaften (die IG Medien und die Gewerkschaft Handel-Banken-Versicherungen) positionierten sich gegen das „Bündnis“. Dennoch muss das „Bündnis für Arbeit“ als „Erfolgsgeschichte von New Labour in Deutschland“ angesehen werden, in deren Rahmen es gelungen war, „die Gewerkschaften ganz direkt als Co-Manager bei der Privatisierung der Sozialversicherung einzubinden“ (Bachmann 2001).

Betont werden muss hierbei, dass die Fortsetzung der Korporationspolitik innerhalb der Gewerkschaften nicht unumstritten war. Gerade die gewerkschaftliche Linke tat sich mit einer Vielzahl von Gegenaufrufen (Stuttgarter Aufruf, Eisenacher Aufruf) und Diskussionspapieren hervor, konnte jedoch die Mehrheit der gewerkschaftlichen Basis vom Kurs des Korporatismus nicht abbringen (Wompel 1999: 21). Die Führungen der großen Gewerkschaften IG Me-

tall und ÖTV blieben auch in dieser breiten innergewerkschaftlichen Diskussion bei ihrer korporatistischen Standortlogik. Jeder Protest und jeder Alternativvorschlag (ebd.; Riexinger 2000) wurde überhört oder abgewiesen, so etwa durch den stellvertretenden DGB-Vorsitzenden Walter Putzhammer („Wer die Reform verhindern wollte, kriegt es auch mit uns zu tun“; zit. n. ebd.).

Noch viel schwerwiegender für die Gewerkschaften waren jedoch die „Reformen“ der Agenda 2010, deren Gesetzgebung den Empfehlungen der „Kommission für moderne Dienstleistungen am Arbeitsmarkt“ folgte. In dieser Kommission beteiligten sich unter der Leitung des VW-Arbeitsdirektors Peter Hartz auch GewerkschafterInnen von ver.di und der IG Metall, wiewohl sich andererseits auch weite Teile der Gewerkschaften an Widerstands- und Protestaktionen beteiligten. Hier zeigte sich auch die Fragmentierung der großen Gewerkschaften. Die Zusammenlegung der Arbeitslosen- und Sozialhilfe zum ALG II, die „aktivierende“ Arbeitsmarktpolitik, die Verkürzung der Bezugsdauer des Arbeitslosengeldes (ALG I), die Schaffung und Subventionierung eines Niedriglohnsektors sowie die Lockerung des Kündigungsschutzes und die Verschärfung der Zumutbarkeitsregelungen, die im Zuge der Hartz-Gesetze beschlossen wurden, führte zu einer breiten Verunsicherung bis tief in die Gesellschaft hinein und hatten eine weitere massive Schwächung der Gewerkschaften zur Folge. Nach Meinung von Deppe (2012: 74) war dies die Vollendung des Umbaus des ‚Modell Deutschland‘, „begleitet von gewaltigen Steuersenkungen für Unternehmen sowie von der Liberalisierung und steuerlichen Begünstigung der großen Finanzmarktakteure“.

Zwar protestierten große Teile der Gewerkschaften gegen die Agenda 2010, doch gab es auch Gewerkschaften wie die IG BCE, die sich von den Protesten fernhielten oder sogar bremsend innerhalb des DGB wirkten. Hier zeigten sich sehr offen ideologische Differenzen innerhalb der DGB-Gewerkschaften, die zu diesem Zeitpunkt auch in der IG Metall zu Tage traten und die sich gerade in der derzeitigen Krise der EU vertiefen. Diese Risse sind Ausdruck eines grundsätzlich unterschiedlichen Selbstverständnisses und unterschiedlicher Auffassungen über die Aufgaben und den Wirkungsbereich der Gewerkschaften, aber auch Resultat der Stärkung jener Kräfte, die für die Politik des „Co-Management“ und eine „Kerngeschäftspolitik“ stehen.

Die Intensivierung dieser Politik ab Mitte der 1990er Jahre führte zu einer Art „Verbetrieblichung“, also zu einer Verlagerung vieler Entscheidungen auf die betriebliche Ebene und auf die Betriebsräte. Der daraus resultierenden Logik folgend wurden die Gewerkschaften, hauptsächlich jedoch die IG Metall in „Standortpakte“ oder „Betriebliche Bündnisse für Arbeit“ einbezogen, in deren Rahmen sie mit dem Management Standortsicherungsvereinbarungen vereinbarten, die nicht selten tarifliche Öffnungsklauseln und untertarifliche Standards enthielten (Sablowski 2004: 636). Bis dahin hatte der Tarifvertrag als eine Mindestnorm fungiert, von der nur nach oben abgewichen werden konnte. Diese Verbetrieblichung des „concession bargaining“ führte dann zu einer Verwässerung der tarifvertraglichen Regelungen, welche noch heute zu

den wichtigsten Konkurrenzvorteilen der deutschen Produktionsstandorte gehören (Haipeter 2009: 61). Der Pforzheimer Tarifabschluss 2004 der IG Metall war dabei ein Dammbbruch. Er erlaubte ergänzende Tarifregelungen sowie die befristete Abweichung von tariflichen Mindeststandards auf der betrieblichen Ebene nicht nur in Krisensituationen, sondern auch zur Erhöhung der Wettbewerbsfähigkeit (ebd.: 63; Sablowski 2004: 636; Deppe 2012: 51f). Gewerkschaften und Betriebsräte ließen damit faktische Lohnsenkungen und Arbeitszeitverlängerung zu, um dafür vage Zusagen für Arbeitsplatzsicherung vom Management zu erhalten. Es darf aber nicht übersehen werden, dass dies auch mit Zustimmung großer Teile der Belegschaften geschah, die Angst um ihre Arbeitsplätze hatten und von ihren betrieblichen und gewerkschaftlichen Interessenvertretungen erwarteten, dass sie in diesem Sinne Prioritäten setzten.

Somit ist auch zu erklären, dass die effektive Lohnsteigerung zwischen 2000 und 2010 durchschnittlich fast 50 Prozent unter den tariflich vereinbarten Lohnerhöhungen lag, wodurch die Reallöhne pro Kopf in diesen Jahren um insgesamt 4 Prozent zurückgingen (Lehndorff 2011: 652). Gleichzeitig führte diese „Kerngeschäftspolitik“ zu einer sektoralen Differenzierung von Einkommen und Löhnen. Die Entwicklung der Tariflöhne im genannten Zeitraum zeigt im Bereich der exportorientierten Industrien den höchsten Anstieg, wenn auch unter dem möglichen Verteilungsspielraum aus Preissteigerung und Produktivität, während sie im Dienstleistungssektor wie im Öffentlichen Dienst deutlich geringer ausfiel (ebd.). Hier wird deutlich, dass das traditionelle Geleitprinzip in Tarifverhandlungen seine Wirkung verloren hat. Die Differenz zwischen den Arbeitskosten in der Industrie und im Dienstleistungsbereich ist in keinem Land höher als in Deutschland. Die inländischen Vorleistungen für die industrielle Fertigung haben sich im Vergleich zum Ausland damit erheblich verbilligt (ebd.). Diese Tendenz ist hauptsächlich auf die schwache gewerkschaftliche Organisierung im Dienstleistungssektor und den starken Druck der Arbeitgeber in diesem Bereich zurückzuführen (Deppe 2012: 50).

Jedoch konnte man in den 2000er Jahren auch immer wieder Anzeichen für revitalisierende Initiativen innerhalb der Gewerkschaften und hier insbesondere in der IG Metall erkennen. Im Zuge der Ausweitung der Leiharbeit und der Spaltung des Arbeitsmarktes unter Rot-Grün und der Großen Koalition konzentrierte sich die IG Metall auf die Einbindung von Leiharbeitern und prekär Beschäftigten (Dörre 2011: 281f). Mit ihrer „Initiative Gleiche Arbeit – Gleiches Geld“ sowie dem „Schwarzbuch Leiharbeit“ gelang es der IG Metall, das Thema im gesellschaftlichen Diskurs zu platzieren, die Situation der prekär Beschäftigten zu skandalisieren und Forderungen aufzustellen, die von anderen DGB-Gewerkschaften übernommen wurden, was sich unter anderem in einem Bundesweiten Aktionstag Leiharbeit des DGB zeigte (IG Metall, 2007). Dabei wurde die IG Metall auch von den Betriebsräten der großen entleihenden Firmen unterstützt und konnten in gewissem Maßen auch eine Besserstellung der Leiharbeiter erreichen (Dörre 2011: 282). Auch die Ansätze einer beteiligungsorientierten Tarifpolitik, wie etwa die Kampagne „Besser

statt billiger“ oder das Projekt „Gute Arbeit“ kamen aus der IG Metall und zeigten Ansätze einer partizipativen Erneuerung betrieblicher Interessenvertretung (Brettschneider et al. 2011: 82ff). Die Gewerkschaft ver.di griff die Kampagne für „Gute und faire Arbeit“ ebenfalls auf, u. a. mit deutlicher Stoßrichtung gegen die im Dienstleistungssektor besonders stark wuchernde Prekarisierung und Niedriglohnbeschäftigung. Auch hier spielten Betriebsräte mit gewerkschaftlicher Unterstützung eine wichtige Rolle. „Die Betriebsräte schärfen ihre wirtschaftlichen und strategischen Kompetenzen, sie stellen die Deutungshegemonie des Managements in Frage, und sie können sich die Rückendeckung durch die Beschäftigten sichern“ (ebd.: 82).

Allgemein lässt sich konstatieren, dass der Wettbewerbskorporatismus bis zum Ausbruch Krise in den Gewerkschaften dominant blieb und sich auch in der Reallohnentwicklung widerspiegelt. Jedoch gab es, gerade nach den verlorenen 90er Jahren immer wieder Versuche einer arbeitspolitischen Revitalisierung und Erneuerung der betrieblichen Interessenvertretung, gerade auch in der IG Metall.

## **Die Politik des Krisenkorporatismus**

Nach dem Ausbruch der Krise brach im Jahr 2009 das Wachstum in Deutschland um 5,1 Prozent ein, die Produktion ging im produzierenden Gewerbe um 16,9 Prozent, im Maschinenbau sogar um 43 Prozent zurück (ebd. S. 85). Gerade die exportorientierten Branchen wurden durch den Einbruch der weltweiten Nachfrage schwer getroffen, womit auch die IG Metall – mit ihrem starken Standbein in der exportorientierten Industrie - in eine schwierige Lage geriet. Ihre Führung reagierte nach den alten Mustern des Wettbewerbskorporatismus und ging auf die Angebote der Arbeitgeber ein, zur Sicherung von Arbeitsplätzen Lohnforderungen zu mäßigen. Dieser Krisenkorporatismus ist dabei eine Allianz der Schwachen aus Unternehmensleitung, Belegschaften, Betriebsräten und Gewerkschaften, die als eine Art Notstandskoalition das Primärziel der Beschäftigungssicherung artikulierten (Urban 2012: 230).

Diese gewerkschaftliche Lohnzurückhaltung ergänzte „bewährte“ Instrumente der betrieblichen Krisenbewältigung – wie Abbau von Leiharbeit und hohen Arbeitszeitkonten sowie interne Reorganisationsmaßnahmen –, die schon in der Zeit vor der Krise zur Steigerung der Wettbewerbsfähigkeit angewandt worden waren (Nachtwey/Brinkmann 2010: 25). So ging die IG Metall 2010 erstmals ohne konkrete Lohnforderung in die Tarifverhandlungen und drängte lediglich auf Beschäftigungssicherung. Auch auf der politischen Ebene schrieb sich dieser Korporatismus fort. So setzten sich die DGB-Gewerkschaften massiv für eine Verlängerung der Kurzarbeit von 12 auf 18 Monaten ein. Damit und mit dem Abbau von Arbeitszeitkonten konnten Kündigungen in den Kernbelegschaften verhindert werden; der Beschäftigungsabbau konzentrierte sich hauptsächlich auf den Bereich der befristeten Beschäftigung und der Leiharbeit, deren Anteil in den ersten Krisenjahren massiv abgebaut wurde. Die Betriebe konnten damit ihre Fachkräfte und Stammbesetz-



schaften halten, um mit dem zu erwartenden Anziehen der Weltwirtschaft wieder voll produzieren zu können, was ab 2010 auch geschah. Ohne Frage ist es positiv zu werten, dass es vor allem der IG Metall mit Unterstützung ihrer Betriebsräte gelang, Entlassungswellen zu verhindern. Es bleibt aber das Problem, dass dies in hohem Maße auf Kosten des prekären Beschäftigungssektors vor sich ging.

Insgesamt ist eine kohärente Strategie der DGB-Gewerkschaften nicht zu erkennen. Die einzelnen Gewerkschaften agierten eher unkoordiniert, auf die Spezifik ihrer jeweiligen Mitgliederstruktur bezogen und teilweise im Widerspruch zueinander. Insbesondere die IG Metall verfolgt bis heute eine korporative Strategie, die mit den Forderungen nach einer politischen Unterstützung der exportorientierten Branchen einhergeht.

Die IG Metall profilierte sich in der Krise vor allem mit der massiven Unterstützung der aggressiven Exportstrategie. Ähnlich wie in der IG BCE zeigt auch die IG Metall großes Verständnis für die Standortpolitik des Kapitals, weshalb sich ihre europapolitische Strategie in der Stärkung des binnenwirtschaftlichen Integrationsmodells erschöpft und somit in einer Unterstützung der Eurorettungspolitik der Bundesregierung (Dräger 2012: 54). Gleichzeitig entpuppten sich die Forderungen nach einem Kurswechsel als Phrasen; der groß angekündigte heiße Herbst endete sang- und klanglos in der Commerzbank Arena in Frankfurt am Main. Jegliche Krisenproteste bis zu Blockupy und UmFairteilen wurden von der Gewerkschaftsspitze ignoriert. Anders stellt sich die Situation bei ver.di dar. Aufgrund ihrer Struktur und der Organisation von Beschäftigten, die hauptsächlich aus binnenmarktorientierten Unternehmen stammen, ist ver.di nur bedingt in die exportorientierte Strategie des deutschen Modells eingebunden (Brinkmann/ Nachtwey 2010: 23f). Schon zu Beginn der Krise verfolgte ver.di eine Strategie zur Stärkung des nationalen Binnenmarktes und lehnte Lohnverzicht ab als das „Falscheste, was man machen kann“ (Bsirske, SZ vom 26.10.2009). Der schwache gewerkschaftliche Organisationsgrad in vielen Bereichen des Dienstleistungssektors führte aber dazu, dass ver.di trotz hoher Eingangsforderungen seit Beginn der Krise keine hohen Tarifabschlüsse erringen konnte und auch politisch mit der Schlecker-Pleite eine Niederlage einstecken musste. Gleichzeitig stieß sie mit ihren Positionen zur Eurokrise auf den harten Widerstand von IG BCE und IG Metall (Wehr, 2011: 165f). Dennoch versuchte ver.di immer wieder, gesellschaftspolitische Themen anzusprechen und auch Bündnisse mit außerparlamentarischen Gruppen zu schließen. Die Initiative gegen eine Liberalisierung der Wasserversorgung, die Forderung nach einer Rückführung des Marburger Uniklinikums in öffentliche Hände oder die starke Teilnahme am Aktionstag des Bündnisses UmFairteilen sind dabei nur die aktuellsten Beispiele. Dabei sollte jedoch nicht vergessen werden, dass diese strategische Orientierung hauptsächlich aus einer Situation der organisatorischen Schwäche in vielen Dienstleistungsbereichen resultiert, die eine Konzentration auf eine Kerngeschäftspolitik, wie sie etwa die IG Metall oder die IG BCE verfolgt, unmöglich macht. Die strukturelle und organisatorische Macht von ver.di ist deutlich

begrenzter als bei der IG Metall, weshalb sie vielmehr als diese auch darauf angewiesen ist, gesellschaftspolitische Forderungen - auch an den Staat - zu stellen (Brinkmann/ Nachtwey 2010: 26).

## Fazit

Die Gewerkschaften wurden von der politischen und medialen Elite für ihre Lohnzurückhaltung und korporative Politik vor und in der Krise gelobt (Deppe 2012: 93). Ihre Defensiverfolge, auf die Teile der Gewerkschaftsführung stolz sind und die in beachtlichem Maße zum „deutschen Jobwunder“ in der Krise beitrugen, waren jedoch teuer erkaufte. Die Politik des Wettbewerbs- und Krisenkorporatismus hat den Verlust von fast zwei Millionen Mitgliedern zwischen 1994 und 2011 nicht verhindern können und hat insofern auch zur Schwächung der Gewerkschaften beigetragen (Lehndorff 2011: 652; Dörre 2011: 275ff). In der Krise der EU, deren Ursache in den enormen Ungleichgewichten zu finden ist, wurden die Gewerkschaften de facto durch ihre Politik der Lohnzurückhaltung und Korporation und der Konzentration auf das „Kerngeschäft“ zum „Juniorpartner“ der deutschen Hegemonialpolitik in der EU (Deppe 2012: 94).

Insgesamt wird auf lange Sicht an einer strategischen Neuausrichtung und Revitalisierung der Gewerkschaften kein Weg vorbei führen. In Zeiten der autoritären Austeritätspolitik muss Sozialpolitik im erweiterten Sinne mehr denn je zum wirklichen Kerngeschäft jeder Gewerkschaft gehören (ebd.: 100). Gleichzeitig sollten die Gewerkschaften sich von der Politik des Korporatismus verabschieden und stattdessen auf betrieblicher Ebene eine selbstbewusste, offensive und konfliktbereite Interessenpolitik verfolgen sowie eine höhere Verbindlichkeit bei der tarifpolitischen Koordinierung forcieren (Urban 2008: 365). Die Gewerkschaften müssen als konstruktiver Vetospieler ein Gegenprojekt zur neoliberalen Modernisierung und Integration artikulieren. Dies gelingt jedoch nur, wenn sie den Schulterschluss mit den außerparlamentarischen Bewegungen üben und sich auf Bündnisse einlassen, was jedoch nicht mehr nur auf nationaler Ebene, sondern auch auf europäischer notwendig ist. Eine weitere Verfolgung der Strategie des Krisenkorporatismus würde eine weitere Schwächung der Gewerkschaften bedeuten.

## Literatur

- Altwater, Elmar/Mahnkopf, Birgit (2007): Konkurrenz für das Empire. Die Zukunft der Europäischen Union in der globalisierten Welt, Münster, 2007
- Bachmann, Andreas (2001): Vom Konsens und Nonsens. Die neue Rentenpolitik der deutschen Gewerkschaften, in: EXPRESS – Zeitung für sozialistische Betriebs- und Gewerkschaftsarbeit, Ausgabe 1/2001, Frankfurt am Main, 2001.
- Bieling, Hans-Jürgen (2007): Internationale Politische Ökonomie - Eine Einführung. Wiesbaden, 2007.
- Bispinck, Reinhard/Schulten, Thorsten (1999): Tarifpolitik und Bündnis für Arbeit, in: WSI Mitteilungen, 12/1999, S.870 – 884, Düsseldorf, 1999.
- Bolzen, Stefanie/Müller, Ute (2012): Portugal rudert bei Reformen zurück. Lohnkürzungen nach

- Protesten gestoppt, in: DIE WELT, 25.09.2012, S.10, Berlin, 2012.
- Brettschneider, Antonio/Bromberg Tabea/Haipeter, Thomas (2011): Betriebsräte mit Rückenwind? Chancen und Ambivalenzen betrieblicher „Besser“-Strategien für Arbeitspolitik und Interessenvertretungen, in: Haipeter, Thomas/Dörre, Klaus (Hrsg.), *Gewerkschaftliche Modernisierung*, S.61 - 85, Wiesbaden, 2011
- Brinkmann, Ulrich/Nachtwey, Oliver (2010): Krise und strategische Neuorientierung der Gewerkschaften, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 13-14/2010, 29. März 2010, Bonn, 2010.
- Burkhardt, Wolfram (1994): Tarifpolitik zwischen „Standortdebatte“ und Maastricht, in: Bieling, Hans-Jürgen/ Deppe, Frank (Hrsg.), *Entwicklungsprobleme des europäischen Kapitalismus*, Studie Nr. 4, Studien der Forschungsgruppe Europäische Gemeinschaften (FEG), Marburg, 1994.
- Demirović, Alex/Sablowski, Thomas (2012): Finanzdominierte Akkumulation und die Krise in Europa, in: PROKLA, Heft 166, 42. Jg, S.77-106, Münster, 2012.
- Deppe, Frank (2012): *Gewerkschaften in der Großen Transformation. Von den 1970er Jahren bis heute. Eine Einführung*, Köln, 2012.
- Dörre, Klaus (2010): Überbetriebliche Regulierung von Arbeitsbeziehungen, in: Böhle, Fritz/Voß, Günter/Wachtler, Günther (Hrsg.), *Handbuch Arbeitssoziologie*, S.873 - 912, Wiesbaden, 2010.
- Dörre, Klaus (2011): Funktionswandel der Gewerkschaften. Von der intermediären zur fraktalen Organisation, in: Haipeter, Thomas/Dörre, Klaus (Hrsg.), *Gewerkschaftliche Modernisierung*, S.267 - 301, Wiesbaden, 2011.
- Dräger, Klaus (2012): Eurokrise – Strategielose Gewerkschaften und Linke, in: *Z - Zeitschrift marxistische Erneuerung*, Nr. 91, September 2012, Frankfurt am Main, 2012.
- Felder, Michael (1991): Hort der Stabilität? Zur Entwicklung der Arbeitsbeziehungen in der Bundesrepublik Deutschland, in: Deppe, Frank/Weiner, Klaus-Peter, *Binnenmarkt '92 Zur Entwicklung der Arbeitsbeziehungen in Europa*, Hamburg, 1991.
- Giersberg, Georg/Plickert, Philip (2010): Der Export hat das Vorkrisenniveau fast erreicht, in: FAZ, 30.12.2010..
- Haipeter, Thomas (2009): Tarifabweichungen, Betriebsräte und Gewerkschaften – Modernisierungschancen in lokalen Konflikten, in: Haipeter, Thomas/Dörre, Klaus (Hrsg.), *Gewerkschaftliche Modernisierung*, S. 267 - 301, Wiesbaden, 2011.
- Hürtgen, Stefanie (2003): „Gestaltung des Anpassungsdrucks“, Rückkehr zu bewährter Gewerkschaftspolitik“ oder „Kampf um soziale Transformation“? Gewerkschaftliche Positionen zur Globalisierung in Deutschland und Frankreich, in: PROKLA. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft, Heft 130, 33. Jhg, Nr. 1, S. 7 - 21, Münster, 2003.
- Huke, Nikolai (2012): Autoritäre Austeritätspolitik in der Euro-Krise als Herausforderung für Gewerkschaften und soziale Bewegungen; Das Fallbeispiel Spanien, in: Friedrich, Wiebke/Schwarz, Christoph H./Voigt, Sebastian (Hrsg.), *Gewerkschaften im demokratischen Prozess*, i.E.
- Huke, Nikolai/Syrovatka, Felix (2012): Hausaufgabenkontrolle statt Demokratie: Die „Two-Pack“-Initiative der EU, in: *analyse und kritik – Zeitung für linke Debatte und Praxis*, Nr. 574, Berlin, 2012.
- IG Metall (2007): *Sozialreport Zeitarbeit*, Berlin, 2007.
- Kannankulam, John (2008): *Autoritärer Etatismus im Neoliberalismus. Zur Staatstheorie von Nicos Poulantzas*, Hamburg, 2008.
- Lehndorff, Steffen (2011): Deutschland in der europäischen Krise: Teil der Lösung oder Teil des Problems?, in: *WSI-Mitteilungen*, Nr. 12/2011, S. 650 - 658, Düsseldorf, 2011.
- Marx, Karl (1865): *Lohn, Preis und Profit*, in: MEW 16, S. 103 - 152, 6. Auflage, unveränderter Nachdruck der 1. Auflage von 1962, Berlin, 1975.
- Riexinger, Bernd (2000): *Auswege aus der politischen Krise der Gewerkschaften*, in: UTOPIE kreativ, Heft 111, S. 52-56, Berlin, 2000.

- Sablowski, Thomas (2004): Gewerkschaften am Scheideweg, in: PROKLA. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft, Heft 137, 34. Jhg, Nr. 4, S. 634 – 641, Münster, 2004.
- Spiegel, Peter/Johnson, Milles (2012): EU in talks over Spanish rescue plan, in: Financial Times Online, <http://www.ft.com/cms/s/0/11f762fc-032e-11e2-a484-00144feabdc0.html#axzz27NoPm4VP> [24.09.2012 12:52], London, 2012.
- Urban, Hans-Jürgen (2008): Die postneoliberale Agenda und die Revitalisierung der Gewerkschaften, in: Butterwegge, Christoph/Lösch, Bettina/Ptak, Ralf, Neoliberalismus – Analysen und Alternativen, Wiesbaden, 2008.
- Urban, Hans-Jürgen (2012): Crisis Corporatism and trade union revitalization in europe, in: Lehndorff, Steffen (Hrsg.), A Triumph of failed ideas. European models of capitalism in the crisis, S. 219 – 242, Brüssel, 2012.
- Wehr, Andreas (2011): Griechenland, die Krise und der Euro, Köln, 2011.
- Wompel, Mag (1999): Fetisch Arbeit und die Gewerkschaftslinker, in: analyse und kritik – Zeitung für linke Debatte und Praxis, Nr. 422, Berlin, 1999.
- Zeuner, Bodo (1996): Von der „Konzertierten Aktion“ zum „Bündnis für Arbeit“? Neun Thesen zu einem ökonomischen und politischen Lehrstück, in: Frankfurter Rundschau, 13.11.1996, S. 5, Frankfurt, 1996.



## FORUMRECHT

DDR, BRD, OJEMINE



Heft 03/12 jetzt erhältlich.  
[www.forum-recht-online.de](http://www.forum-recht-online.de)

Das rechtspolitische Magazin für Uni  
 und soziale Bewegung.

*Achim Bigus*

## **Krise, Widerspruchserfahrungen und Klassenbewusstsein**

### **Empirische Befunde – Analyse – Ausblick\***

Seit Ausbruch der Weltwirtschaftskrise Ende 2007 beschäftigen sich Sozialwissenschaftler in verschiedenen empirischen Studien mit den Auswirkungen der Krise auf Alltagsbewusstsein, Einstellungen und Haltungen von Lohnabhängigen in Deutschland. Sie verbinden dies zum Teil mit dem Anspruch, einen „Neuanlauf einer sozialwissenschaftlichen Debatte um ‚Krisenbewusstsein‘ zu starten“<sup>1</sup>.

Insbesondere steht dabei die Frage im Raum, wie es zu erklären ist, dass die Wahrnehmung dieser Krise und die Auseinandersetzung mit ihr in Deutschland so auffallend anders verläuft als in vielen Nachbarländern: „Stell Dir vor, es war Krise und kaum jemand hat es bemerkt.“<sup>2</sup> Von besonderem Interesse sind dabei zwei Studien, die sich auf betriebliche Verhältnisse beziehen: Die Belegschaftsbefragung einer Forschungsgruppe der Universität Jena zu „Arbeitsbewusstsein in Ost- und Westdeutschland“<sup>3</sup>, und die Studie einer Forschungsgruppe von ISF und WISSENTransfer unter Betriebsräten und Vertrauensleuten über „Interessen- und Handlungsorientierungen im Betrieb – die Sicht von Betroffenen“<sup>4</sup>. Beide Studien erlauben in der Tat „tiefe Einblicke in die Vielschichtigkeit des zeitgenössischen Arbeitsbewusstseins“<sup>5</sup>.

Damit können sie besonders gewerkschaftlich Aktiven helfen, einen illusionslosen Blick auf das Alltagsbewusstsein der Beschäftigten zu gewinnen, Enttäuschungen aufgrund illusionärer Erwartungen zu vermeiden und den gerade in der Betriebs- und Gewerkschaftsarbeit notwendigen „langen Atem“ zu behalten. Sie ermöglichen auch, frühere eigene Einschätzungen anhand aktueller empirischer Befunde zu überprüfen.<sup>6</sup>

---

\* Überarbeitet und um einen Abschnitt über „Mystifikation des Kapitals“ gekürzter Vortrag bei einer Tagung der Marx-Engels-Stiftung „Krise und Widerstand“ am 5. Mai 2012.

<sup>1</sup> Richard Detje/Wolfgang Menz/Sarah Nies/Dieter Sauer, *Krise ohne Konflikt?*, Hamburg 2011, S. 9.

<sup>2</sup> Klaus Dörre/Anja Hähnel/HajoHolst/IngoMatuschek, *Guter Betrieb, schlechte Gesellschaft? Arbeits- und Gesellschaftsbewusstsein im Prozess kapitalistischer Landnahme*, in: Cornelia Koppetsch (Hrsg.), *Nachrichten aus den Innenwelten des Kapitalismus – Zur Transformation moderner Subjektivität*, Wiesbaden 2011, S. 21-50; hier: S. 21.

<sup>3</sup> Ebenda. Zusammenfassung wichtiger Befunde der westdeutschen Befragung: Ingo Matuschek, *Guter Betrieb – schlechte Gesellschaft*, in: *lunapark21*, Winter 2011/12., S. 23-25.

<sup>4</sup> Detje u.a., a.a.O.; Zusammenfassung wichtiger Befunde: Richard Detje u.a., *Ohnmacht und adressatenlosen Wut im Betrieb*, in: *Z 87*, September 2011, S. 46ff.

<sup>5</sup> Dörre u.a., a.a.O., S. 28.

<sup>6</sup> Vgl. Achim Bigus, *Arbeiterbewusstsein und kommunistische Betriebsarbeit*, in: *Theorie und Praxis (T&P)* Nr. 4, Februar 2006, S. 12-14; ders., *Und sie bewegt sich doch...*, in: *Kommunistische Arbeiterzeitung (KAZ)* Nr. 329, Dezember 2009, S. 22-25; ders., *Vom Krisen- zum*

Die Forschungsgruppe der Universität Jena („*Guter Betrieb, schlechte Gesellschaft?*“) hat eine standardisierte Befragung von 2.074 Arbeitern und Angestellten in Ost- und Westdeutschland durchgeführt, die durch qualitative Untersuchungen ergänzt wurde. „Für die Beschäftigtenperspektive Ost stehen (...) die Belegschaften von fünf Betrieben eines Unternehmens aus der Metall- und Elektroindustrie. Die Beschäftigtenperspektive West repräsentieren Arbeiter und Angestellte eines in Süddeutschland ansässigen Unternehmens, das in der Region über mehrere Betriebe verfügt.“<sup>7</sup>

Bei den in Westdeutschland Befragten handelte es sich um 1.442 Beschäftigte eines Automobilkonzerns (Stammbeschäftigte). Von ihnen waren 80% (zumeist männliche) Facharbeiter. Das Unternehmen ist interner Zulieferer. „Betriebsbedingte Kündigungen konnten lange vermieden werden, nicht zuletzt aufgrund der Flexibilitätsbereitschaft der Belegschaft.“ In der Krise 2008/2009 wurden „konzernweit Befristete und Leiharbeiter auf die Straße gesetzt, (...) immerhin mehr als 10% der Belegschaft“<sup>8</sup>.

Die Befragung ergab eine hohe Verunsicherung und Sorgen der Beschäftigten um ihren Arbeitsplatz. Zugleich zeigte sich eine hohe Identifikation mit dem Konzern, insbesondere mit den regionalen Betriebsteilen: Aus Sicht von 60% der Befragten ist das Unternehmen ein „besonders guter Arbeitgeber“. Als Folge der Krise wurde insbesondere eine Intensivierung der Arbeit erlebt. 64% der Befragten bestätigten die Aussage „Trotz Kurzarbeit leisten wir genauso viel wie vorher“. Betriebsrat und IGM wurden positiv bewertet, ebenso die „Sozialpartnerschaft“. Zugleich ergab die Studie „überaus kritische Perspektiven gegenüber den gesellschaftlichen Verhältnissen“. Diese allerdings bleiben resignativ: „Für fast drei Viertel führt Kritik am kapitalistischen System nicht weiter, weil das nun mal die Spielregeln seien“. Diese Haltung geht einher mit einer ausgeprägten Abgrenzung gegenüber den vom Arbeitsmarkt Ausgegrenzten.<sup>9</sup>

Die Forschungsgruppe von ISF und WISSENTtransfer („*Krise ohne Konflikt?*“) hat nicht komplette Belegschaften befragt, sondern Betriebsräte und Vertrauensleute aus insgesamt 16 verschiedenen Betrieben. Durchgeführt wurden diese Erhebungen an zwei gewerkschaftlichen Bildungsstätten im Frühjahr 2010. Dabei handelte es sich zum einen um Vertrauensleute (und eine Betriebsrätin) aus elf Großbetrieben (2.200 bis 16.000 Beschäftigte) der Metall- und Elektroindustrie, zum anderen um Betriebsräte aus fünf Klein- und Mittelbetrieben (jeweils einige Hundert Beschäftigte) von textilen Automobilzulieferern. Die Befunde werfen „Schlaglichter auf Stimmungen von aktiven Gewerkschaftsmitgliedern und Interessenvertretern überwiegend im Shop floor“<sup>10</sup>.

---

Klassenbewusstsein?, in: E. Lieberam/J. Miehe (Hg.), *Arbeitende Klasse in Deutschland. Macht und Ohnmacht der Lohnarbeiter*, Bonn 2011, S. 179-198.

<sup>7</sup> Ebenda, S. 28.

<sup>8</sup> Ingo Matuschek, a.a.O., S. 23.

<sup>9</sup> Ebenda.

<sup>10</sup> Detje u.a., *Krise ohne Konflikt?*, a.a.O., S. 31.

Die Autoren dieser Studie stellen fest, dass es durchaus eine Entwicklung „von der Wirtschafts- zur Legitimationskrise“<sup>11</sup> gibt: „Der Wutbürger hat einen Kollegen im Betrieb“ – aber diese (oft über einen längeren Zeitraum gewachsene) „Wut“ im Betrieb ist gepaart mit „Ohnmacht“ und bleibt oft „adressatenlos“<sup>12</sup>.

Beide Studien decken sich in vielem mit meinen eigenen betrieblichen Erfahrungen bei dem inzwischen dicht gemachten Automobil-Zulieferer Karmann in Osnabrück. Durch den unterschiedlichen Kreis der Befragten erlauben sie auch einen zumindest annähernden Vergleich zwischen Stimmungen und Haltungen unter Interessenvertretern an der betrieblichen Basis (Detje u.a.) und den von ihnen vertretenen Belegschaftsangehörigen (Dörre u.a.). Unterschiedliche Befunde dürften m. E. vor allem auf diese Verschiedenheit der Befragtenkreise zurückführen sein.

### **„Exklusive Solidarität“?**

Es lohnt sich, den Blick zuerst auf den Themenkomplex zu richten, bei dem die Antworten der in den beiden Studien befragten Gruppierungen am weitesten voneinander abweichen.

Die schlechte Nachricht zuerst: Die Jenaer Studie stellt besonders bei den befragten Stammbeschäftigten in Westdeutschland trotz verbreiteter Kapitalismuskritik und Bindung an die Gewerkschaft IG Metall eine starke Abgrenzung gegenüber dem vom Arbeitsmarkt Ausgegrenzten fest: „Mehr als die Hälfte der Befragten (54%) ist der Meinung, auf Arbeitslose solle größerer Druck ausgeübt werden, ein weiteres Drittel stimmt dem immerhin teilweise zu. Eine ähnliche Orientierung scheint auch in der hohen Zustimmung zum Statement ‚Eine Gesellschaft, in der jedermann aufgefangen wird, ist nicht überlebensfähig‘ durch: Fast 50% stimmten dieser Aussage zu, nur eine kleine Minderheit von 15% lehnte sie ab.“<sup>13</sup> Diese Aussage erfolgt vor dem Hintergrund erheblicher Unsicherheit über die Sicherheit des eigenen Arbeitsplatzes, angesichts der durchaus wahrgenommenen Perspektive also, möglicherweise bald selbst zu denen zu gehören, auf die dann „größerer Druck ausgeübt“ werden soll: „Dass ihr Arbeitsplatz sicher sei, halten nur 30% für völlig oder eher zutreffend, gut 41% sehen dies teilweise als gegeben an und 29% können einer solchen Aussage eher nicht oder gar nicht zustimmen.“ Allerdings sieht ein großer Teil der Befragten gute Chancen, gegebenenfalls schnell einen neuen Arbeitsplatz zu finden: „Immerhin knapp 48% sehen sich mit ihren Qualifikationen gut gerüstet.“<sup>14</sup>

Die Autoren der Studie interpretieren diese Haltung als „exklusive Solidarität“, welche davon ausgeht, „dass in Zukunft nicht jede und jeder ‚mitgenommen‘ werden kann. Die eigenen Chancen auf Beschäftigungssicherheit

---

<sup>11</sup> Ebenda, S. 16.

<sup>12</sup> Der Wutbürger hat einen Kollegen im Betrieb. Gespräch mit Richard Detje, in: *junge Welt*, 30.4./1.5.2012.

<sup>13</sup> Dörre u.a., a.a.O., S. 38.

<sup>14</sup> Ebenda, S. 35

steigen, wenn man den Club der Festangestellten einigermaßen exklusiv hält. Und was für das Werk gilt, wird auch auf die Gesellschaft übertragen.“<sup>15</sup> Dar- aus erwachse für die Gewerkschaften die Tendenz einer „Fraktalisierung der Interessenrepräsentation“: „Die Lohnabhängigenorganisationen laufen Gefahr, zu bloßen Vertretungen von Pressuregroups zu degenerieren, die im Bündnis mit Teilen der Wirtschaft und den jeweils favorisierten Fraktionen der politischen Klasse Partialinteressen jener Mitglieder wahrnehmen, die sich in den verbliebenen betrieblichen Hochburgen befinden. Diese Partialinteressen sind jedoch nur schwer mit allgemeinen, gesamtgesellschaftlichen Interessen von Erwerbstätigen und Erwerbslosen in Einklang zu bringen.“<sup>16</sup>

Dieser Befund passt zumindest in der allgemeinen Tendenz zu den Ergebnissen einer repräsentativen Befragung der Bielefelder Forschungsgruppe um Wilhelm Heitmeyer aus deren Langzeituntersuchung „Deutsche Zustände“ über „gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit“. Aus dieser Untersuchung zitieren die Autoren der Studie „Krise ohne Konflikt“ Statements zu den Ursachen und Verursachern der Finanz- und Wirtschaftskrise: „Danach sehen 89,1% die Krisenursachen bei den ‚Bankern und Spekulanten‘, 73,2% im ‚kapitalistischen Wirtschaftssystem‘, 58,8% in ‚unserem Wirtschaftssystem‘, 52,6 bei denjenigen, ‚die den Sozialstaat ausnutzen‘, und schließlich 14,5% bei ‚den Ausländern‘.“<sup>17</sup>

Doch nun die gute Nachricht! Die Autoren der Studie „Krise ohne Konflikt“ präsentierten den von ihnen befragten betrieblichen Interessenvertretern als Einstieg in Gruppendiskussionen diese Statements aus der Heitmeyer-Studie. Hinsichtlich der ersten drei Statements ergab sich bei ihnen ein hoher Grad der Übereinstimmung. Ganz anders beim vierten und fünften Statement: „Mit großer Eindeutigkeit wurde betont, was keine Krisenursachen sind: Abzweigung von gesellschaftlichem Reichtum durch sozialstaatlichen Konsum und Ausländer. (...) unter den von uns befragten Vertrauensleuten und Betriebsräten war das kein Thema“. Stattdessen konstatierten die Autoren eine „Wendung, die dem Thema der ‚Ausnutzung des Sozialstaats‘ häufig gegeben wurde“, nämlich eine „180-Grad-Drehung des neoliberalen Diskurses – nicht Hartz-IV-BezieherInnen, sondern ‚Millionäre‘ nutzen den Sozialstaat aus“.<sup>18</sup>

Vor dem Hintergrund der Befunde der Jenaer Studie wie auch des von Heitmeyer u.a. festgestellten gesellschaftlichen „Mainstreams“ muss dies auf den ersten Blick überraschen. Hier gibt es einen eklatanten Widerspruch, zumindest eine deutliche Nichtübereinstimmung zwischen den beiden betriebsorientierten Studien. Wie ist dies zu erklären?

Zwei Deutungen bieten sich an. Zum einen handelt es sich bei den durch Detje u.a. Befragten um Teilnehmer an gewerkschaftlichen Bildungsmaßnahmen in

---

<sup>15</sup> Ebenda, S.39

<sup>16</sup> Ebenda, S. 40, 42

<sup>17</sup> Detje u.a., a.a.O., S. 39

<sup>18</sup> Ebenda, S. 45, 46



Bildungsstätten der IG Metall, die dort sicherlich auch mit den antirassistischen Inhalten der gewerkschaftlichen Bildungsarbeit in Berührung kamen, offensichtlich nicht ohne Folgen. Zum anderen handelt es sich bei ihnen um betriebliche InteressenvertreterInnen und AktivistInnen, für die „die Gewerkschaft“ nicht bloße Repräsentantin/Stellvertreterin ihrer Interessen ist, sondern den Rahmen für ihre *eigenen* Aktivitäten darstellt, in denen sie aus der passiven Zuschauerrolle heraustreten, die in Jahrzehnten gewerkschaftlicher „Stellvertreterpolitik“ so typisch für die Masse der (west-)deutschen Beschäftigten geworden ist.<sup>19</sup>

Wenn dies tatsächlich die wesentlichen Unterschiede zwischen den befragten Personengruppen sind, dann bestätigen die Befunde der Jenaer Studie zunächst einmal am Thema „mehr Druck auf Arbeitslose“ für die breite Masse der Beschäftigten das, was bei dem verwandten Thema „Fremdenfeindlichkeit/Rechtspopulismus“ festgestellt wurde: „Bedrohte oder sich bedroht Fühlende suchen Schutz bei kollektiver bzw. stellvertretender Interessenvertretung, wie die Gewerkschaften sie anbieten, zugleich sind sie auch offen für Schutzangebote und -versprechen rechtsextremer Demagogie: Für den Schutzsucher schließt das eine das andere keineswegs aus. Insbesondere kann bei Nichterfüllung des gewerkschaftlichen Schutzversprechens die Wendung nach Rechtsaußen nur ein kleiner Schritt sein.“<sup>20</sup>

Beide Studien zusammengenommen würden dann aber auch den Zusammenhang von „Stellvertreterpolitik“ und „Rechtspopulismus“ bestätigen, so wie Thomas Lühr ihn sieht. Er warnt davor, „mit welchen Gefahren es verbunden sein kann, wenn man dem subjektiven Bedürfnis nach Schutz der personalen Handlungsfähigkeit nur vermittelt Repräsentation, d.h. ‚Stellvertreterpolitik‘ beizukommen vermag. Solange die Repräsentation funktioniert, scheint alles in Ordnung zu sein. (...) Wenn der Repräsentationsmodus sich aber für die Beschäftigten nicht mehr als funktional erweist, (...) deutet sich an, dass der Modus der Repräsentation an sich keine Garantie für eine progressive Widerstandsverarbeitung ist: Bedeutungen (hier: Repräsentation meiner Interessen = Sicherung / Erweiterung meiner Handlungsfähigkeit), die nicht zur eigenständigen Anwendung und zur praktischen Durchdringung der Realität genutzt werden können, geben dem Individuum auf Dauer nicht die Möglichkeit, sich als bewusst handelndes, d.h. ‚eingreifendes‘ Subjekt zu erfahren. Damit wird es einfacher – weil nahe liegender –, in Gefahrensituationen auf unzureichende Erklärungsmuster und Verarbeitungsweisen zurückzugreifen, die die Möglichkeit aktiver, gemeinsamer Gegenwehr ausblenden: So sind die fremdenfeindlichen Orientierungen von Lohnabhängigen nichts anderes als ‚der Versuch, Krisen und Mangelsituationen dadurch zu überwinden, dass man bestimmte Gruppen

<sup>19</sup> Zu diesem Problem der „Stellvertreterpolitik“ s. auch: Achim Bigus, Vom Krisen- zum Klassenbewusstsein?, sowie: Thomas Lühr, Wie die Angst überwinden? Prekarisierung und Handlungsfähigkeit, in: E. Lieberam/J. Miehe. (Hg.), Arbeitende Klasse in Deutschland, a.a.O., S. 192-210.

<sup>20</sup> Richard Stöss/Michael Fichter/Joachim Kreis/Bodo Zeuner, Projekt „Gewerkschaften und Rechtsextremismus“. Abschlussbericht, Berlin 2004, S. 454 u. 456, zitiert nach: Thomas Lühr, a.a.O., S. 207.

von Menschen aus dem Kreis der Empfangsberechtigten ausschließt<sup>21</sup> (...). Wer also als Gewerkschaft bei der Vermittlung von Handlungsangeboten lediglich auf Repräsentation, also Stellvertreterpolitik baut, hat schlecht gebaut. (...) Für eine nachhaltige Stärkung demokratischer Potenziale in der Gesellschaft bedarf es jedoch viel mehr einer Selbstaktivierung des Subjekts. (...) Es sind schließlich gerade die Erwartungen, die durch den Repräsentationsmodus geschürt werden, die die Gefahr bergen, solche Ohnmachtsgefühle zu verstärken, die sich durch eventuelle Enttäuschungen (...) in jene ‚Pseudo-Protteste‘ entladen können, die den Aufstieg des sog. ‚neuen Rechtspopulismus‘ auch in anderen europäischen Ländern erst ermöglicht hatte. (...) Die Lösung des Problems des ‚Rechtspopulismus‘ liegt also vielmehr in der Alternative ‚Partizipation‘ als Modus der Interessenvertretung.<sup>22</sup> Anders gesagt: nur die Überwindung der „Stellvertreterpolitik“, das Heraustreten aus der Zuschauerrolle und das eigene Handeln der Masse der Beschäftigten, ihre aktive Einbeziehung durch die Interessenvertretungen kann die Erfahrungen solidarischen Handelns vermitteln, die die Abgrenzung der Beschäftigten von den sozial Ausgegrenzten überwindet.

### „Intransparenz des Ökonomischen“

Die Autoren der Jenaer Studie sind bei der großen Mehrheit der Befragten auf ein Arbeitsbewusstsein gestoßen, „dessen Essenz sich in der Formel ‚guter Betrieb, schlechte Gesellschaft‘ zusammenfassen lässt.“<sup>23</sup> Trotz von vielen beschriebener negativer Krisenfolgen wie Kurzarbeit, Intensivierung der Arbeit, hohe Flexibilitätsanforderungen an die Beschäftigten ist die (traditionelle) Verbundenheit mit der jeweiligen Firma hoch: Drei von vier Befragten identifizieren sich weiterhin „stark“ oder „sehr stark“ mit ihr. Den Autoren der Studie zufolge stellt der Betrieb subjektiv „einen Hort der Stabilität inmitten einer stürmischen See dar, den es – punktuell auch gegen die eigene Unternehmensspitze – zu verteidigen gilt.“<sup>24</sup> Demgegenüber erscheint „die Krise“ als etwas, was „von aussen“, aus der „Gesellschaft“, über den Betrieb hereingebrochen ist. Zu dieser Haltung passt, dass – bei den ostdeutschen Befragten – „der Betriebsrat als unternehmensinterner Akteur ungleich größere Anerkennung genießt als die Gewerkschaft. (...) Zwar möchten viele Beschäftigte die Gewerkschaft, in diesem Fall die IG Metall, „als Gegengewicht zum Unternehmer“ nicht missen. (...) Doch das ändert nichts daran, dass die IG Metall von vielen Befragten im Grunde als ‚äußerer Akteur‘ betrachtet wird, dessen man sich im Bedarfsfall bedient, zu dem jedoch keine wirkliche innere Bindung besteht.“<sup>25</sup>

<sup>21</sup> Ute Osterkamp, *Rassismus als Selbstentmächtigung*, Hamburg 1996, S. 114.

<sup>22</sup> Thomas Lühr, a.a.O., S. 207-209; zu diesem Thema ausführlich: Thomas Lühr, *Prekarisierung und ‚Rechtspopulismus‘*, Köln 2011.

<sup>23</sup> Dörre u.a., a.a.O., S. 22.

<sup>24</sup> Dörre u.a., a.a.O., S. 31. Zahlen aus der ostdeutschen Befragung; die Werte im Westen sind ähnlich.

<sup>25</sup> Dörre u.a., a.a.O., S. 31/32. Die Gewerkschaftsbindung ist allerdings unter den westdeutschen

In der Befragung der Belegschaftsvertreter („Krise ohne Konflikt?“) kommt eine große Bandbreite von Krisenwahrnehmungen zum Ausdruck. Einerseits wird von Befragten die Krise als „herber Schlag“ auch für die persönliche Sicherheit und Zukunftsplanung erfahren. Auf der anderen Seite wird sie als reine „machtpolitische Inszenierung“ wahrgenommen: „Die haben doch immer eine Krise (...) die wollen immer mehr.“ Die Autoren schlussfolgern: „Was und wann Krise ist, scheint sich der objektivierbaren Beobachtung selbst in einer Branche zu entziehen, die nachweislich einen ökonomischen Absturz erlebt hat. Bloß von ‚der Krise‘ zu reden, heißt demzufolge, an den Erfahrungswelten vieler vorbeizureden. Selbst ein Jahrhundertereignis (...) muss gedeutet werden.“ Dabei ist die Wahrnehmung von „Krise“ nicht nur von den objektiv damit verbundenen materiellen Einschnitten (z.B. durch Kurzarbeit) abhängig, sondern „reflektiert sich (...) nicht zuletzt vor dem Hintergrund von Erwartungshaltungen“<sup>26</sup>.

Bei der Suche nach Ursachen und Verursachern der Krise kommt in den Gruppendiskussionen vor allem die „Finanzmarktkrise“ zur Sprache. Diese „Welt der Finanzmärkte erscheint (...) als eine virtuelle Welt, in der ‚fiktives Geld ... hin und her geschossen‘ wird, die weit von jener ‚Wirtschaft‘ entfernt ist, in der man selbst arbeitet und in der reale ‚Werte‘ geschaffen werden. Gleichzeitig nimmt – diesen Deutungen nach – die ‚fiktive‘ Wirtschaft verstärkt Besitz von der realen.“ Den Autoren zufolge kommt hier die „Umkehrung des Verhältnisses von Real- und Geldkapitalakkumulation in einem finanzmarktgesteuerten Kapitalismus“ zum Ausdruck – allerdings „in einer Weise, in der die tatsächlichen ökonomischen Prozesse weitgehend im Dunkeln liegen.“ Zur Erklärung schreiben sie: „Die Mystifikation der kapitalistischen Produktionsweise wird in der Welt der Geldkapitalakkumulation noch gesteigert.“<sup>27</sup>

Im Gegensatz dazu bleibt in den Gruppendiskussionen das Bild der anderen Seite der „Doppelkrise“, nämlich der Krise der Realwirtschaft (z.B. die Überproduktionskrise in der Automobilindustrie) und deren Auswirkungen in den Betrieben, „eher blass“. Die Autoren stellen fest: „So wichtig die konkreten betrieblichen Bedingungen für das Alltagsleben der Beschäftigten sind – hier bilden sich eher Erfahrungen zu den Krisenfolgen als Ansätze zur Deutung der

---

Befragten deutlich stärker, wobei damit ausgeprägte sozialpartnerschaftliche Illusionen über Lösungen unter kapitalistischen Bedingungen verbunden sind.

<sup>26</sup> Detje u.a., a.a.O., S. 35-38

<sup>27</sup> Ebenda, S. 135/136. Der Begriff der „Geldkapitalakkumulation“ erscheint mir etwas unglücklich. Akkumulation von Kapital findet immer zunächst in Geldform statt – in dem Moment, in dem sich Mehrwert beim Verkauf von Waren realisiert. Bezeichnend für den gegenwärtigen Kapitalismus ist aber die Tatsache, dass ein immer größerer Teil dieses Mehrwerts nicht in neue Produktionsmittel als nächste Stufenleiter der Akkumulation investiert wird, sondern auf den Finanzmärkten dafür eingesetzt wird, dass sich verschiedene Kapitalisten und Kapitalgruppen gegenseitig ihren in letzter Instanz doch aus der „Realwirtschaft“ stammenden Mehrwert abjagen. Die Erkenntnis der Forschungsgruppe, dass diese immer mehr aufgeblähte Sphäre der kapitalistischen Wirtschaft den Beschäftigten viel undurchschaubarer und „mystischer“ erscheint als die Welt der Produktion, liegt aber auf der Hand.

Bedingungszusammenhänge für die Krise. Krise wird hier durchaus erlebt, aber die Krisenursachen erscheinen weit entfernt.<sup>28</sup> Das korrespondiert durchaus mit dem in den Belegschaftsbefragungen festgestellten Bild „guter Betrieb – schlechte Gesellschaft“.

### „Adressatenlose Wut“

Beide Studien stellen auch fest: Die Krise trifft „auf den skeptischen Boden langer Erfahrungen einer Verschlechterung der Arbeits- und Lebensverhältnisse“.<sup>29</sup> In dieser Wahrnehmung von „Krise als permanentem Prozess“ stecken Defensiverfahrungen bis hin zu sozialen und politischen Niederlagen. Als Folge gibt es eine Wahrnehmung zunehmender Ungerechtigkeit und sozialer Spaltung: „Fast drei Viertel“ (der westdeutschen Befragten) „sind der Ansicht, dass der gesellschaftliche Wohlstand besser verteilt werden müsse“, und 72% meinen, dass es in der Gesellschaft nur noch ein Oben und ein Unten gibt.<sup>30</sup> Auch andere Studien bestätigen diese Wahrnehmung: Drei Viertel glauben nicht, „dass es in Deutschland im Großen und Ganzen gerecht zugeht“ – im Osten sind es 83%.<sup>31</sup>

Diese Negativeinschätzungen bestehen trotz des „German miracle“, der weitgehenden Arbeitsplatzsicherung der Stammbesellschaften trotz dramatischer Produktionsrückgänge. Positiv an diesem „Jobwunder“ war die „Verhinderung von Massentlassungen und steigender Arbeitslosigkeit durch drastische Arbeitszeitverkürzung“, d.h. durch Kurzarbeit und das Herunterfahren von Arbeitszeitkonten oft weit ins Minus.<sup>32</sup> Doch: „Der Preis für die weitgehende Beschäftigungssicherung der Stammbesellschaften ist hoch“. Detje u.a. zählen auf:

- „Harte Krisenfolgen für prekäre Beschäftigtengruppen...“, besonders im „Arbeitskraftpuffer Leiharbeit...“;
- „Extreme Formen der Arbeitszeitflexibilisierung auf der Basis einer lange eingeübten Unterwerfung privater Lebensbedürfnisse unter betriebliche Anforderungen...“;
- „Wachsender Leistungs- und Zeitdruck im Wechselspiel zwischen Kurzarbeit und schnellerer Auftragsbearbeitung bei genereller Ressourcenkürzung...“ – Krise als „Experimentierfeld für noch weitergehende Intensivierung der Arbeit...“, sowie

---

<sup>28</sup> Ebenda, S. 45.

<sup>29</sup> Ebenda, S. 144.

<sup>30</sup> Ingo Matuschek; a.a.O., S. 24/25.

<sup>31</sup> Welt-Online, 18.07.2009.

<sup>32</sup> Beim angeblichen „German Jobwunder“ lohnt das genauere Hinschauen auf die Fakten. Tatsächlich gab es Massentlassungen nicht „nur“ von Leiharbeitern und befristet Beschäftigten, sondern vor allem auch aus Betrieben außerhalb der marktbeherrschenden monopolistischen Konzerne, z.B. bei Zulieferern der Autoindustrie, bis hin zu spektakulären Großinsolvenzen wie der Schlecker-Pleite. Der verengte Blick auf die Stammbesellschaften der Großkonzerne führt hier zu einem geschönten Bild der Krisenrealität.

- „Berufliche Unsicherheit und Statusverluste bei flexiblem Personaleinsatz...“
- Ihr Fazit: „...die ‚atmende Fabrik‘ mit kapazitätsorientierten, variablen Arbeitszeiten ist nach krisenbedingter Ultra-Flexibilisierung in ihren Umrissen noch deutlicher geworden.“<sup>33</sup>

Vor dem Hintergrund dieser ganzen Entwicklung konstatieren sie „Ohnmacht und ‚adressatenlose Wut“: Es werde „erhebliches, allerdings recht diffuses Protestpotenzial sichtbar.“ Diese Wut sei „schon länger da, auch schon vor der Krise, und sie hat sich aufgestaut. Aber sie hat meist keinen konkreten Adressaten und wenn, dann scheinen die Adressaten meist unerreichbar. (...) Vor allem in abhängigen Zulieferbetrieben wird das lokale Management als machtlos erlebt.“<sup>34</sup>

Dieser Befund „adressatenlose Wut“ deckt sich in hohem Maße mit meinen persönlichen Erfahrungen in den Kämpfen um die Erhaltung der Arbeitsplätze bei dem Automobilzulieferer Karmann in Osnabrück. Auch in dieser Auseinandersetzung war der Gegner oder Adressat der Belegschaftsforderungen nicht immer klar sichtbar: Während der Kampf um ein möglichst hohes Sozialplan-Niveau sich eindeutig gegen die Karmann-Eigentümer und ihre Geschäftsführung richtete, konnte das von den Aufträgen der Auto-Monopole abhängige Karmann-Kapital die Forderung „Arbeit für Karmann – Die Region muss leben“ offensichtlich nicht erfüllen. In diesem Zusammenhang erschienen die „eigenen“ Karmann-Bosse selbst als „Opfer“ der Konzerne.

Dies erschwerte die „Wahl der Waffen“: Für den Kampf gegen das „eigene“ Kapital um das Sozialplanniveau war Arbeitsniederlegung für die Belegschaft offensichtlich die geeignete Kampfform, doch für die Forderung nach Erhalt des Fahrzeugbaus als Herzstück des „Standorts“ konnte man nicht, so wie 2004 bei Opel in Bochum, den „eigenen“ Vorstand mit Streik unter Druck setzen. Stattdessen richtete „die Region“ im November 2007 in einer Großkundgebung an einem Samstag einen „Appell an die deutsche Autoindustrie“. Viele unmittelbar Betroffene sahen darin eher eine hilflose Geste. Erst der politische „Umweg“, diesen Appell an den Adressaten „niedersächsische Landesregierung als Miteigentümer des Volkswagen-Konzerns“ zu richten und dies mit der Forderung an die Alt-Eigentümer zu verbinden, sich zu einem für VW akzeptablen Preis vom Werk zu trennen, konnte der Auseinandersetzung um den Erhalt der Arbeitsplätze eine Stoßrichtung geben, die letztendlich zu einem relativen Erfolg führte.<sup>35</sup>

Doch ohne Gegner oder zumindest Adressaten gibt es keinen Kampf, nur Kampfphantasien. Detje u.a. stellen mit Blick auf die befragten Vertrauensleute und Betriebsräte fest: „Das Ohnmachtserleben ‚adressatenloser Wut‘ wird

---

<sup>33</sup> Detje u.a., a.a.O., S. 138-140.

<sup>34</sup> Ebenda, S. 140/141.

<sup>35</sup> Ausführliche Schilderung der Auseinandersetzung: „Und sie bewegt sich doch...“, in: Kommunistische Arbeiterzeitung (KAZ) Nr. 329, Dezember 2009, S. 22-25.

vom Betrieb auf ‚Gesellschaft‘ und auf ‚Staat und Politik‘ verschoben.“ Die Folge: „Diese Wut schafft sich in relativ diffuser Weise Raum und führt zu ausgeprägten Widerstands- und Protestfantasien.“<sup>36</sup>

Dem entsprechen die Befunde der Jenaer Belegschaftsbefragung von Dörre u.a.: „Ungerechtigkeits- und Missachtungserfahrungen sind bei deutschen Arbeitern und Angestellten reichlich vorhanden. Doch offenkundig fehlt ein mit Handlungsperspektiven verknüpftes intellektuelles Bezugssystem (...), das solche Stimmungen politisch bündeln könnte. Zwischen identitätsstiftendem Betriebs- und kritischem Gesellschaftsbewusstsein besteht subjektiv kein Zusammenhang.“<sup>37</sup>

Vereinzelt wurden allerdings auch während der Krise Kampferfahrungen gesammelt. „Aus solchen Kämpfen ziehen die Beschäftigten die Erfahrung eigener Handlungsmacht.“<sup>38</sup>

### **Gewerkschaften „müssen politischer werden“**

Vor dem Hintergrund des bisher Ausgeführten erscheint die Bewertung der Gewerkschaften, der eigenen Organisation, durch die befragten Vertrauensleute und Betriebsräte besonders interessant: „Während der grundsätzliche interessenpolitische Stellenwert der Gewerkschaften unbestritten ist, wird ihre Rolle im Krisengeschehen nicht nur positiv gesehen. Der Gewerkschaft wird zwar ein weitgehend erfolgreiches Krisenmanagement attestiert, aber ihre Aufgabe als deutende Institution hat sie in der aktuellen Krisensituation nicht erfüllt. Sie hat zu wenig über die Krise aufgeklärt (...) Angesichts der Dominanz der medialen Öffentlichkeit im Alltagsbewusstsein fehlt es an einer wahrnehmbaren eigensinnigen Krisendeutung.“<sup>39</sup>

Als weitere kritische Anforderung wird formuliert: „...die Gewerkschaft muss politischer werden. Auf jeden Fall politischer und radikaler.“ Dabei bleibt bei aller Kritik der Grundtenor solidarisch: „...die Gewerkschaften sind das Einzige, was wir hier eigentlich noch haben. Weil mit was anderem können wir ja hier in unserem Staat gar nicht mehr rechnen.“ Linke Kritik an der Gewerkschaftspolitik, mag sie in manchen Fällen noch so berechtigt sein, muss diese grundsätzliche Haltung in Rechnung stellen und in diesem Rahmen erhoben werden, wenn sie nicht ins Abseits laufen will.

Diese Orientierung auf die Gewerkschaften wird noch deutlicher angesichts des allgemeinen Urteils über Staat und Politik: „Staat und Politik kommen (...) durchgängig sehr schlecht weg. Auf sie verschiebt sich die ‚adressatenlose Wut‘.“ Politik erscheint nicht als möglicher Problemlöser, sondern als Teil des Problems – „das verstärkt beides: Wut und Ohnmacht.“<sup>40</sup>

<sup>36</sup> Detje u.a., a.a.O., S. 142.

<sup>37</sup> Dörre u.a., a.a.O., S. 22.

<sup>38</sup> Detje u.a., a.a.O., S. 142.

<sup>39</sup> Ebenda, S. 143.

<sup>40</sup> Ebenda, S. 144.

## Von der Krisenerfahrung zum Klassenbewusstsein?

Der italienische Marxist Antonio Gramsci definierte den von ihm so bezeichneten „Alltagsverstand“ („senso commune“) als „Weltauffassung (...), die mechanisch von der äußeren Umgebung ‚auferlegt‘ ist, und zwar von einer der vielen gesellschaftlichen Gruppen, in die jeder automatisch von seinem Eintritt in die bewusste Welt an einbezogen ist ...“<sup>41</sup> (...) „Im Übrigen ist ‚Alltagsverstand‘ eine Kollektivbezeichnung wie ‚Religion‘: es gibt nicht einen einzigen Alltagsverstand, denn auch dieser ist ein historisches Produkt und ein geschichtliches Werden.“<sup>42</sup> Und um „die Philosophie vom Alltagsverstand ‚praktisch‘ zu unterscheiden“, betont Gramsci: „bei der Philosophie sind die Eigenschaften individueller Ausarbeitung des Denkens besonders ausgeprägt, beim Alltagsverstand dagegen die verbreiteten und zusammenhanglosen Eigenschaften einer bestimmten Epoche in einem bestimmten Volksmilieu.“<sup>43</sup>

Unser Alltagsbewusstsein ist nicht einfach logische Verarbeitung von und Reaktion auf Informationen, Fakten und Erfahrungen, die wir aufnehmen. Vielmehr ist deren Aufnahme, Verarbeitung und die daraus folgende Handlungsorientierung in hohem Maße mitbestimmt von Deutungsmustern, Denkgewohnheiten, Werturteilen, Haltungen und Handlungsweisen, welche wir in „einer bestimmten Epoche in einem bestimmten Volksmilieu“ zunächst unbewusst aufnehmen. Daraus folgt unter anderem: Das Alltagsbewusstsein kann in verschiedenen Teilen der arbeitenden Klasse („Volksmilieus“) sehr unterschiedlich sein, wie wir es bereits in der Frage der „exklusiven Solidarität“ (Abgrenzung zu den Ausgegrenzten) festgestellt haben.

Daraus folgt aber auch: In das Alltagsbewusstsein als „historisches Produkt“ gehen nicht nur die Erfahrungen mit der in einem gegebenen historischen Moment konkret erfahrenen kapitalistischen Produktionsweise (und ihrer Krise) ein, sondern auch ideologische Traditionen oder Überlieferungen über mehrere Generationen. Diese sind national sehr unterschiedlich. Darum können wir uns nicht auf das Alltagsbewusstsein der ArbeiterInnenklasse in „Europa“ oder in „den entwickelten kapitalistischen Ländern“ im Allgemeinen beziehen, sondern müssen uns sehr konkret mit dem in West- und Ost-Deutschland auseinandersetzen, wie es sich in der Geschichte der Klassenauseinandersetzungen in unserem Land entwickelt hat.<sup>44</sup>

Zu diesen „historischen Resultaten“ gehört in (West-)Deutschland eine lange Tradition gewerkschaftlicher „Stellvertreterpolitik“, vor allem in der Austra-

---

<sup>41</sup> Antonio Gramsci, Gefängnishefte, Bd. 6, Hamburg 1991, S. 1375.

<sup>42</sup> Ebenda, S. 1377.

<sup>43</sup> Ebenda, S. 1381.

<sup>44</sup> Als Rahmenbedingung für die Herausbildung von Klassenbewusstsein muss man neben den ökonomischen und sozialstrukturellen Voraussetzungen auch „die konkreten Besonderheiten, den konkreten tatsächlichen Verlauf des Geschichtsprozesses, der geschichtlichen Entwicklung, den tatsächlichen Verlauf des Klassenkampfes und seine historischen Resultate nennen.“ Erich Hahn, *Materialistische Dialektik und Klassenbewusstsein*, Berlin (DDR) 1974, S. 56.

gung betrieblicher Konflikte durch die Betriebsräte, und als Folge davon ein Gesellschafts- und Weltverhältnis vieler KollegInnen als „Kunden“ und „Zuschauer“, nicht aber als Akteure in betrieblichen, aber auch in tarif- und sozialpolitischen Konflikten. Hierzu schreibt Harald Werner m. E. sehr zutreffend: „Beschränkt sich das subjektive Handeln schon unter normalen Umständen auf die Verringerung von Risiken oder sogar auf Anpassungsstrategien, verharrt die gedankliche Auseinandersetzung auch in der Krise auf einer nur empirischen Anschauung. *Die Tatsachen werden als gegebene und nicht als veränderbare Umstände wahrgenommen* und dieses Sein bestimmt kein kritisches, sondern ein affirmatives Bewusstsein.“<sup>45</sup>

Dieses Thema spielt in beiden Studien keine direkte Rolle. Wie wir gesehen haben, erklären sich aber Unterschiede zwischen der Sicht der Vertretenen (Belegschaftsbefragung) und der Beschäftigtenvertreter (Vertrauensleute und Betriebsräte) auch aus deren unterschiedlichem Verhältnis und Verhalten zu der sie umgebenden Gesellschaft.

Einen solchen Unterschied zwischen der breiten Masse der Beschäftigten, die die Krise und den Niedergang weitgehend passiv erlitten und erduldet haben, und den aktiven Kernen in der Belegschaft (vor allem Vertrauensleute und Betriebsräte), die Verantwortung für die Organisation von Kämpfen übernahmen und dadurch oft auf Fragen gestoßen wurden, die sie sich in ihrem bisherigen Leben nicht gestellt hatten, war auch bei Karmann in den Auseinandersetzungen bis zur Schließung zu beobachten. Bei einer Reihe von Kolleginnen und Kollegen konnte man erleben, wie diese Erfahrung der aktiven Beteiligung an Kämpfen ihren Blick auf gesellschaftliche Zusammenhänge ausgeweitet hat. Das galt aber eben *nicht* für die *reine Krisenerfahrung*, für das Erleiden und Erdulden der Krise, *sondern nur* für die *Kampferfahrung gegen die Krise*. Dies verweist auf die Veränderbarkeit des Alltagsbewusstseins durch die Veränderung des eigenen Verhaltens als Teil der Verhältnisse.

Dazu gehört die Erfahrung, dass es möglich ist, *heraus aus der Zuschauerrolle* zu treten, dass also die Art der Austragung von betrieblichen Konflikten und damit die Einübung bestimmter Haltungen in den alltäglichen Konflikten veränderbar sind. So hatte die Belegschaft von Karmann im Verlauf mehrerer Jahre gelernt, die kollektive Wahrnehmung des individuellen Informations- und Beschwerderechts als Waffe zu nutzen. Höhepunkt war eine drei Schichten dauernde „Informationsveranstaltung“ aus Anlass des Konfliktes mit der Unternehmensführung um die Umsetzung des neuen Entgeltrahmens „ERA“. Dies war für die Belegschaft eine wichtige Erfahrung der eigenen Handlungsmächtigkeit und der Solidarität.

Die Erfolge der Unternehmer-Offensiven können auch ihre Kehrseite haben. Früher haben viele Belegschaften auch ohne Entfaltung eigener Kampfkraft an Erfolgen der „stärkeren Bataillone“ der Arbeiterbewegung partizipieren können

---

<sup>45</sup> Harald Werner, Die Krise im Alltagsbewusstsein, Z 80, Dezember 2009, S. 58, Hervorhebung A.B..



– eine Art „indirekte Tarifbindung“. Heute, in Zeiten abnehmender Tarifbindung ist das nicht mehr so. Doch das Ende dieser „indirekten Tarifbindung“ kann auch positiv gewendet werden, wenn den Kollegen deutlich gemacht wird: Ihr bekommt nur noch das, was Ihr Euch selber erkämpft. Tatsächlich treten in den letzten Jahren neue Gruppen der ArbeiterInnenklasse in die (aktive) ArbeiterInnenbewegung ein, als Gegen Tendenz gegen die seit Jahren feststellbare Abnahme des gewerkschaftlichen Organisationsgrades. Prominente Beispiele dafür waren in den letzten Jahren die Tarifkämpfe der Erzieherinnen in den Kitas und der Beschäftigten in der Gebäudereinigung. Aber auch im Bereich der IG Metall sind immer wieder Neugründungen von Betriebsräten und betriebliche Kämpfe um Tarifbindung zu verzeichnen.

Spaltungen überwinden ist dort möglich, wo es gelingt, „starke“ Teile der lohnabhängigen Klasse – die Stammbeschäftigten – solidarisch mit Schwächeren und Prekären zu mobilisieren, und zwar aus ihrem wohlverstandenen Eigeninteresse heraus und nicht aus einer Mitleidshaltung. Ein Ansatzpunkt dazu ist die breite Ablehnung des Niedriglohnssektors, auch wegen der Befürchtung einer Lohndumpingkonkurrenz. Die Kampagne der IG Metall zur Leiharbeit „Gleiche Arbeit – gleiches Geld“ trifft hier einen richtigen Punkt, wie die Erfahrungen der Tarifrunden in der Stahl- sowie in der Metall- und Elektroindustrie mit der breiten Verankerung dieser Forderung auch bei den Stammbeschäftigten gezeigt haben.

Im Widerspruch dazu steht allerdings die grundsätzliche Akzeptanz des „Arbeitsplatzpuffers Leiharbeit“ durch die Stammbeschäftigten. Auch in der IGM-Losung „faire Leiharbeit“ spiegelt sich diese grundsätzliche Akzeptanz der Leiharbeit.

„Ökonomische Alphabetisierung“ – die Befunde beider Studien machen diese Notwendigkeit deutlich. Insbesondere die Studie von Detje u.a. widerspiegelt hier auch Erwartungen der Aktiven an der gewerkschaftlichen Basis. Hier liegt eine wichtige Aufgabe gerade auch für marxistische Kräfte und ihre Medien. Deren Erfüllung erfordert solidarische Mitarbeit in der Einheitsgewerkschaft bei selbstbewusstem Einbringen der eigenen Erkenntnisse.

Neben der „ökonomischen Alphabetisierung“ besteht eine weitere Notwendigkeit darin, wieder „Politik machen“ zu lernen – nämlich nicht nur ein Kreuzchen bei den Wahlen zu machen (oder auch nicht...), sondern eigenständige Politik im Interesse der Arbeitenden zu betreiben, also auch zwischen den Wahlen Druck der Arbeitenden auf Politik und Staat aufzubauen. Wie die Vertrauensleute- und Betriebsrätebefragung zeigt, ist dies durchaus ein verbreiteter Wille unter gewerkschaftlich Aktiven.

Aus einer Reihe von Gründen reichen Betriebs- und Tarifpolitik nicht (mehr) aus, um die Interessen der Beschäftigten effektiv zur Geltung zu bringen. Bernd Riexinger, heute einer der beiden Vorsitzenden der Linkspartei, schrieb dazu 2009 noch als Stuttgarter ver.di-Funktionär: „In der Aufschwungphase der 60er und 70er Jahre konzentrierten sich die deutschen Gewerkschaften auf die Tarifpolitik. Für die Betriebspolitik waren weitgehend die Betriebsräte zuständig und als politischer Arm des DGB agierte die SPD in den Parlamenten. (...) In den

letzten 25 Jahren (...) erwies sich diese ‚Arbeitsteilung‘ als hinderlich und ist mit dafür verantwortlich, dass die Gewerkschaften in die Defensive gedrängt wurden, aus der sie sich bis heute nur zeitweise befreien konnten. Die Gewerkschaften kommen in Krisenzeiten doppelt unter Druck, einerseits durch die Betriebsräte, (...) die bei wirtschaftlicher Bedrohung oder Erpressung durch das Management schnell zu Konzessionspolitik bereit sind. (...) Andererseits führt die Deregulierungs- und Umverteilungspolitik dazu, dass die tarifpolitischen Handlungsmöglichkeiten eingeengt werden.<sup>46</sup>

Riexinger leitet daraus die Notwendigkeit ab, dass die Gewerkschaften sich ein „politisches Mandat“ erkämpfen und als Mittel zur Einflussnahme auf die Gesetzgebung den „politischen Streik etappenweise vorbereiten“<sup>47</sup>, also das in dieser Frage in Deutschland bestehende Tabu überwinden. Er macht auch konkrete Vorschläge für Zwischenschritte in diese Richtung, z.B. gemeinsames Agieren mehrerer Einzelgewerkschaften in Tarifrunden und „Aktionen in der Arbeitszeit“ zu politischen Themen unter Bezug auf das Demonstrationsrecht.

Eine Klammer zur Bündelung dieser vier Punkte, aber auch zur Bündelung verschiedener Teile der Klasse und ihrer Interessen könnte – wie in den achtziger Jahren – die Wiederaufnahme der *Forderung nach Arbeitszeitverkürzung* sein, als eine *strategische* Forderung gegen Massenarbeitslosigkeit, Prekarisierung und Spaltung. Sicher vermittelt sich diese Forderung heute nicht von selbst – das tat sie allerdings in den siebziger und achtziger Jahren auch nicht. Und sicher ist es Tatsache, dass sie heute in den Betrieben nicht sehr populär ist. Zu diskutieren wäre aber die Frage, ob und wie Zugänge zu dieser Forderung entwickelt werden können – so z.B. über den Zusammenhang sinkender Reallöhne und Lohnquoten mit dem „Überangebot“ an Arbeitskraft als ein Aspekt „ökonomischer Alphabetisierung“, über den Zusammenhang von Prekarisierung und Arbeitslosigkeit, über die wachsende Arbeitsintensivierung und psychische Belastungen am Arbeitsplatz, über die besonderen Interessen von Frauen, Jugendlichen usw.<sup>48</sup>

---

<sup>46</sup> B. Riexinger, Krisenproteste: „Für eine gewerkschaftliche Neuorientierung“, isw-Report Nr. 78, September 2009, S. 26.

<sup>47</sup> Ebenda, S. 27.

<sup>48</sup> Eine Fülle an Material zu dieser Frage findet sich z.B. in: Marxistische Blätter, Nr. 2-12.

*Thomas Goes*

## **Legitimationsprobleme im Gegenwartskapitalismus?**

### **Überlegungen zu neueren Befunden der Arbeits- und Krisenbewusstseinsforschung**

#### **1. Legitimationsprobleme heute?**

In den frühen 1970er Jahren entwickelte sich in den deutschen Sozialwissenschaften vor dem Hintergrund von Studentenbewegung und militanteren Streikämpfen (Stichwort: Septemberstreiks) eine Debatte über Legitimationsprobleme innerhalb des Spätkapitalismus (vgl. Offe 2006: 7-9). Legitimation bedeutet Rechtfertigung, im damaligen Zusammenhang war damit in Anlehnung an Max Weber die Rechtfertigung von Herrschaft bzw. eines konkreten (nämlich: demokratisch-kapitalistischen) Gesellschaftssystems gemeint. Die Anerkennung der Rechtfertigungsversuche lässt sich als Legitimitätsglauben der Beherrschten verstehen (vgl. Kopp/Müller 1980: 15), dessen Erzeugung und Sicherung auf Seiten der Beherrschten als eine der Grundbedingungen für die systemkonforme soziale Integration von Menschen (vgl. Bielefeld: 2008: 27-34; Habermas 1979: 12-15) gilt. Wenngleich sie nicht unumstritten blieben (vgl. z.B. Mattick 1969), waren in der damaligen Debatte doch Diagnosen prominent, die von einer weitreichenden konfliktmildernden Regulierung der mit der Lohnabhängigenexistenz verbundenen 'sozialen Frage' ausgingen. Die Institutionalisierung des Klassenkonfliktes durch ein integrativ wirkendes System betrieblicher und überbetrieblicher 'industrieller Beziehungen' und ein auf die Funktionsstörungen von Märkten ausgerichteter keynesianischer Staatsinterventionismus schienen in der Lage zu sein, dem strukturell gegebenen Widerspruch zwischen Lohnarbeit und Kapital (bzw. deren jeweiligen Fraktionen) die Spitze zu nehmen. Dem Klassenkonflikt selbst wurde in der akademischen Debatte kaum mehr zugetraut, Legitimationsprobleme hervorzubringen und Anlass einer Radikalisierung der ArbeiterInnenbewegungen zu werden.

Und heute? 40 Jahre später scheinen sich Entwicklungstrends, die in der damaligen Debatte für stabil gehalten wurden, umgekehrt zu haben. Wie der französische Ökonom Michel Husson feststellt, strebt der Gegenwartskapitalismus „in der Tendenz nach einem Funktionieren in Reinform, weil er nach und nach alle Beschränkungen abzustreifen sucht, die ihn in der Vergangenheit reguliert oder gefesselt haben. [...]. Diese Bewegung entwickelt sich in zwei großen Tendenzen: Die Arbeitskraft wird neuerlich zu einer reinen Ware gemacht und es bildet sich ein wirklicher Weltmarkt heraus. Es handelt sich somit um einen Kapitalismus ohne Wenn und Aber [...]“ (Husson 2009: 7), genauer gesagt: 'Kapitalismus pur'. Das gilt vergleichbar auch für die Bundesrepublik, wobei sich pointiert folgende Entwicklungen unterscheiden las-

sen: Der Sozialstaat straft und aktiviert die aus der Kapitalverwertung 'freigesetzte' Arbeitskraft, Arbeitsmärkte wurden dereguliert und eine Wettbewerbsstaatlichkeit (vgl. Hirsch 1996) durchgesetzt. Arbeitskräfte konkurrieren heute in globalem Maßstab (vgl. exemplarisch Moody 2001). Auf unternehmerischer und betrieblicher Ebene entwickelten sich Regime, die auf einer maximalen Mobilisierung der Arbeitskraft für den Arbeitsprozess basieren, gleichbedeutend mit einer Intensivierung des Ausbeutungsprozesses. Stichpunktartig sei hier auf neue Formen der Marktsteuerung der Lohnarbeit (z.B. durch Profit-Cost-Center), Leistungsbewertung und Arbeitssteuerung (z.B. auf kontinuierliche Verbesserung abzielendes Qualitätsmanagement), schlanke Produktion und stärker auf prekäre Arbeitsverhältnisse setzende unternehmerische Personalstrategien hingewiesen. Parallel zu dieser Optimierung und Flexibilisierung betrieblicher Ausbeutungsprozesse gewannen Lohnzurückhaltung (niedrige bzw. moderate Tarifabschlüsse) und Niedriglohnstrategien an Bedeutung. Und auch das institutionelle Regulationsgefüge des heutigen Kapitalismus scheint in geringem Maße dazu in der Lage zu sein, Interessen und Ansprüche von Teilen der abhängig Beschäftigten zu repräsentieren oder gar zu befriedigen. Das betrifft das politische System, scheint aber auch für die Interessenrepräsentation innerhalb der 'industriellen Beziehungen' zu gelten.

Ist vor diesem Hintergrund die Hoffnung (der einen) bzw. die Angst (der anderen) auf/vor eine/r Renaissance von an die 'soziale Frage' geknüpften Legitimationsproblemen berechtigt? Erschöpfen sich gar infolge von Prekarisierung, marktzentrierter und flexibler Ausbeutung der Arbeitskraft sowie wachsender sozialer Ungleichheit die Legitimitätsressourcen der Marktwirtschaft? Und: Können diese Legitimationsprobleme möglicherweise in eine Wiederbelebung von Gewerkschafts- und 'ArbeiterInnenbewegung' münden?

## **2. Befunde der Arbeits- und Krisenbewusstseinsforschung: Neue Legitimationsprobleme?**

Wenngleich sie nicht unter dem Vorzeichen der Analyse der Legitimationsprobleme innerhalb des heutigen Kapitalismus, sondern konkreter unter dem Gesichtspunkt durchgeführt bzw. veröffentlicht wurden, wie die Wirtschaftskrise verarbeitet wird, geben neuere Ergebnisse der Arbeits- und Arbeiterbewusstseinsforschung (vgl. Detje u.a. 2011a, 2011b; Dörre u.a. 2011; Holst/Matuschek 2011)<sup>2</sup> erste Hinweise auf eine tastend zu formulierende

<sup>1</sup> Hinsichtlich der Selektivität des politischen Systems sei auf Colin Crouchs 'Postdemokratie' verwiesen. Seine leitende These geht von einer außerordentlichen Zunahme des Einflusses privilegierter Eliten aus (vgl. Crouch 2008: 13). 'Postdemokratie' bezeichnet Situationen, in denen sich „Langeweile, Frustration und Desillusionierung breitgemacht haben; in denen die Repräsentanten mächtiger Interessengruppen, die nur für eine kleine Minderheit sprechen, weit aktiver sind als die Mehrheit der Bürger, wenn es darum geht, das politische System für die eigenen Ziele einzuspannen [...]“ (Ebd.: 30) Umgekehrt verringern sich die Einflusschancen subalternen Bevölkerungsteile.

<sup>2</sup> Als der Artikel geschrieben wurde, lag das Buch 'Das Gesellschaftsbild der LohnarbeiterInnen' (vgl. Dörre u.a.: 2012) noch nicht vor.

Antwort. Ihre Stärke – beispielsweise gegenüber Untersuchungen aus dem Feld der Gerechtigkeitsforschung (vgl. Sachweh 2010: 31-76) – liegt gerade darin, dass Deutungen der Beschäftigten in den Blick rücken, die sich sowohl auf den Betrieb wie auf 'die Gesellschaft' richten.

## 2.1 Krise ohne Konflikt?

Einer der in meinen Augen wichtigsten Befunde, die Richard Detje, Wolfgang Menz, Sarah Nies und Dieter Sauer in ihrer Studie 'Krise ohne Konflikt?' präsentieren, lautet, dass sich Krisenerfahrungen für heutige Beschäftigte normalisiert haben, also zu einem gewöhnlichen Bestandteil des Alltags geworden sind. Die gegenwärtige Wirtschaftskrise ist zwar etwas Neues; ihre Bedeutung gewinnt sie allerdings für abhängig Beschäftigte vor dem Hintergrund verfestigter und permanenter betrieblicher Krisenerfahrungen. Seit Jahrzehnten schon habe der ökonomische Druck in den Betrieben zugenommen. Erfahren werde von den Befragten „ein Wettbewerbsregime, das sich durch permanente betriebliche Restrukturierungsprozesse mit neuen Prozess- und Produktinnovationen, Standortverlagerungen, Outsourcing, Umdefinition von Kerngeschäftsfeldern usw. auszeichnet“ (Detje u.a. 2011a: 62).

In das Zentrum ihrer Untersuchung stellen die AutorInnen die Frage, wie Lohnabhängige auf die anhaltende Wirtschaftskrise reagieren. Ihr Hauptaugenmerk gilt dabei Konfliktpotenzialen, die aus den von ihnen empirisch rekonstruierten Interessen- und Handlungsorientierungen der Befragten folgen könnten.<sup>3</sup> Seltenheitswert hat die Studie allein deshalb schon, weil sie versucht, an die Tradition einer an Konflikt- und Kollektivitätspotenzialen interessierten Lohnabhängigenbewusstseinsforschung anzuschließen, die einst – mit einem theoretischen und publizistischen Höhepunkt in den 1970er Jahren – zu den Kerngebieten der deutschen Soziologie gehörte (vgl. z.B. Kudara u.a. 1982; Thomssen 1982).

Während andere ebenfalls klassenorientierten Untersuchungen zum Bewusstsein von ArbeiterInnen heute deren Deutungen in erster Linie (und durchaus fruchtbar) innerhalb außerbetrieblicher Erfahrungszusammenhänge erkunden (vgl. z.B. Bell 2009), stellen Detje u.a. von vornherein den Betrieb als Erfahrungszusammenhang in den Mittelpunkt ihrer Arbeit, wodurch er als Ort von Interessenkonflikten und Konflikterfahrungen sichtbar gemacht werden kann. Im Fokus stehen daher die betriebsbezogenen Deutungen der Befragten, ohne dass dabei gesellschaftliche und politische Zusammenhänge ausgeblendet werden (vgl. Detje u.a. 2011a: 26-33). Gerade dieses Vorgehen legt den Blick frei auf eine Kontinuität von Krisenerfahrungen.

Die zentralen Befunde der mit 150 Seiten schmalen qualitativen Untersuchung lassen sich bündig zusammenfassen.

---

<sup>3</sup> Als empirische Basis der Studie dienen fünf Gruppendiskussionen und 20 Einzelinterviews, die mit Betriebsräten und Vertrauensleuten aus Betrieben der Metall-, Elektro-, Textil- und Bekleidungsindustrie geführt wurden.

*Erstens* machen die Befragten eben nicht erst seit Ausbruch der anhaltenden Wirtschaftskrise Krisenerfahrungen. Die „Krise“, verstanden als eine permanente Verunsicherung, gehört vielmehr zum sich verfestigenden Bestand betrieblicher Alltagserfahrungen. „Krise“ bedeutet für die Befragten zunächst einmal der „fortwährende Druck und die permanente Unsicherheit von Beschäftigung, Einkommen und Arbeitsbedingungen [...]. Als ‚Krise‘ wird die beständige Restrukturierung der Abläufe im Betrieb bezeichnet: Verlagerung, Outsourcing, Kostensenkungsprogramme, zunehmende Intensität der Arbeit usw.“ (Ebd.: 137) Mit anderen Worten: Über die Jahre sei ein krisengeprägter (kollektiver) Erfahrungsschatz entstanden, der die Verarbeitung der heutigen Wirtschaftskrise beeinflusst. Auf ihm ruhend wird die gegenwärtige Krise gedeutet. Sie wird zwar als erkennbare Zäsur durch die Beschäftigten gesehen, „ordnet sich aber in zyklusübergreifende Krisenerfahrungen ein“ (ebd.: 62). Mehr noch, die Wahrnehmung der Wirtschaftskrise wird „maßgeblich gesteuert durch die jeweilige betriebliche Situation im eigenen Fall“ (ebd.: 63). Die globale Wirtschaftskrise aktualisiere diese grundsätzlichen Krisenerfahrungen gewissermaßen nur.

*Zweitens* beschränken sich diese Krisenerfahrungen, so die Studie, nicht allein auf betriebliche Probleme, sondern entfalten sich zu Formen einer Legitimationskrise des gesamten Wirtschafts- und Gesellschaftssystems. Gerade weil die unternehmerischen Eliten im eigenen Betrieb von den Befragten nicht für die Wirtschaftskrise verantwortlich gemacht werden können, verschiebt sich die Kritik auf Gesellschaft, Staat und Politik. Vorherrschend sei bei den ArbeiterInnen eine Grundhaltung der Wut und Angst: „Wut auf die Banker, auf den Staat und die Politiker und Angst, die eigene Existenz nicht mehr sichern zu können.“ (Ebd.: 102)

*Drittens* entwickeln sich vor dem Hintergrund bereits früher gemachter Verunsicherungen im Zuge der Wirtschaftskrise neue Angsterfahrungen, die sich mit einer Art Zukunftspessimismus verbinden. Die als permanent gedeuteten betrieblichen Krisenprozesse münden, auch aufgrund nur geringen Zutrauens in die eigene Handlungsmacht, eher in Resignation. Diese Resignation bzw. die ihr zugrunde liegenden Ohnmachtsgefühle speisen sich gerade aus einem nüchternen Realitätssinn der Befragten, aus einer „realistischen Einschätzung der ökonomischen Abhängigkeiten und der sozialen Macht- und Kräfteverhältnisse“ (ebd.: 104).

*Viertens* werden die Legitimationsprobleme von Staat und Politik durch Ohnmachtsgefühle und fehlendes Orientierungswissen blockiert. Sinnstiftendes Wissen, das beispielsweise die Frage beantworten kann, worin Ursachen und Triebkräfte der Wirtschaftskrise zu finden sind, fehlt insofern (vgl. Detje u.a. 2011b: 48f.). Dies ist ein wichtiger Befund, der auf das Verhältnis zwischen Erfahrung und den für ihre Verarbeitung verfügbaren Deutungsangeboten und sozialen Deutungsmustern hinweist.

*Fünftens:* Typisch sei schließlich eine Art Hin- und Herwechselln zwischen „abstrakter Protestorientierung und konzessionsförderlichen Ohnmachtserfah-

rungen“ (Detje u.a. 2011a: 107). Allerdings, darauf weisen die AutorInnen der Studie ausdrücklich hin, sollten diese Ohnmachtsgefühle nicht mit „Fatalismus“ verwechselt werden. Diese Feststellung ist zentral, da sie Implikationen für die Bewertung der politischen Handlungsperspektiven enthält, die die Verfasser entwickeln. Ich zitiere die zentrale Schlussfolgerung daher im Zusammenhang: „[...] es wird zugleich erhebliches, allerdings recht diffuses Protestpotenzial sichtbar. Die erhobenen Aussagen signalisieren eine sehr große Unzufriedenheit, die sich in vielen Fällen mit wenig Hoffnung auf baldige Veränderung verbindet. Dennoch lässt diese Wut weder auf Apathie noch Fatalismus schließen. Es handelt sich um hoffnungslose Unzufriedenheit, um Einrichten in die Lage, um den Wunsch, diese zu verändern und um die Ratlosigkeit darüber, wie das gehen könnte. Die Wut ist schon länger da, auch schon vor der Krise, und sie hat sich aufgestaut. Aber sie hat meist keinen konkreten Adressaten und wenn, dann scheinen die Adressaten meist unerreichbar. Für die meisten der Befragten finden sich die ‘Schuldigen’ – die Verursacher der Krise – nicht im Betrieb. [...] Aber daraus folgt keine Distanzlosigkeit zum Arbeitgeber und zu betrieblichen Herrschaftszusammenhängen. Der Interessengegensatz wird auch auf betrieblicher – und nicht nur gesellschaftlicher – Ebene wahrgenommen. Die Konzessionen an das Unternehmen erfolgen eher ‘zähneknirschend’ anstatt mit Überzeugung, mit dem lokalen Management in einem Boot zu sitzen.“ (Ebd.: 140f.) Mehr noch, Wut und Empörung richten sich auf Gesellschaft, Staat und Politik, wodurch plastische Widerstandsphantasien genährt werden. Insbesondere Staat und Politik „kommen [...] sehr schlecht weg. [...] Politiker sind korrupt und der Staat generell machtlos [...]“ (Ebd.: 144) Die Autoren nennen diese Art von Wut an anderer Stelle „adressatenlos“ (ebd.: 142). Obwohl sich so Empörung und Wut nicht nur empirisch nachzeichnen, sondern als Hinweise auf manifeste Legitimationsprobleme von Staat und Politik deuten lassen, gipfeln sie kaum in betrieblichen oder überbetrieblichen Formen kollektiver Interessenpolitik, sondern „lediglich“ in Protestphantasien. Was damit aber indirekt auch gesagt wird: Mobilisierungen, kollektive Kämpfe scheitern nicht so sehr an der Hegemoniefähigkeit der unternehmerischen Eliten, die die Beschäftigten in betriebliche (und wirtschaftssektorale) Bündnisse einbinden, indem sie deren Interessen innerhalb eines tragenden Konsens befriedigt. Im Gegenteil, es sind laut der Studie eher fehlendes Orientierungswissen und verbreitete Ohnmachtsgefühle, die verhindern, dass aus Wut und Empörung Widerstand wird.

## 2.2 Guter Betrieb – schlechte Gesellschaft?

Inhaltlich haben sich Detje u.a. mit ihren Befunden nicht zuletzt gegenüber Thesen abgegrenzt, die von einer Forschergruppe in Jena auf der Basis eigener quantitativer und qualitativer Untersuchungen ausgearbeitet wurden.<sup>4</sup> Der

<sup>4</sup> Im Text werden, um den gemeinsamen Forschungszusammenhang hervorzuheben, Ausführungen der Jenaer Gruppe in der Regel auch dann mit ‘Dörre u.a.’ bezeichnet, wenn explizit Einzelpublikationen zitiert werden.

vordergründig zentrale Dissens betrifft die Integrationsfähigkeit und – das ist die (interessen-) politisch Pointe – damit die (de-)mobilisierende Rolle der betriebsbezogenen Deutungen von befragten ArbeiterInnen. Die Jenaer Soziologen Hajo Holst, Ingo Matuschek, Anja Hänel und Klaus Dörre entwickeln die plausible Annahme, dass der Betrieb vor dem Hintergrund einer gleichzeitig bei befragten Beschäftigten rekonstruierbaren Empörung über gesellschaftliche Entwicklungen (ja: Gesellschaftskritik), als eine Art „sicherer Hafen“ in einer ansonsten stürmischen – gesellschaftlichen – See wahrgenommen werde.<sup>5</sup> Demnach sind „Ungerechtigkeits- und Missachtungserfahrungen [...] bei deutschen Arbeitern und Angestellten reichlich vorhanden. Doch offenkundig fehlt ein mit Handlungsperspektiven verknüpftes intellektuelles Bezugssystem, das solche Stimmungen politisch bündeln könnte. Zwischen identitätsstiftendem Betriebs- und kritischem Gesellschaftsbewusstsein besteht subjektiv kein Zusammenhang.“ (Dörre u.a. 2011: 22) An anderer Stelle ist von einer Art ‘Verbetrieblichung’ des Arbeiterbewusstseins die Rede. Empirisch rekonstruiert werden konnte demnach „eine Form eines ‘verbetrieblichten’ Arbeitsbewusstseins. Vor dem Hintergrund einer dezidiert kritischen Perspektive auf die gegenwärtige Gesellschaft, die als Ort der Ungerechtigkeiten und Unsicherheiten wahrgenommen wird, gerät der Betrieb zum primären Bezugspunkt. Im Vergleich mit anderen Untersuchungen fällt jedoch die hohe normativ positive Identifikation der Belegschaft mit dem Standort auf: Der Betrieb stellt nicht einfach nur eine Einheit im Nahbereich dar, auf deren Entwicklung man im Gegensatz zur weitläufigen und undurchdringbaren Gesellschaft mit dem eigenen Handeln Einfluss nehmen kann, sondern wird normativ positiv als Ort der Stabilität und Sicherheit wahrgenommen – nicht zuletzt aufgrund der erfolgreich bearbeiteten Krisen, der fest verankerten Mitbestimmungskultur und der hohen Beschäftigungsstabilität.“ (Holst/Matuschek 2011: 174) Während sich zwar eine Art auf die Gesellschaft bezogene Kapitalismuskritik herausbilde, entfalte der Betrieb trotz Konflikterfahrungen eine größere Integrationskraft – eine Feststellung, die gleichwohl nicht gleichbedeutend ist mit der Unterstellung eines harmonischen „Betriebsbewusstseins“, wie die ForscherInnen mit Blick auf die Verarbeitungsweisen der befragten ostdeutschen ArbeiterInnen wissen lassen. Denn auch diese Beschäftigten seien durchaus unzufrieden mit der Situation innerhalb des Betriebes, nicht zuletzt fehle Leistungsgerechtigkeit (vgl. ebd.: 170). Außerdem sähen sie mehrheitlich den eigenen Beschäftigungsstatus als unsicher an (vgl. Dörre u.a. 2011: 29) – denn grundsätzlich, wie es weiter heißt, „wissen alle Befragten, dass es selbst in diesem für Osterhältnisse überaus renommierten und wirtschaftlich stabilen Unternehmen keine längerfristige Sicherheit gibt. Die Krise ist daher für viele Beschäftigte letztlich ein Zustand in Permanenz. Ein Betriebsteil hat immer Probleme,

---

<sup>5</sup> Die empirische Basis ihrer Untersuchung sind 450 Befragte aus einem Betrieb in Ostdeutschland und 1.600 Befragte aus einem Unternehmen der Autoindustrie aus Südwestdeutschland (vgl. Dörre u.a. 2011: 28). Anders als bei Detje u.a. handelt es sich um „Normalbeschäftigte“, nicht um betriebliche Funktionäre (Betriebsräte, Vertrauensleute).



weshalb der Zeithorizont für Arbeitsplatzsicherheit stets ein begrenzter ist. Insofern gründet sich das subjektive Sicherheitsempfinden primär auf der eigenen Qualifikation und Leistungsbereitschaft sowie die daran gekoppelte Antizipation individueller Chancen auf dem Arbeitsmarkt.“ (Ebd.: 30)<sup>6</sup>

Allerdings führen weder die konstatierbaren Unzufriedenheitsgefühle noch die Wahrnehmung von Beschäftigungsunsicherheit bei den Befragten zu einer Erosion ihrer grundsätzlich positiven Charakterisierung des 'eigenen Betriebes'. Selbst eine permanente Verunsicherung führt demnach nicht zu Auflösungserscheinungen ihres Sonderbewusstseins (vgl. ebd.: 30f.). Das Unternehmen bleibe „für die Befragten ein Hort der Stabilität inmitten einer stürmischen See [...], den es – punktuell auch gegen die eigene Unternehmensspitze – zu verteidigen gilt.“ (Ebd.: 31) Paradoxerweise sei es zugleich dieser positive Betriebsbezug bzw. die Art des rekonstruierten 'Sonderbewusstseins', aus dem sich eine Kritik am globalen Kapitalismus und dessen Tendenzen speist, denen die soziale Orientierung des Unternehmens zum Opfer fallen könnte (vgl. ebd.: 32).. Was Dörre u.a. hier bezogen auf die Beschäftigten des ostdeutschen Untersuchungsbetriebes formulieren, gilt in der Tendenz auch für westdeutsche ArbeiterInnen. Auch ihnen ist eine hohe Identifikation mit dem Konzern, insbesondere mit den Unternehmensteilen in der eigenen Region eigen (vgl. ebd.: 36); auch die westdeutschen Arbeiter verfügen über ein gesellschaftskritisches Bewusstsein (ebd.: 37), die „Beschäftigten agieren vor allem als Alltagskritiker des Finanzmarktkapitalismus und seiner Verwerfungen.“ (Ebd.: 38)

Die Unterschiede zwischen den in 'Krise ohne Konflikt?' vorgetragenen und den Jenaer Befunden sind insbesondere dann zentral, wenn ihre möglichen interessenpolitischen Konsequenzen diskutiert werden. Denn die Analyse von Dörre u.a. macht einen ganz besonderen interessenpolitischen Handlungskorridor sichtbar, der sich möglicherweise öffnet: Die Angst vor dem Verlust betrieblicher „Errungenschaften“ kann disziplinierend wirken; die anhaltende Stabilität des empirisch umrissenen 'Sonderbewusstseins' stellt laut Dörre u.a. schließlich eine Quelle dar, aus der sich Loyalität und Leistungsbereitschaft speisen (vgl. ebd.: 31). Darüber hinaus neige ein Teil der befragten westdeutschen ArbeiterInnen zu exklusiven Formen der Solidarität. Den Hintergrund dafür bildet eine Wahrnehmung, wonach man selbst vor dem Hintergrund der erfahrenen betrieblichen Veränderungen zu den Übriggebliebenen gehört (vgl. ebd.: 39). Damit verbunden seien zwei Grundorientierungen: *Erstens* vertrauen Beschäftigte darauf, dass der Sprung in relativ sichere Verhältnisse geschafft wurde, dennoch werde aber Vorsorge für den Notfall getroffen; *zweitens* die Orientierung bei einer Mehrzahl der Befragten, dass in Zukunft nicht jeder so mitgenommen werden könne (vgl. ebd.). Kurz: So zeichnen sich Konturen einer exklusiven Solidarität ab, wonach die eigene Chance auf Festanstellung dann wächst, wenn der Anteil der Festangestellten an der Gesamtbelegschaft möglichst klein gehalten und durch einen flexiblen Puffer prekär Be-

<sup>6</sup> Dörre u.a. bilden für diesen Befund vier Untertypen: (a) Kritische Optimisten; (b) Unsichere Wechselbereite; (c) Sichere Loyale; (d) Passive Bleiber.

schäftigter ergänzt wird (vgl. ebd.). Wie Holst und Matuschek an anderer Stelle hervorheben, entwickelt ein Teil der Beschäftigten so eine Form der 'kompetitiven Solidarität', die auf die Wettbewerbsfähigkeit des 'eigenen' Unternehmens zielt (vgl. Holst/Matuschek 2011: 178), sich nur auf diejenigen erstreckt, die nützliche Leistung erbringen (vgl. ebd.: 189) und insofern innerhalb der Belegschaft ausgrenzend wirkt. „Für Leistungsverweigerer wird die Luft auf diese Weise auch unter den Kollegen tendenziell dünner.“ (Ebd.: 189)

Insgesamt ist vor diesem Hintergrund die pessimistische Schlussfolgerung interessant, die Matuschek und Holst mit Blick auf die interessenpolitischen Mobilisierungspotenziale des rekonstruierten Arbeitsbewusstseins ziehen: Ungerechtigkeits Erfahrungen und Gesellschaftskritik gehen nicht mit einer mobilisierenden Handlungsperspektive einher. Vielmehr dominieren auch in den Jenaer Befunden Ohnmachtsgefühle und die Einschätzung, die Dinge ließen sich nicht ändern (vgl. ebd.: 177).

### **3. Legitimationsprobleme heute? Ungerechtigkeitsgefühle, Konkurrenz und Ohnmacht**

Wie ist es also um die mit der Lohnarbeitsfrage verbundenen Legitimationsprobleme im Gegenwartskapitalismus bestellt? Kann heute noch gelten, was Jürgen Habermas als Charakteristikum des Spätkapitalismus auswies, nämlich dass dieser „durch eine die Loyalität der lohnabhängigen Massen sichernde Entschädigungs-, und das heißt: Konfliktvermeidungspolitik so sehr definiert [ist, T.G.], daß der mit der privatwirtschaftlichen Kapitalverwertung nach wie vor in die Struktur der Gesellschaft eingebaute Klassenkonflikt derjenige ist, der mit der relativ größten Wahrscheinlichkeit latent bleibt und daher hinter anderen Konflikten zurücktritt, die [...] nicht mehr die Form von Klassenkonflikten annehmen können“? (Habermas 1970: 32)

Die unter 2.1 und 2.2 diskutierten empirischen Forschungsergebnisse sprechen erst einmal eine andere Sprache. Ungerecht erscheinen Beschäftigten nicht nur betriebliche, sondern auch gesellschaftliche Entwicklungen im Allgemeinen. Von einer empörten Kritik an Politik und Banken ist die Rede. Dörre u.a. sprechen sogar von „Alltagskritikern des Finanzmarktkapitalismus“ (vgl. Holst/Matuschek 2011: 176f.). Demnach ist der Gegenwartskapitalismus durchaus mit Legitimationsproblemen in Form von Ungerechtigkeitsgefühlen auf Seiten der abhängig Beschäftigten und z.T. scharf formulierter Kritik an den ökonomischen und politischen Funktionsebenen konfrontiert. Unklar ist allerdings, inwiefern Betrieb und 'Gesellschaft' davon in gleicher Weise betroffen sind. Von einer auf Anerkennung und Befriedigung beruhenden Einbindung der Lohnabhängigeninteressen in ein hegemoniefähiges Klassenbündnis kann, folgt man den beiden Studien, in keinem Fall die Rede sein. Andererseits führen die Legitimationsprobleme nicht zu offenen Konflikten, Mobilisierungspotenziale bleiben blockiert. Hieraus ergeben sich weitergehende Fragen, z.B.: Wie tief gehen, wie weit reichen die sichtbar werdenden Legitimationsprobleme? Wird tatsächlich „der“ Kapitalismus hinterfragt? Was trägt dazu bei, dass Legitimationsprobleme

nicht zu solidarischen Mobilisierungen der doch sichtlich unzufriedenen Lohnabhängigen führen?

Das Ausmaß an Übereinstimmungen zwischen den beiden Studien ist beachtlich.

- Beide Forschergruppen konstatieren ein erhebliches Maß an Ungerechtigkeitsgefühlen bei den befragten ArbeiterInnen. Sie diagnostizieren aber zugleich wirksame Ohnmachtsgefühle, die Konflikthandeln blockieren.
- Darüber hinaus weisen sie übereinstimmend darauf hin, dass handlungsmotivierende politische Deutungsangebote fehlen, die als Voraussetzung dafür erachtet werden, dass aus Wut und Empörung Handlung werden kann. Dörre u.a. weisen auf fehlende 'intellektuelle Bezugssysteme' hin, Detje u.a. sprechen von fehlendem Orientierungswissen.
- Schließlich wird übereinstimmend nachgezeichnet, dass sich Ungerechtigkeitsgefühle sowohl auf betriebliche als auch auf gesellschaftliche Entwicklungen beziehen.
- Mit Blick auf die Virulenz der auf betriebliche Entwicklungen bezogenen Kritik zeigt sich ebenfalls Übereinstimmung: In 'Krise ohne Konflikt' wird eine Verschiebung von Wut und Empörung von betrieblichen bzw. unternehmerischen Eliten auf gesellschaftliche Akteure wie 'die Politiker' und 'die Banken' konstatiert (vgl. Detje u.a. 2011b: 54), in den Jenaer Untersuchungen eine Diskrepanz zwischen allgemeiner Gesellschaftskritik und positivem Bezug auf den eigenen Betrieb. In beiden Fällen sind es nicht in erster Linie die unternehmerischen Eliten, die Gegenstand von Kritik werden.

Die Differenzen zwischen den Befunden der beiden Forschergruppen betreffen zwei Aspekte: *Erstens*, welche sozialen und (interessen-)politischen Integrationspotenziale den Unternehmen bzw. Betrieben attestiert werden müssen, und *zweitens*, worin die Quellen und die charakteristische Dynamik der Legitimationsprobleme zu sehen sind. Beides hat direkte Konsequenzen für die erwartbaren Mobilisierungspotenziale, die mit den Legitimationsproblemen zusammenhängen.

Einig sind sich beide Arbeitsgruppen darin, dass der betriebliche Alltag heute als durch permanente Umstrukturierungsprozesse und auch beschäftigungspolitische Verunsicherung charakterisiert werden muss. Während Detje u.a. eine Kontinuität zwischen betriebs- und gesellschaftsbezogener Unzufriedenheit hervorheben, diagnostizieren Dörre u.a. einen qualitativen Bruch zwischen beidem – hier ein positives Betriebsbewusstsein, da ein negatives Gesellschaftsbewusstsein. Wird in 'Krise ohne Konflikt' der Betrieb als Unruheherd und zentraler Erfahrungsraum kollektiver Interessenkonflikte porträtiert, hebt die Jenaer Forschergruppe trotz des durch die Beschäftigten empfundenen Drucks und vor dem Hintergrund allgemeiner Verunsicherung die Integrationsfähigkeit des Betriebes hervor.

Die Reichweite dieser Differenz zwischen beiden Studien und ihre (interessen-)politischen Folgen lassen sich allerdings nur ermessen, wenn die zweite oben

erwähnte Kontroverse ebenfalls in Betracht gezogen wird. Auch die Erklärung der gesellschaftsbezogenen Kritik der Beschäftigten unterscheidet sich:

Detje u.a. verstehen die in ihren Interviews zu Tage getretene Gesellschaftskritik als eine Art Verschiebung der Kritik an der Wirtschaftskrise von der Ebene des Betriebes (auf der Verantwortliche kaum ausgemacht werden können) auf die Ebene der Gesellschaft (Adressaten sind Politik und Banken). Wenn aber Kritik verschoben werden kann, dann muss sie bereits vorhanden sein. Mit anderen Worten: Die Zustände in den Betrieben selbst müssen die Interviewten unzufrieden machen. Anders bei Dörre u.a.: Gerade aus der positiven Identifizierung mit dem jeweiligen Betrieb folgt die Kritik an einem Finanzmarktkapitalismus, der als Bedrohung der betrieblichen Errungenschaften wahrgenommen wird. Mit Blick auf solidarisches interessengeleitetes Handeln im Rahmen betrieblicher Konflikte wirkt das von ihnen gefundene ‚Sonderbewusstsein‘ demobilisierend. Stachelt es also einerseits zur Kritik an den Folgen des Gegenwartskapitalismus an, so kann es zugleich zu exklusiver Solidarität und betrieblichen Wettbewerbsbündnissen anregen.

Aus beiden Kontroversen lassen sich eine Reihe weitergehender Fragen ableiten:

*Erstens:* Die Frage nach den Quellen der (Gesellschafts-)Kritik macht weitere qualitative Untersuchungen wünschenswert. Nicht zuletzt müssten Ursachen, Struktur und Dynamik der neuen Legitimationsprobleme weiter erforscht werden. Zu konstatieren, dass es Ungerechtigkeitsgefühle und Gesellschaftskritik gibt, ist das eine. Aber: Woran entzündet sich das Gefühl, es ginge ungerecht zu? Welche Gerechtigkeitsvorstellungen unterliegen dem? Welche als legitim erachteten Erwartungen gegenüber unternehmerischen und politischen Eliten werden gehegt? Und nicht zuletzt: In welchem Zusammenhang stehen diese Deutungen innerhalb des Alltagsbewusstseins, das in sich widersprüchlich und ungleich entwickelt ist? Dieser Vielschichtigkeit der subjektiven Dispositionen und der sozialen Deutungsmuster (vgl. Dörre u.a. 2009: 562; Holst/Matuschek 2011: 170; Goes 2010: 73-77) sowie dem den Menschen verfügbaren Alltagswissen wäre im Rahmen einer stärker qualitativen Soziologie der Legitimationsprobleme nachzuspüren.

*Zweitens* ist zu fragen, welche Prozesse auf betrieblicher Ebene die trotz nachweisbarer Wut oder Empörung das Umschlagen in offene Konflikte verhindern und solidarische kollektive Mobilisierungen für eine gemeinsame Interessenpolitik blockieren. Dies betrifft u.a. die subjektiven und kollektiven Integrationsleistungen von Menschen, denen ausweislich empirischer Ergebnisse gerade kein harmonisches Interessen- und Gesellschaftsbewusstsein unterstellt werden kann, sowie konkrete betriebliche Vergemeinschaftungspolitiken, die auf die Einbindung von Beschäftigten in einen Konsens mit dem Management zielen.

*Drittens:* Insbesondere in den prekären Sektoren geht eine greifbare Gesellschaftskritik durchaus mit harscher Betriebskritik einher (vgl. Goes 2012). Dabei treffen Schuldzuschreibungen sowohl die ‚eigene‘ Unternehmensleitung als auch politische und ökonomische Eliten im weiteren Sinne. Im Zentrum dieser aneinander gekoppelten Betriebs- und Gesellschaftskritik stehen weitreichende Missachtungsgefühle, denen der Wunsch nach Respekt und Würde

sowie nach Anerkennung von erbrachten Leistungen und formulierten Interessen zugrunde liegt. Und zum anderen eine permanent enttäuschte Erwartungshaltung gegenüber Management und Politikern als verantwortliche Problemlöser und Kümmerer, deren tatsächliches Agieren gerade wegen dieser Enttäuschung als kritikwürdiges Fehlverhalten angesehen wird. Die betrieblichen Konflikte werden zugleich als Ursachen einer aufwühlenden Unruhe im jeweils eigenen Leben erkennbar. Nicht nur die Gesellschaft ist ungerecht, auch die betrieblichen Verhältnisse sind es – und gerade aus dem scheinbar alternativlosen Zurückgeworfensein auf diese Sphäre der Ungerechtigkeit erwächst ein besonderes subjektives Unruhepotenzial. Eine weitreichende positive Identifikation der Beschäftigten mit ihrem Betrieb, die möglicherweise aus der Vergangenheit rührt und ein Charakteristikum des von Dörre u.a. empirisch rekonstruierten Sonderbewusstseins ausmacht, findet sich so kaum wieder. Zwar ist auch in diesen Fällen das Erreichte – und sei es der prekäre Arbeitsplatz als Niedriglohnbeschäftigter oder Leiharbeitskraft – den Einzelnen mehr wert als das eventuell Mögliche: Auch für sie ist der betriebliche Arbeitsplatz ein Strohalm, an den es sich zu klammern gilt. Dabei zeichnen sich z.B. Mechanismen der ‘Problemreduzierung- und -relativierung’ innerhalb der Deutungsmuster von Beschäftigten ab, durch die trotz empfundener Ungerechtigkeit die offene Artikulation von Wut und Empörung verhindert wird. Sie ermöglichen Anpassungen an die eigenen Handlungsbedingungen, die zwar nicht mit Einverständnis zu verwechseln sind, gleichwohl aber einer kritischen Auseinandersetzung mit den eigenen Arbeits- und Lebensverhältnissen vorbeugen. Insofern können subjektive Arrangements Unzufriedenheit mit herrschaftskonformen Integrationsbemühungen in Übereinstimmungen bringen. Dies und die Frage, wie stabil derartige Arrangements sind, wäre es wert, empirisch untersucht zu werden.

*Viertens:* Von Belang sind unternehmerische und betriebliche Vergemeinschaftungsregime, die in Anlehnung an Michael Burawoy als ‘Politics of Production’ verstanden werden können.<sup>7</sup> Demnach ist der Betrieb als Raum von Hegemoniekämpfen zu verstehen, die sich auch auf das Bewusstsein der Beschäftigten auswirken. Für diese ‘Politics of Production’ sind drei Faktoren von besonderer Bedeutung. Die durch die Personalstrategien der Unternehmen ins Werk gesetz-

<sup>7</sup> Wichtige Anregungen hierzu finden sich in Arbeiten der Erlanger Soziologin Ingrid Artus. Im Fokus ihrer Untersuchungen ‘prekärer Dienstleistungsunternehmen’ steht dabei ein Vergemeinschaftungsregime, das ein hohes Maß an interessenpolitischer Repression mit Strategien der ‘Integration durch symbolische Anerkennung’ kombiniert. Dieser ‘Herrschaftsmodus repressiver Integration’ beruht insofern auf einer Mischung repressiver Kontrollmethoden und vergemeinschafteter Sozialintegration (vgl. Artus 2008: 29). Typisch sei dabei, dass „im betrieblichen Alltag einen Gemeinschaftsmythos inszeniert [wird, T.G.], auf den sämtliche Betriebsmitglieder normativ verpflichtet werden [...]“ (ebd.: 45). Organisiertes Interessenhandeln der Beschäftigten werde seitens der Unternehmensleitung eher unterdrückt (ebd.: 34). Beschäftigte werden dadurch allerdings keineswegs automatisch der Managementseite (interessen-)politisch entfremdet. Im Gegenteil: „Die Integrationsangebote und symbolischen Anerkennungspolitiken besitzen erhebliche Anziehungskraft gerade für Menschen, die gezwungen sind, ihre Arbeitskraft im wenig attraktiven Segment der Jedermannarbeitsmärkte zu verkaufen. Die Vergemeinschaftungspolitiken werden zudem über Strategien der Zwangsvergemeinschaftung abgesichert und in ihrer Wirksamkeit ergänzt.“ (Ebd: 45)

ten Konkurrenzbeziehungen auf den betriebsinternen Arbeitsmärkten; die (Un-)Möglichkeit für die Arbeitskräfte, sich alltäglich mit ihrer Beschäftigung zu identifizieren; die Institutionen der betrieblichen Konfliktregulierung („ein Set von Institutionen, die Kämpfe über Beziehungen in der Produktion organisieren, transformieren und hemmen“, Burawoy 1979: 110).

Wie wichtig diese Aspekte sind, wird klar, wenn man sich die unterschiedlichen betrieblichen Realitäten in Betrieben der Automobilindustrie, der Feinmechanik oder des Maschinenbaus einerseits und in prekären Dienstleistungsbranchen wie Großhandel, Logistik oder Systemgastronomie andererseits vor Augen führt. Es ist immerhin eine plausible Grundannahme, dass die unterschiedlichen Personalstrategien der Unternehmen, die konkreten Arbeits- und Lohnbedingungen der Beschäftigten und beispielsweise die Art und Weise, wie Interessenkonflikte ausgetragen werden können (oder: ob sie überhaupt ausgetragen werden können), sich darauf auswirken, wie die betriebliche und auch gesellschaftliche Realität gedeutet wird. Hajo Holst und Ingo Matuschek haben z.B. darauf hingewiesen, dass das von ihnen nachgewiesene positive Betriebsbewusstsein vermutlich nicht zuletzt durch die ausgesprochen guten interessenpolitischen Mitbestimmungsmöglichkeiten innerhalb des Untersuchungsbetriebes mitverursacht worden sei (vgl. Holst/Matuschek 2011: 175f.). Die vergleichsweise hohen Lohn- und Beschäftigungsstandards und das – zumindest in den westdeutschen Bundesländern – relativ hohe Maß an interessenpolitischer Gegenmacht, wie sie in den von Detje u.a. und von Dörre u.a. untersuchten Betrieben aus dem Organisationsbereich der IG Metall vorfindbar sind, dürfte längst nicht als Normalität der bundesrepublikanischen Erwerbsgesellschaft gelten.

## Literatur

- Artus, Ingrid (2008): Prekäre Vergemeinschaftung und verrückte Kämpfe. In: PROKLA. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft. Nr. 1. S. 27-49. Münster.
- Bell, Günter (2009): 'Ein Stadtteil, in dem die Arbeiterklasse zu Hause ist'? Klassenbewusstsein und Klassensolidarität in sozial-räumlichen Milieus? Hamburg.
- Bielefeld, Ulrich (2008): Wie weiter mit Max Weber? Hamburg.
- Braverman, Harry (1977): Die Arbeit im modernen Produktionsprozess. Frankfurt/Main und New York.
- Burawoy, Michael (1985): The Politics of Production. London.
- Burawoy, Michael (1979): Manufacturing Consent. Chicago.
- Crouch, Colin (2008): Postdemokratie. Frankfurt/Main.
- Detje, Richard/Menz, Wolfgang/Nies, Sarah/Sauer, Dieter (2011a): Krise ohne Konflikt. Interessen- und Handlungsorientierungen im Betrieb – die Sicht von Betroffenen. Hamburg.
- Detje, Richard/Menz, Wolfgang/Nies, Sarah/Sauer, Dieter (2011b): Ohnmacht und adressatenlose Wut im Betrieb. Interessen- und Handlungsorientierungen in der Krise – die Sicht von Betroffenen. In: Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung. S. 46-60. Frankfurt/Main.
- Deutschmann, Christoph (2002): Postindustrielle Industriesoziologie. Weinheim und München.
- Dörre, Klaus/Hänel, Anja/Holst, Hajo/Matuschek, Ingo (Hg.) (2012): Das Gesellschaftsbild der LohnarbeiterInnen. Hamburg.
- Dörre, Klaus/Hänel, Anja/Holst, Hajo/Matuschek, Ingo (2011): Guter Betrieb, schlechte Gesellschaft? Arbeits- und Gesellschaftsbewusstsein im Prozess kapitalistischer Landnahme. In: Koppetsch, Cornelia (Hg.): Nachrichten aus den Innenwelten des Kapitalismus.

- Zur Transformation moderner Subjektivität. S. 21-50. Wiesbaden.
- Dörre, Klaus/Behr, Michael/Eversberg, Dennis/Schierhorn, Karen (2009): Krise ohne Krisenbewusstsein? Zur subjektiven Dimension kapitalistischer Landnahme. In: PROKLA. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft. Nr. 4. S. 559-577. Münster.
- Goes, Thomas (2010): Alltagsbewußtsein, soziale Deutungsmuster und Krisenreaktionen. In: Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung. S. 66-78. Frankfurt/Main.
- Goes, Thomas (2012): Prekarisiert, individualisiert, gespalten? Die moralische Ökonomie prekariert Lohnabhängiger als Katalysator von Protestrohstoffen und Solidaritätspotenzialen. In: Bruder, Klaus Jürgen u.a. (Hg.): Macht – Kontrolle – Evidenz. S.117-137. Gießen.
- Habermas, Jürgen (1970): Bedingungen für eine Revolutionierung spätkapitalistischer Gesellschaftssysteme. In: Bloch, Ernst u.a.: Marx und die Revolution. S. 24-45. Frankfurt/Main.
- Habermas, Jürgen (1973): Legitimationsprobleme im Spätkapitalismus. Frankfurt/Main.
- Hirsch, Joachim (1996): Der nationale Wettbewerbsstaat. Staat, Demokratie und Politik im globalen Kapitalismus. Berlin.
- Holst, Hajo/Matuschek, Ingo (2011): Sicher durch die Krise? Leiharbeit, Krise und Interessenvertretung. In: Haipeter, Thomas/Dörre, Klaus (Hg.): Gewerkschaftliche Modernisierung. S. 167-193. Wiesbaden.
- Husson, Michel (2007): Kapitalismus pur. Deregulierung, Finanzkrise und weltweite Rezession. Eine marxistische Analyse. Köln.
- Kopp, Manfred/Müller, Hans-Peter (1980): Herrschaft und Legitimität in modernen Industriegesellschaften. Eine Untersuchung der Ansätze von Max Weber, Niklas Luhmann, Claus Offe und Jürgen Habermas. München.
- Kudera, Werner/Ruff, Konrad/Schmidt, Rudi (1982): Arrangement auf Widerruf. Konfliktpotential und Verzichtsbereitschaft bei Industriearbeitern. In: Schmidt, Gert/Braczyk, Hans-Joachim/Knesebeck, Jost von dem (Hg.): Materialien zur Industriosozologie. S. 250-264. Opladen.
- Marx, Karl (1986): Das Kapital, Bd. 1. Berlin.
- Mattick, Paul (1969): Kritik an Herbert Marcuse. Der eindimensionale Mensch in der Klassengesellschaft. Frankfurt/Main.
- Meiksins Wood, Ellen (2010): Demokratie contra Kapitalismus. Beiträge zur Erneuerung des historischen Materialismus. Köln.
- Moody, Kim (2001): Workers in a lean world. Unions in the international economy. London.
- Offe, Claus (2006): Strukturprobleme des kapitalistischen Staates. Frankfurt/Main.
- Pelizzari, Alessandro (2009): Dynamiken der Prekarisierung. Atypische Erwerbsverhältnisse und milieuspezifische Unsicherheitsbewältigung. Konstanz.
- Sachweh, Patrick (2010): Deutungsmuster sozialer Ungleichheit. Wahrnehmung und Legitimation gesellschaftlicher Privilegierung und Benachteiligung. Frankfurt/New York.
- Thomssen, Wilke (1982): 'Die Konstitution des Klassenbewusstseins'. Vom Altern eines wissenschaftlichen Anspruchs. In: Schmidt, Gert/Braczyk, Hans-Joachim/Knesebeck, Jost von dem (Hg.): Materialien zur Industriosozologie. S. 313-328. Opladen.

*Sarah Hinz/Daniela Woschnack*

## **Tarifrunde 2012 – Mehr als nur ein kurzer Moment der Revitalisierung für die IG Metall?**

### **Eine Auswertung der Tarifrunde 2012 im Bereich der IG Metall-Verwaltungsstellen Frankfurt/M. und Wiesbaden**

Die IG Metall konnte in der Tarifrunde 2012 in der Metall- und Elektroindustrie mit 4,3 Prozent die höchste Entgelterhöhung der letzten 20 Jahre erzielen und zwei qualitative Forderungen durchsetzen. Auszubildende und Leiharbeiter werden deutlich besser gestellt: Auszubildende müssen grundsätzlich übernommen werden; Leiharbeitskräfte bekommen gestaffelt höhere Löhne und müssen nach einer maximalen Einsatzdauer von 24 Monaten ebenfalls übernommen werden. Weiterhin konnten die Rechte der Betriebsräte beim Thema Leiharbeit gestärkt werden. Diese Erfolge wurden insbesondere durch eine erfolgreiche Mobilisierung der Beschäftigten in der Tarifrunde und nicht durch den bloßen Effekt eines wirtschaftlichen Aufschwungs nach der Krise ermöglicht (Hans-Böckler-Stiftung 2012c). Allein im IG-Metall-Bezirk Mitte beteiligten sich rund 120.000 Menschen an den Warnstreiks (vgl. IG Metall Bezirk Frankfurt 2012).

Bei einem Blick in die Vergangenheit erscheinen die erzielten Ergebnisse zunächst verwunderlich. Lange Zeit befanden sich die Gewerkschaften in der Defensive. Durch massive Mitgliederverluste schritt die Erosion ihrer gesellschaftlichen Legitimation stetig voran (Brinkmann et al. 2008; Dörre 2011; Haipeter 2011). Erst im Zuge der Weltwirtschaftskrise 2008/09 und unter dem Eindruck des gewerkschaftlichen Krisenmanagements zur Beschäftigungssicherung erfuhren sie eine Revitalisierung (Dörre 2010; Ehlscheid et al. 2010), welche auch in der Tarifrunde 2012 und der gelungenen Mobilisierung der Belegschaften zum Ausdruck kam.

Mit Blick auf die Tarifrunde 2012 in der Metall- und Elektroindustrie nehmen wir an, dass sich die Mobilisierungsfähigkeit der IG Metall im Vergleich zu früheren Tarifrunden unter dem Eindruck der Auswirkungen der globalen Krise von 2008/09 und aufgrund des größtenteils erfolgreichen Krisenmanagements der Gewerkschaft erheblich verbessert hat. Dazu kam offensichtlich eine Verbesserung der „kommunikativen Gewerkschaftsmacht“, also der Fähigkeit der Gewerkschaft, „erfolgreich in öffentlichen Debatten bzw. im Konflikt um ‚Meinungsführerschaften‘ intervenieren zu können“ (Urban, in: Gerst/Pickshaus/Wagner 2011: 141). Die gewachsene Bereitschaft der Belegschaften zu betrieblichen Aktionen in der zurückliegenden Tarifrunde war außerdem, so unsere These, eine Reaktion auf die Lohnzurückhaltung in den letzten Jahren. In den Belegschaften und insbesondere unter den IG Metall-Mitgliedern war das Gefühl entstanden, jetzt „auch mal dran zu sein“. Außerdem nehmen wir an, dass die seit einiger Zeit erkennbare zusätzliche Orientie-



rung der IG Metall auf qualitative Themen, wie die Situation von Auszubildenden und Leiharbeitern, zu einer besseren Mobilisierung beigetragen hat.

Wir stützen uns in unserem Beitrag auf Datenmaterial aus einer explorativen Studie zur Tarifrunde 2012 im IG-Metall-Zuständigkeitsbereich Frankfurt (Main) und Wiesbaden-Limburg.<sup>1</sup>

## **„Große Delle“ versus existenzielle Krise – die globale Finanzkrise 2008/09 und das Krisenmanagement**

Die globale Finanzkrise, ausgelöst durch den Zusammenbruch der US-amerikanischen Investmentbank Lehman Brothers im Herbst 2008, brachte tiefgreifende Auswirkungen mit sich, die sich bald auch auf die Realwirtschaft übertrugen (Becker/Jäger 2009: 541). So waren bzw. sind die Folgen der Weltwirtschaftskrise ebenso in deutschen Betrieben präsent und die Angst um den eigenen Arbeitsplatz prägt den betrieblichen Alltag (Detje et al. 2011: 26; IG-Metall-Verwaltungsstelle Frankfurt 2011: 9).

Die Gewerkschaften wurden im Rahmen eines ‚Krisenkorporatismus‘ in die Entwicklung und Durchführung (staatlicher) Krisenbewältigungsmaßnahmen einbezogen und öffentlich als kooperationswürdige Partner ‚anerkannt‘ (Ehlscheid et al. 2010, zit. nach Brettschneider et al. 2011: 61). Auch die betrieblichen Interessenvertretungen wurden zu einem wichtigen Akteur bei der Umsetzung betrieblicher Krisenmanagementstrategien (Detje et al. 2011: 77). Durch die Kooperation mit der Regierung und der Kapitaleseite kam es in der Folge zu verschiedenen Maßnahmen zur Bewältigung der Krisenfolgen wie zum Beispiel der Verlängerung des Anspruchs auf Kurzarbeit und der ‚Abwrackprämie‘ (Dörre 2011: 268).

---

<sup>1</sup> Im Rahmen der von uns am Institut für Soziologie der Friedrich-Schiller-Universität Jena durchgeführten explorativen Fallstudie „Die Tarifrunde 2012 in der Metall- und Elektroindustrie – Eine Fallstudie zur gewerkschaftlichen Mobilisierung in der Tarifrunde 2012 am Beispiel der IG-Metall-Verwaltungsstellen Frankfurt (Main) und Wiesbaden-Limburg“ (Betreuung Dr. Stefan Schmalz) wurden zwölf Experteninterviews in Form von Einzel- und Gruppeninterviews mit Betriebsräten in neun verschiedenen Betrieben des Zuständigkeitsbereichs der IG-Metall-Verwaltungsstellen Frankfurt (Main) und Wiesbaden-Limburg sowie mit einem Vertreter des IG-Metall-Vorstandes und dem Ersten Bevollmächtigten beider Verwaltungsstellen geführt. Ergänzend erfolgte eine Dokumentenanalyse. Die Fallstudie wäre ohne die Unterstützung von Michael Erhardt (Erster Bevollmächtigter, IG Metall Frankfurt am Main/Wiesbaden-Limburg) sowie den Kolleginnen und Kollegen der Verwaltungsstellen nicht möglich gewesen. Wir möchten uns an dieser Stelle für die gute Zusammenarbeit bedanken.

Die untersuchten neun Betriebe entstammen den Branchen der Automobilzuliefer- und Luftfahrtzulieferindustrie sowie der Elektroindustrie. Zwei Fallbetriebe weisen eine Betriebsgröße von bis zu 250 Beschäftigten auf. An ebenfalls zwei Standorten werden zwischen 250 und 500 Mitarbeiter beschäftigt. Vier Betriebe sind der Kategorie 1000 bis 2000 Arbeitnehmer zuzuordnen und ein Betrieb beschäftigt über 3500 Arbeitskräfte. Die gewerkschaftliche Organisation der einzelnen Standorte variiert stark – der Organisationsgrad reicht von 13 bis 80 Prozent in den Belegschaften. Die kleineren Betriebe weisen fast alle einen höheren Organisationsgrad als die Großbetriebe auf. Zur Tarifrunde 2012 fand in acht der neun Betriebe mindestens ein Warnstreik statt, in zwei Fallbetrieben waren es zwei. Die Streikbeteiligung war im Vergleich zu früheren Tarifrunden höher, von Betrieb zu Betrieb aber sehr unterschiedlich ausgeprägt.

Die im Rahmen unseres Projekts untersuchten Betriebe waren in unterschiedlichem Ausmaß von der Wirtschaftskrise betroffen. Die Interviewpartner in insgesamt acht der neun Fallbetriebe gaben überraschenderweise allerdings an, dass diese Betroffenheit kaum spürbar bzw. nur von kurzer Dauer war. So etwa die Betriebe C und H, die der Luftfahrtbranche zuzurechnen und nach eigenen Aussagen relativ krisenfest sind. Ein Repräsentant des Fallbetriebs A, ein Betrieb mit elektrotechnischer Spezialisierung, beschreibt das Ausmaß der wirtschaftlichen Einbrüche und Folgen vielmehr als „große Delle“ denn als existenzielle Krise. Auch Betrieb G, ein Entwicklungsstandort für die Automobilbranche, sah sich – anders als der Mutterkonzern – kaum von der Krise und deren Folgen betroffen. Für den Fallbetrieb B seien, so ein Interviewter, am Standort nicht zeitweilige Einbrüche in Krisenzeiten, sondern die Zeit nach der Krise das eigentliche Problem gewesen. Denn abhängig von langen Zulieferketten konnten im Fallbetrieb B neu eingehende Aufträge zunächst nur schleppend bearbeitet werden. Ebenso hatte der Betrieb mit einem temporären Fachkräftemangel, insbesondere im Bereich der Software-Ingenieure, zu kämpfen, nachdem sich ein wirtschaftlicher Aufschwung abzuzeichnen begann. Diese Problematik trifft auch auf Fallbetrieb G zu, der in Werkverträgen beschäftigte Entwicklungsingenieure entlassen und nach der Krise Mühe hatte, neue Fachkräfte am Arbeitsmarkt zu finden. Zu erklären ist dieser Umstand damit, dass die betreffenden Unternehmen in eher krisensicheren Wirtschaftssektoren angesiedelt sind oder eine technische Spezialisierung aufweisen, welche die Auswirkungen der Krise abfedern konnte.

Die IG Metall konzentrierte sich in ihrem Beitrag zum Krisenmanagement auf die Beschäftigten in Normalarbeitsverhältnissen. Dafür nahm sie es allerdings vorerst hin, dass in teilweise erheblichem Maß Leiharbeiter entlassen und Werkverträge aufgekündigt wurden. In einem zweiten Schritt wurden Regelungen zur Vermeidung betriebsbedingter Kündigungen zwischen Betriebsrat und Management vereinbart. Durch flexible Kurzarbeitsregelungen, die in keinem der untersuchten Betriebe so ausgereizt werden mussten, dass es zu einem Stillstand der Produktion oder der Entwicklung kam, konnten die Krisenfolgen abgedämpft werden. Dass fast alle Interviewten die Wirtschaftskrise und ihre Auswirkungen im Nachgang als weniger schwerwiegend wahrnehmen als zunächst angenommen, ist auch der zügigen Einleitung und Umsetzung des betrieblichen Krisenmanagements geschuldet. Von einigen der Interviewten wird sogar deutlich hervorgehoben, dass die getroffenen Krisenmaßnahmen „richtig“ und „nachhaltig“ waren.

In vier Betrieben erklärten die Interviewpartner, dass definitiv ein Zusammenhang zwischen der Mobilisierungsfähigkeit der Belegschaften in der Tarifrunde und dem Krisenverlauf und speziell dem Krisenmanagement der IG Metall bestehe. So beschreibt ein Interviewpartner aus Fallbetrieb B, dass sich die öffentliche Meinung über die IG Metall gewandelt habe. Während diese früher wenig angesehen gewesen sei und man nur bedingt publik machen wollte, IG-Metall-Mitglied zu sein, würden Kollegen heute mit Selbstbewusstsein sagen, dass sie Gewerkschaftsmitglied sind. Dieses neue Selbstbe-

wusstsein sei auf den aktiven Beitrag, den die IG Metall in der Krise geleistet habe, zurückzuführen und wirke sich positiv auf die Mobilisierung der Beschäftigten aus. Ein Interviewpartner aus Fallbetrieb C formuliert das ähnlich – die Gewerkschaften seien aus der Krise 2008/09 gestärkt herausgegangen. Durch das gute Krisenmanagement habe seiner Ansicht nach auch die breite Bevölkerung erkannt, wie wichtig Tarifpolitik sei, denn die Finanzkrise und das „Spielcasino mancher Banken“ habe einige zum Nachdenken gebracht.

In Fallbetrieb I wird dagegen kein positiver Zusammenhang zwischen den Auswirkungen der Krise<sup>2</sup> und der Handlungsbereitschaft der Beschäftigten gesehen. Im Unterschied zu den eher entwicklungs- oder hochspezialisierten Betrieben weist dieser Fallbetrieb mit Abstand den höchsten Produktionsanteil auf. Da die Produktion der Kern der Industrie ist, schlug in jenem Betrieb die Krise mit Auftragseinbrüchen von 48 Prozent massiv und unmittelbar durch. Für das Management stand daher 2009 fest: 436 von etwa 1.700 Mitarbeitern müssen entlassen werden. Nach mehrtägigem Streik, getragen von Beschäftigten, Betriebsrat und IG Metall konnten gut 200 Arbeitsplätze gerettet werden. Die Geschäftsführung wurde letztlich mit einer beeindruckenden, medial inszenierten Aktion derart unter Druck gesetzt, dass sie schließlich Konzessionen machen musste, um negative Presse im großen Stil sowie länger stillstehende Maschinen zu vermeiden. Den Beschäftigten gelang es, ihre Produktionsmacht gegenüber der Kapitaleseite zu demonstrieren und kommunikative Macht effektiv einzusetzen, denn Presse, „das ist das, was [...] [dieses] Unternehmen hasst, hasst wie die Pest.“

Allerdings steckte die – berechnete – Angst vor dem Verlust des Arbeitsplatzes tief in den Köpfen und es wurde dadurch schwieriger, „die Menschen zu überzeugen, dass sich Kämpfe lohnen“. Was früher selbstverständlich war, erfordere nun viel Aufklärungs- und Überzeugungsarbeit, so die Betriebsratsvorsitzende. In der Tarifrunde 2012 war dieser Betrieb, der in der Verwaltungsstelle als A-Betrieb, also als ein besonders streik- und mobilisierungsfähiger Betrieb, gilt, dennoch jener mit der höchsten Warnstreik-Beteiligung. Am ersten Warnstreik nahmen über 50 Prozent der Beschäftigten, beim zweiten immerhin etwa 20 Prozent teil.<sup>3</sup>

Insgesamt haben die Krisenbearbeitung der IG-Metall und die positive Resonanz in den Medien in den meisten Fallbetrieben zu einer verbesserten Mobilisierung beigetragen und selbst im ‚worst case scenario‘ des Fallbetriebs I konnte die Aktionsfähigkeit der Beschäftigten erhalten bleiben.

## **„Jetzt sind wir dran“ – jahrelange Lohnzurückhaltungen**

In den Tarifrunden von 2008 und insbesondere von 2010 wurden mit Blick auf die Wirtschaftskrise Tarifverträge mit sehr langen Laufzeiten von 18 bzw. 23 Monaten vereinbart (vgl. ZEIT ONLINE 2010). Während dieser Zeit ging es der IG Metall vorrangig um die Sicherung von Arbeitsplätzen, Planungs-

<sup>2</sup> Im Interview wird jedoch nicht explizit auf das Krisenmanagement Bezug genommen.

<sup>3</sup> Hierbei muss beachtet werden, dass es sich um einen Schichtbetrieb handelt, sodass eine Beteiligung von 50 bzw. 20 Prozent der Belegschaften als hoch einzuschätzen ist.

cherheit und die Überwindung der Krise (vgl. IG Metall 2012c). Die Gewerkschaft war zu Konzessionen bereit und übte sich gerade im Krisenjahr 2009 in Lohnzurückhaltung.

Das Jahr 2011 brachte für die Metall- und Elektroindustrie einen Aufschwung; so erwirtschaftete sie nach Angaben der Gesamtmetall eine Nettoumsatzrendite von 4,5 Prozent (2010: 3,8 Prozent, 2009: 1,0 Prozent; vgl. Gesamtmetall 2012a). Der Umsatz insgesamt betrug 1000,1 Mrd. Euro (2010: 892,7 Mrd. Euro, 2009: 770,5 Mrd. Euro; vgl. Gesamtmetall 2012b). Infolgedessen fielen die Forderungen der IG Metall für die Tarifrunde 2012 höher aus als in den vergangenen Jahren – mit dem Argument, die Beschäftigten, die zu einem entscheidenden Teil zu dem guten Ergebnis beigetragen hätten, sollten ebenfalls von der wirtschaftlichen Erholung profitieren (vgl. IG Metall 2012b). Gerade vor dem Hintergrund des wirtschaftlichen Aufschwungs nach der Krise seit 2010 sahen sich Beschäftigte und IG Metall offenbar in der Position, nun eine selbstbewusste Entgelterhöhung fordern und durchsetzen zu können. Ein Interviewpartner hat deutlich gemacht, dass Arbeitgeber und Politik „gespürt“ hätten, dass die Zeit der jahrelangen Zurückhaltungen nun vorbei sei. Insbesondere die Politik habe, mitunter sogar medial, „zu erkennen gegeben, dass Lohnzurückhaltungen in diesem Jahr nicht angesagt sind“ bzw. die Industrie sich eine entsprechende Entgelterhöhung im Umkehrschluss leisten könne, und der Kapitaleseite damit ein deutliches Zeichen gegeben.

Der wirtschaftliche Aufschwung machte sich auch in den untersuchten Betrieben bemerkbar, trotz ihrer vergleichsweise geringen Betroffenheit zur Krisenzeit. So schrieb Fallbetrieb A 2011 das beste Jahr in 114 Jahren Firmengeschichte und auch Fallbetrieb B und G konnten das Jahr 2011 als Rekordjahr verbuchen. Doch die Lohnerhöhungen ließen sich nicht mit einem reinen Automatismus erklären. Verschiedene Interessenvertreter beschrieben in den Interviews vielmehr eine veränderte Haltung der Beschäftigten im Hinblick auf die eigene Streikbereitschaft infolge der moderaten Lohnabschlüsse. Den Aussagen zufolge herrschte während der Tarifrunde 2012 immerhin in vier Betrieben eine stark ausgeprägte ‚Jetzt sind wir dran‘-Stimmung in den Belegschaften.<sup>4</sup> Ein Mitglied der IG Metall konstatierte, die Beschäftigten wollten nach langer Ruhephase „endlich etwas tun“ und seien daher bereit gewesen, sich an Warnstreiks zu beteiligen. Ihm zufolge habe eine Einstellungsänderung unter den Beschäftigten stattgefunden, die sich in der Erwartungshaltung des „Jetzt holen wir uns etwas zurück“ ausdrückte. Rückblickend auf die Mobilisierung in Fallbetrieb A sagte er: „Ich habe gewusst, dass die Leute rausgehen“. Auch die Beschäftigten des Betriebs C waren nach Aussagen eines Betriebsratsvorsitzenden äußerst streikbereit, nachdem deutlich gemacht werden konnte, dass die gestellten Forderungen realistisch sind. In Fallbetrieb D, einem Handwerksbetrieb, in dem schon länger keine Warnstreiks mehr stattgefunden hatten, waren die „Kollegen [...] froh gewesen, dass sie sich mal zeigen konnten“, weil eine ausgepräg-

---

<sup>4</sup> Zu drei Betrieben liegen hierzu keine bzw. lediglich uneindeutige Angaben vor.

te persönliche Betroffenheit herrschte aufgrund der Lohnzurückhaltung in den vorangegangenen Tarifrunden. Auch ein Interviewter des Fallbetriebs G formulierte, dass es an der Zeit war, dass „wir mal was einfordern“ nach vielen moderaten Tarifrunden. In Fallbetrieb I, dem Betrieb, der von den untersuchten Werken als einziger stark von der Krise und deren Folgen (Belegschaftsabbau) betroffen war, führte das Argument der zuvor gemachten Konzessionen zugunsten der Arbeitsplatzsicherung zu keiner besseren Mobilisierungsbereitschaft. Es sei mittlerweile „harte Arbeit“ im Sinne einer intensiven und permanenten Aufklärung, die Beschäftigten zu bewegen. Mobilisierung, so die Betriebsratsvorsitzende, gelinge am Standort als A-Betrieb immer, aber die eigentliche Crux sei es, diese auf konstant hohem Niveau zu halten.

Ein Interviewter des Fallbetriebs G fasst die Lage nach vielen moderaten Tarifrunden so zusammen: „Da war schon 'ne Power da, jetzt wollen wir mal was einfordern“. Trotz eines relativ niedrigen Organisationsgrades von 13 Prozent und einer vergleichsweise schwer zu organisierenden Belegschaft<sup>5</sup> konnten die Interessenvertretungen die Beschäftigten zur Tarifrunde 2012 erfolgreich mobilisieren. Die Problematik der Lohnzurückhaltung in der jüngeren Vergangenheit wurde strategisch wirkungsvoll kanalisiert. Im Vorlauf zur Tarifrunde wurde in Betriebsversammlungen umfassend zur Lohn-Preis-Entwicklung und zum Zusammenhang von Kaufkraft und Wirtschaftskrise informiert, wodurch „immer mal so Nadelstiche reingegeben“ wurden. Dass das Jahr 2011 nach der Krise ein Rekordjahr für das Unternehmen darstellte, konnte in der Belegschaft wirkungsvoll kommuniziert werden, im Sinne von „Passt mal auf, da wollen wir jetzt 'nen Teil von haben“. Im Rahmen des Warnstreiks wurde das Thema Lohnentwicklung, für das ja bereits im Vorfeld sensibilisiert wurde, weitergeführt in Form von „inhaltsreich gehalten[-]“ und humorvollen Beiträgen. Neben dem geschärften Bewusstsein zu den Lohneinbußen infolge der Krise habe sich, so die Vermutung eines Interviewten, die Information in den Medien über positive Tarifabschlüsse, etwa von ver.di, mobilisierend ausgewirkt.

Kurzum: Die Mobilisierungsfähigkeit wurde auch von einem Stimmungswandel in den Belegschaften gesteigert, der sich in dem Wunsch, nach Jahren der Zurückhaltung endlich wieder spürbare Lohnzuwächse zu erstreiten, begründet.

### **„Das war klasse, einfach nur klasse“ – der Bedeutungsgewinn qualitativer Forderungen**

In der Vergangenheit prägten vor allem quantitative Themen die gewerkschaftlichen Aushandlungen und öffentlichen Diskurse. Denn, so Klaus Dörre, „die Notwendigkeit einer Interessenverallgemeinerung in [...] Großorganisationen bedingt [...], dass qualitative Interessen zugunsten quantitativer (Lohn,

<sup>5</sup> Am Standort selbst wird nicht produziert, es handelt sich um einen reinen Entwicklungsstandort. Etwa 80 Prozent der Beschäftigten sind Ingenieure. Die übrigen 20 Prozent sind in den Bereichen Administration, Vertrieb und IT beschäftigt. Die Belegschaft ist nicht traditionell gewerkschaftlich geprägt.

Arbeitszeiten) in den Hintergrund geschoben werden“ (Dörre 2010: 884). So wurden vor allem die Interessen einer männlichen Stammklientel vertreten, ein Ansatz, der aber auf Dauer kaum mit den allgemeinen Lohn- und Reproduktionsinteressen vereinbar war (Dörre 2011: 288). Die Fokussierung der Gewerkschaften auf die Interessen solcher ‚Normalbeschäftigten‘ hatte zur Folge, dass in Tarifaueinandersetzungen gestellte Forderungen einseitig auf quantitative Aspekte wie Entgelterhöhungen ausgerichtet wurden. Die Interessen anderer, immer größer werdender Belegschaftsgruppen blieben lange unbeachtet. Seit einigen Jahren und im Besonderen im Zuge der Tarifrunde 2012 ist die IG Metall bemüht, vermehrt auch die spezifischen Interessen solcher ‚Randbelegschaften‘ zu bearbeiten und in den Fokus der Öffentlichkeit zu rücken. Dabei handelt es sich um Aspekte, die vor allem prekäre Beschäftigtengruppen betreffen (Brinkmann et al. 2008: 35ff.; Dörre 2010: 896). Außerdem rückte nun stärker ins Blickfeld, dass der Prozess der Prekarisierung der Beschäftigung nicht nur bestimmte Beschäftigtengruppen an den Rändern der Stammbeslegschaften betrifft, sondern als Prozess der Verunsicherung und der sozialen Demontage tief in das Normalarbeitsverhältnis hineinreicht, dass also eine Orientierung, die sich auf Lohnzuwächse und Arbeitsplatzsicherung bei den (kleiner werdenden) Stammbeslegschaften beschränkt, nicht nachhaltig sein kann. Öffentlich wirksam geworden ist diese strategische Erweiterung der IG Metall vor allem durch die Initiierung zweier bundesweiter Kampagnen. So wurden in den Jahren 2009 bzw. 2008 die Leiharbeitskampagne ‚Gleiche Arbeit – Gleiches Geld‘ sowie die Jugend- und Auszubildendenkampagne ‚Operation Übernahme‘ gestartet (IG Metall o.J. b; Hans-Böckler-Stiftung 2012b). Die Leiharbeitskampagne ‚Gleiche Arbeit – Gleiches Geld‘ zielt unter dem Slogan ‚Leiharbeit fair gestalten‘ vor allem auf die Durchsetzung des Equal-Pay-Grundsatzes für die Leiharbeitsbranche (vgl. ebd.). Die Kampagne ‚Operation Übernahme‘ problematisiert die Situation von Auszubildenden und fordert „die Übernahme aller Auszubildenden [...] [im] Organisationsbereich [...] [und damit] Zukunft, Sicherheit und Perspektiven“ (IG Metall 2009). Die Kampagnen sollen die Themen Leiharbeit und unsichere Zukunft von Auszubildenden in den öffentlichen Diskurs einbringen und damit auf betrieblicher, tarifpolitischer und gesellschaftspolitischer Ebene bekannt machen. Sie sollen auf diese Weise zu einer Sensibilisierung der Öffentlichkeit beitragen (Hans-Böckler-Stiftung 2012a; IG Metall o.J. a). Außerdem sollen sie zur Erschließung neuer Mitgliederpotenziale dienen. Hierdurch wird eine Stärkung der geschwächten Organisationsmacht der Gewerkschaften angestrebt (Gerst/Pickshaus/Wagner 2011: 142; Urban 2010: 444). Die Aufnahme qualitativer Aspekte zeigte sich auch an den insbesondere von der IG Metall ausgehenden Kampagnen für „Gute Arbeit“. Diese Kampagne spielte in den Tarifaueinandersetzungen zwar keine unmittelbar Rolle, sie entfaltete aber eine deutliche öffentliche Wirksamkeit und wurde auch von anderen Gewerkschaften und dem DGB aufgegriffen. Die Kampagne für „Gute Arbeit“ knüpfte kritisch sowohl am Prozess der Prekarisierung der Beschäftigung als auch an der Zunahme von psychischen Belastungen und Arbeitstress

sowie an der demografischen Entwicklung, also an der Alterung der Belegschaften an und stellte diesen Entwicklungen die Forderung nach qualitativ besseren Arbeitsbedingungen entgegen. Die Forderung nach „Guter Arbeit“ – manchmal auch in Form des Slogans „Gute Arbeit, gutes Leben“ – war somit eine klare Absage an die Beschränkung auf quantitative Aspekte, wie sie beispielsweise zum Ausdruck kommen in dem Slogan „Hauptsache Arbeit“.

Die IG Metall nutzte die steigende öffentliche Wahrnehmung für beide Problemfelder und formulierte qualitative Forderungen für die Tarifrunde 2012. So wurde neben der Stärkung der Rechte von Leiharbeitskräften die unbefristete Übernahme von Auszubildenden gefordert. Nicht zuletzt aufgrund des langen Vorlaufs der Kampagnen gelang es der Gewerkschaft schließlich, die gesetzten Maßnahmen zur Besserstellung von Leiharbeitskräften sowie zur unbefristeten Übernahme von Auszubildenden in den Verhandlungen zumindest teilweise erfolgreich durchzusetzen (Hans-Böckler-Stiftung 2012a). Ein IG-Metall-Vorstandsmitglied formulierte diesbezüglich:

„In beiden [qualitativen] Punkten, finde ich, haben wir vernünftige Ergebnisse erzielt, weil wir es zum Thema gemacht haben. [...], und ich glaube im Nachhinein sagen zu können, das war überhaupt nur möglich, weil wir einmal einen langen Vorlauf hatten, wir hatten für das [...] gesellschaftlich sensibilisiert, wir haben Bewusstsein geschaffen, über die Metallindustrie hinaus und über die direkt Betroffenen [...] hinaus [...] und nur, weil wir das so langfristig vorbereitet haben, war es auch möglich, das als Forderung[en] zu stellen und dann auch zu einem vernünftigen Kompromiss [...] zu kommen.“

Mittels der Kampagnen sowie den daraus abgeleiteten qualitativen Forderungen in der Tarifrunde 2012 wurden bisher kaum erreichte Beschäftigtengruppen aktiv und öffentlich wirksam vertreten, was sich tendenziell positiv auf die Mobilisierungsfähigkeit dieser Beschäftigtengruppen auswirkt. Die IG Metall versucht auf diese Weise, mit dem Wandel der Arbeitswelt Schritt zu halten und ihre gewerkschaftlichen Organisationsanteile auch in den modernen Wirtschaftssektoren auszuweiten.

Die Kampagnen und die Konzentration auf qualitative Themen werden von einer Vielzahl der Interviewpartner als wichtig für die Mobilisierung der Beschäftigten auf Bundesebene eingeschätzt.<sup>6</sup> Auch auf der Betriebsebene scheinen sie großen Einfluss gehabt zu haben. Im Hinblick auf die Leiharbeitskampagne ist dies sicher auf die persönliche Betroffenheit vor Ort zurückzuführen, denn in sieben der neun analysierten Unternehmen werden Leiharbeitskräfte beschäftigt. So schätzen Vertreter von zwei dieser sieben Betriebe die Bedeutung der Leiharbeitskampagne für den Betrieb selbst und die Mobilisierung vor Ort als sehr hoch ein. Die Betriebsratsvorsitzende des Fallbetriebs I, ein Betrieb, in dem keine Leiharbeiter beschäftigt sind, konstatiert, dass die Kampagne aufgrund der

<sup>6</sup> Lediglich ein Vertreter des Betriebsratsgremiums des Fallbetriebs F bezeichnet die aus den Kampagnen abgeleiteten qualitativen Forderungen für die Tarifrunde 2012 als „ein Klotz zu viel“, der schließlich Prozente bei den Lohnforderungen gekostet habe.

fehlenden persönlichen Betroffenheit am Standort selbst keinen Einfluss hatte, schätzt diesen generell jedoch als sehr bedeutend ein.

Die Kampagne ‚Operation Übernahme‘ scheint im Gegensatz zur Leiharbeitskampagne in den Betrieben eine untergeordnete Bedeutung gehabt zu haben, und zwar aufgrund von mangelnder persönlicher Betroffenheit: In sieben der neun untersuchten Firmen wurde es in der Regel bereits vor den Beschlüssen als „Selbstverständlichkeit“ angesehen, die Auszubildenden zu übernehmen.<sup>7</sup> Dennoch, meint eine Interviewpartnerin habe die Kampagne auch in diesen Betrieben Einfluss gehabt, da in den Belegschaften mehr über das Thema der unsicheren Zukunft von Auszubildenden diskutiert worden sei. Vor allem sei aber auf Bundesebene „[et]was in Bewegung gekommen“. Hierzu hat sicherlich der Aktionstag der IG Metall am 1. Oktober 2011 in Köln als mediales Großereignis mit über 20.000 jungen Gewerkschaftern sowie einer Vielzahl solidarischer Kollegen aus dem gesamten Bundesgebiet beigetragen (IG Metall o.J. b). Dieser Tag, so berichteten Teilnehmer, habe das Zusammengehörigkeitsgefühl enorm gestärkt und eine wichtige Rolle für den Erfolg der Kampagne und der Mobilisierung gespielt: „Das war unglaublich, das war Klasse, einfach nur Klasse“, so einer der Teilnehmer.

Folglich haben die Kampagnen und die Orientierung der IG Metall auf qualitative Themen einen positiven Einfluss auf die Mobilisierung der Beschäftigten und damit auf die Mobilisierungsfähigkeit gehabt.

## Perspektiven und Grenzen

Das Zusammenwirken von drei Faktoren – größere kommunikative Macht der IG Metall durch den Krisenkorporatismus, das erfolgreiche Campaigning mit qualitativen Forderungen sowie die „Jetzt sind wir dran“-Stimmung in den Belegschaften für höhere Löhne – so das zentrale Ergebnis unserer Fallstudie, hat zu der erfolgreichen Mobilisierung in der Tarifrunde 2012 in der Metall- und Elektroindustrie beigetragen. Doch handelt es sich um eine dauerhafte Entwicklung? Mit Blick auf die kommende Tarifrunde 2013 herrschte bei den Interviewten der Tenor, dass an die Erfolge von 2012 angeknüpft werden kann – und das sowohl in Bezug auf eine starke Mobilisierung als auch auf gute Ergebnisse. Dies spricht für ein gestärktes Selbstbewusstsein als Folge der letzten Tarifrunde. Möglicherweise kann auch die höhere Akzeptanz der Gewerkschaft erfolgreich in die Mobilisierung für die Tarifrunde 2013 transportiert werden. Dennoch bleibt fraglich, inwieweit der mobilisierungsstärkende Effekt des Verlangens nach Ausgleich für die vor 2012 geübte Lohnzurückhaltung weiter anhält und erneut in eine „Jetzt sind wir endlich dran“-Stimmung kanalisiert werden kann. Auch sollen qualitative Forderungen in den kommenden Tarifverhandlungen keine Rolle spielen, obwohl sie für die hohe Streikbeteiligung 2012 wesentlich verantwortlich waren. Die ausschließliche Fokussierung auf quantitative Forderungen zur Tarifrunde 2013 soll laut IG Metall nicht bedeuten, dass

---

<sup>7</sup> Für die übrigen zwei Fallbetriebe liegen hierzu keine Angaben vor.



qualitative Themen nun insgesamt wieder nachrangig behandelt würden. Im Gegenteil. Die IG Metall hat jüngst zwei neue Kampagnen unter dem Slogan ‚Arbeit: Sicher und Fair!‘ ins Leben gerufen, welche die Problematik von Werkverträgen sowie einer alternativen Belegschaft aufarbeiten sollen (vgl. IG Metall 2012a).<sup>8</sup> Mit diesen Initiativen behält sich die IG Metall vor, gegebenenfalls qualitative Forderungen in zukünftigen Tarifrunden einzubringen.

Zwar erlebt die IG Metall inzwischen wieder leichte Mitgliederzuwächse, allerdings lässt sich anhand dessen noch kein langfristiger Trend ableiten. So viel kann immerhin gesagt werden: In der Tarifrunde 2012 hat die IG Metall ein temporäres Revitalisierungsmoment erfahren. Ob dies für ein mögliches ‚Comeback der Gewerkschaften‘ ausreicht, wird sich aber erst in den nächsten Jahren und Tarifrunden zeigen.

## Literatur

- Becker, Joachim/Jäger, Johannes (2009): Die EU und die große Krise. In: *Prokla. Zeitschrift für Kritische Sozialwissenschaften*, 39:4, S. 541-558.
- Brettschneider, Antonio/Bromberg, Tabea/Haipeter, Thomas (2011): Betriebsräte mit Rückenwind? Chancen und Ambivalenzen betrieblicher ‚Besser‘-Strategien für Arbeitspolitik und Interessenvertretungen. In: Haipeter, Thomas/Dörre, Klaus (Hrsg.) (2011): *Gewerkschaftliche Modernisierung*, S. 61-85. Wiesbaden.
- Brinkmann, Ulrich/Choi, Hae-Lin/Detje, Richard/Dörre, Klaus/Holst, Hajo/Karakayali, Serhat/Schmalstieg, Catharina (2008): *Strategic Unionism. Aus der Krise zur Erneuerung. Umriss eines Forschungsprogramms*. Wiesbaden.
- Detje, Richard/Menz, Wolfgang/Nies, Sarah/Sauer, Dieter (2011): *Krise ohne Konflikt? Interessen- und Handlungsorientierungen im Betrieb. Die Sicht von Betroffenen*. Hamburg.
- Dörre, Klaus (2011): Funktionswandel der Gewerkschaften. Von der intermediären zur fraktalen Organisation. In: Haipeter, Thomas/Dörre, Klaus (Hrsg.) (2011): *Gewerkschaftliche Modernisierung*. Wiesbaden, S. 267-301.
- Dörre, Klaus (2010): Überbetriebliche Regulierung von Arbeitsbeziehungen. In: Böhle, Fritz/Voß, G. Günther/Wachtler, Günther (Hrsg.) (2010): *Handbuch Arbeitssoziologie*. Wiesbaden, S. 873-912.
- Ehlscheid, Christoph/Pickshaus, Klaus/Urban, Hans-Jürgen (2010): Die große Krise und die Chancen der Gewerkschaften. Ein Beitrag zur Strategiedebatte. In: *Sozialismus*, 37. Jg. H. 6/2010, S.41-49.
- Gerst, Detlef/Pickshaus, Klaus/Wagner, Hilde (2011): Revitalisierung der Gewerkschaften durch Arbeitspolitik? Die Initiativen der IG Metall – Szenario für Arbeitspolitik in und nach der Krise. In: Haipeter, Thomas/Dörre, Klaus (Hrsg.) (2011): *Gewerkschaftliche Modernisierung*. Wiesbaden, S. 136-163.
- Haipeter, Thomas (2011): Einleitung. Interessenvertretungen, Krise und Modernisierung. Über alte und neue Leitbilder. In: Haipeter, Thomas/Dörre, Klaus (Hrsg.) (2011): *Gewerkschaftliche Modernisierung*. Wiesbaden, S. 7-28.

<sup>8</sup> Dass diese Kampagnen und entsprechend formulierte Forderungen in der Tarifrunde 2013 nicht zum Gegenstand der Auseinandersetzung gemacht werden, wurde im Interview damit begründet, dass sie, genau wie die in dieser Arbeit besprochenen Kampagnen, einen langen Vorlauf der Organisation benötigen und in den Medien und bei den Beschäftigten langfristig an Präsenz gewinnen müssen, um das Bewusstsein für die jeweiligen Problembereiche entsprechend zu schärfen. Nur auf diese Weise kann es zu aussichtsreichen Forderungen im Rahmen von Tarifrunden kommen.

IG Metall Verwaltungsstelle Frankfurt (2011): Geschäftsbericht 2008 – 2011. IG Metall Verwaltungsstelle Frankfurt am Main. Frankfurt am Main.

Urban, Hans-Jürgen (2010): Wohlfahrtsstaat und Gewerkschaftsmacht im Finanzmarkt-Kapitalismus: Der Fall Deutschland. In: WSI-Mitteilungen 09/2010, Frankfurt/M, S. 443-450.

### Internetquellen

Gesamtmittel – Die Arbeitgeberverbände der Metall- und Elektro-Industrie (2012a): Gewinn-Kennzahlen. In: <http://www.gesamtmittel.de/gesamtmittel/meonline.nsf/Graph/7d440b98a6688026c1256bd0003b59fb?OpenDocument&popup=1>; zuletzt überprüft am 14.10.2012.

Gesamtmittel – Die Arbeitgeberverbände der Metall- und Elektro-Industrie (2012b): Umsatz in der Metall- und Elektroindustrie seit 1970. In: <http://www.gesamtmittel.de/gesamtmittel/meonline.nsf/Graph/fa2fbee411e80255c1256bd0003972c9?OpenDocument&popup=1>; zuletzt überprüft am 23.10.2012.

Hans-Böckler-Stiftung (2012a): WSI-Tarifarchiv. Metallindustrie. In: [http://www.boeckler.de/wsi-tarifarchiv\\_40681.htm](http://www.boeckler.de/wsi-tarifarchiv_40681.htm); zuletzt überprüft am 17.09.2012.

Hans-Böckler-Stiftung (2012b): WSI-Tarifarchiv. Tarifrunde 2012. Forderungen. In: [http://www.boeckler.de/wsi-tarifarchiv\\_38431.htm#cont\\_38903](http://www.boeckler.de/wsi-tarifarchiv_38431.htm#cont_38903); zuletzt überprüft am 17.09.2012.

Hans-Böckler-Stiftung (2012c): WSI-Tarifpolitischer Halbjahresbericht 2012. Stand Juli 2012. In: [http://www.boeckler.de/pdf/p\\_ta\\_hjb\\_2012.pdf](http://www.boeckler.de/pdf/p_ta_hjb_2012.pdf); zuletzt überprüft am 17.09.2012.

IG Metall (2012a): IG Metall Kampagnen. In: <http://www.igmetall.de/cps/rde/xchg/internet/style.xsl/kampagnen.htm>; zuletzt überprüft am 08.10.2012.

IG Metall (2012b): Lohnkosten spielen eine immer geringere Rolle. Mehr Geld, das ist gerecht und leistbar. In: <http://www.igmetall.de/cps/rde/xchg/internet/style.xsl/lohnkosten-spielen-eine-immer-geringere-rolle-9504.htm>; zuletzt überprüft am 17.09.2012.

IG Metall (2012c): Metall-Tarifrunde 2012. IG Metall fordert 6,5 Prozent mehr Geld. In: <http://www.igmetall.de/cps/rde/xchg/internet/style.xsl/metall-tarifrunde-2012-ig-metall-fordert-6-5-prozent-mehr-geld-9515.htm>; zuletzt überprüft am 17.09.2012.

IG Metall (2009): Mit einer Stimme für unsere Zukunft. Auftaktrede von Bundesjugendsekretär Eric Leiderer zur Arbeitstagung der ‚Operation Übernahme‘ in Erfurt. In: <http://www.operationuebernahme.de/detail-35/items/mit-einer-st.html>; zuletzt überprüft am 17.09.2012.

IG Metall (o.J. a): Die Kampagne ‚Gleiche Arbeit – Gleiches Geld‘ 2008-2010: Was bisher geschah. In: <http://www.gleichearbeit-gleichesgeld.de/initiative/ueber-die-initiative/was-bisher-geschah/>; zuletzt überprüft am 17.09.2012.

IG Metall (o.J. b): Harte Fakten für gute Arbeit. In: <http://www.operationuebernahme.de/fakten.html>; zuletzt überprüft am 17.09.2012.

IG Metall Bezirk Frankfurt (2012): Metallnachrichten. Metall- und Elektroindustrie Hessen, Rheinland-Pfalz, Saarland, Thüringen. Ausgabe 9/2012. In: [http://www.igmetallbezirkmitte.de/fileadmin/userdata/dokumente/pdf/mn\\_Ausgabe\\_9\\_24-05-2012.pdf](http://www.igmetallbezirkmitte.de/fileadmin/userdata/dokumente/pdf/mn_Ausgabe_9_24-05-2012.pdf).

ZEIT ONLINE (2010): Tarifeinigung für die Metallindustrie. Beschäftigungspakt und mehr Geld für die Metaller. In: <http://www.zeit.de/wirtschaft/2010-02/metall-industrie-tariferhandlungen>; zuletzt überprüft am 07.10.2012.

*Paul Oehlke*

## **Zur Aktualität arbeits- und wirtschafts-demokratischer Transformationsbestrebungen**

### **Drei neue Beiträge aus der gewerkschaftspolitischen Debatte**

Die neueren Debatten um wirtschaftsdemokratische Bestrebungen wecken zwar Erinnerungen an das Grundsatzprogramm des DGB von 1949, noch weiter zurück an sozialistische Transformationsvorstellungen in der Weimarer Republik; heute speisen sie sich aber aus einer finanzmarktkapitalistischen Strukturkrise, die auf Kosten der Arbeits- und Lebensbedingungen der Bevölkerung – in südlichen Ländern der EU durch eingesetzte Statthalter der Finanzkonzerne – gelöst werden soll. Die entsprechenden Aktivitäten der Bundesregierung zeigen aber, in welchem Ausmaß das verfassungspolitische Normengefüge einer sozialen Demokratie hierzulande außer Kraft gesetzt wird.

Umso wichtiger werden für die Gewerkschaften als zentrale Akteure demokratischer Sozialstaatlichkeit strategische Reflexionen ihrer arbeits- und wirtschaftsdemokratischen Fundierung. Hierfür liegen drei Bücher des VSA-Verlages vor: eine Monographie von *Helmut Martens* zur *Neuen Wirtschaftsdemokratie* (im Folgenden zitiert unter 2010) und zwei Sammelbände mit Beiträgen aus den Gewerkschaften und Sozialwissenschaften. Während die Herausgeber *Hartmut Meine*, *Michael Schumann* und *Hans-Jürgen Urban* in ihrem Titelaufwurf *Mehr Wirtschaftsdemokratie wagen!* (zitiert unter 2011) an das Motto von Willy Brandts Regierungserklärung von 1969 anknüpfen, wendet sich der von *Werner Fricke* und *Hilde Wagner* herausgegebene Band zur *Demokratisierung der Arbeit* (zitiert unter 2012) arbeitspolitischen Ansätzen von unten zu.

Die sich teilweise überlappenden Positionen der Autoren, ein Mosaik gewerkschaftlicher Aktivitäten und sozialwissenschaftlicher Überlegungen, können hier nicht im Einzelnen gewürdigt werden, sondern kommen im Rahmen zentraler, noch weiter untergliederter Argumentationslinien zu Wort: der Erosion demokratischer Sozialstaatsnormen als einer existenziellen Herausforderung für die Gewerkschaften; arbeitsdemokratischer Impulse von unten als Grundlage erweiterter gesellschaftspolitischer Aktivierungen und von diesen beförderter wirtschaftsdemokratischer Transformationsbestrebungen in regionalen, ökonomischen und ökologischen Dimensionen. Angesichts dieser Beschränkung muss auch auf Hinweise auf die zahlreich vorliegende und in den einzelnen Artikeln ausführlich verarbeitete Literatur verzichtet werden.

### **Erosion demokratischer Sozialstaatsnormen als existenzielle Herausforderung für die Gewerkschaften**

Die Erosion demokratischer Sozialstaatsnormen wird anhand der gesellschaftspolitischen Funktionsverluste der Mitbestimmung als eine der „tragenden institutionellen Leitideen der Einheitsgewerkschaften“ – so die Formulie-

rung im Vorwort von *Dieter Scholz* (ehemaliger Vorsitzender des DGB Berlin und Vorsitzender des Forum Neue Politik der Arbeit [FNPA] als einem Wissenschaftler-Praktiker-Dialog) zur Monographie von *Helmut Martens* (2010, 7-9), paradigmatisch erkennbar. Die Mitbestimmung teilt als eine wirtschaftsdemokratische Institution das Dilemma des gewerkschaftlichen Korporatismus, der als Teil der strukturellen Verschiebung der gesellschaftlichen Kräfteverhältnisse immer weniger soziale Spaltungsprozesse verhindern kann. Diese greifen das grundlegende gewerkschaftliche Solidaritätsverständnis an, indem auf dem Wege zu einem autoritären europäischen Kapitalismusmodell sich erneut sozial ausgrenzende Vorstellungen in der Gesellschaft zu etablieren beginnen.

### Funktionsverluste der Mitbestimmung als wirtschaftsdemokratischer Institution

Solche Funktionsverluste werden mehr oder weniger von allen Autoren konstatiert. *Helmut Martens* (Sozialforschungsstelle Dortmund) erinnert daran, dass das Grundsatzprogramm des DGB von 1949 mit der Trias von „volkswirtschaftlicher Rahmenplanung, Sozialisierung der Schlüsselindustrien, wirtschaftlicher Mitbestimmung“ nach den Erfahrungen der Kumpanei zwischen großindustriellen Herrschaftsträgern und der faschistischen Bewegung noch an wirtschaftsdemokratisches Gedankengut aus der Weimarer Republik anknüpfte; mit der *verhinderten Neuordnung* (Eberhard Schmidt) im Zuge der direkten Blockkonfrontation im gespaltenen Deutschland verblassten jedoch sozialistische Perspektiven (2010, 131-139; 179-182). Diese werden verfassungspolitisch zwar in der Gemeinwohlverpflichtung des garantierten Eigentums und seiner möglichen Sozialisierung offen gehalten, während die wirtschaftsdemokratisch verstandenen Mitbestimmungsrechte von der Parität in der Montanindustrie bis zum Mitbestimmungsgesetz von 1976 in den folgenden Jahrzehnten eine betriebswirtschaftliche Umdeutung als produktive Ressourcen im Standortwettbewerb erfuhren. Dies brachten die Ergebnisse der Mitbestimmungskommission der *Bertelsmann-* und der *Hans-Böckler-Stiftung* aus dem Jahre 1998 auf den Punkt.

Unter dem Blickwinkel betrieblicher Effizienzsteigerung werden Beteiligungsmöglichkeiten heute durchaus vom Management zugestanden. Es handelt sich nach *Hilde Wagner*, Ressortleiterin beim Vorstand der IG Metall, um indirekte Steuerungsmethoden einer neuen vermarktlichten Herrschaftsform, ohne hinreichende Ressourcen zur Bewältigung kapitalmarktbestimmter Gewinnvorgaben bereitzustellen (2012, 19-37). Insofern sind organisationale Partizipationszugeständnisse zur Nutzung „innovatorischer Qualifikationen der Beschäftigten“ nach dem Arbeitsforscher *Werner Fricke* (2012, 129-150) jedoch von konstitutionellen Grundrechten einer demokratischen Mitbestimmung zu unterscheiden, deren soziale Basis mit der Ausweitung von prekären Beschäftigungsformen brüchiger wird. Dass in der Managementterminologie einer *atmenden Fabrik* das institutionalisierte System der industriellen Beziehungen ausgehebelt wird, heben *Ulrich Brinkmann* und *Oliver Nachtwey*, Wirtschaftssoziologen an der Universität Trier, hervor (2012, 87-107). Sie attestieren

der Mitbestimmung einen weiteren Bedeutungsverlust, während Vertreter der Unternehmenseite diese ganz und gar beseitigen möchten, wenn sie im Zuge der weiteren Zurückdrängung gewerkschaftlicher Handlungsspielräume von der Mitbestimmung als einem „Irrtum der Geschichte“ sprechen (2010, 13).

## Gesellschaftlicher Korporatismus in der Sackgasse sozialer Spaltung

So könnte im Zuge der betrieblichen Flexibilisierung und arbeitsmarktpolitischen Prekarisierung die betriebswirtschaftlich orientierte Funktionalisierung der institutionalisierten Mitbestimmung umschrieben werden. Sie ist jedoch schon zuvor mit der Herausbildung eines nach Martens tripartistischen Korporatismus in der *Deutschland AG* mit „typischen Mustern kooperativer Konfliktverarbeitung im Rahmen repräsentativer Strukturen bei nur schwach ausgebildeten Formen direkter Beteiligung der Beschäftigten“ (2010, 12) in die Fallstricke eines Wettbewerbskorporatismus geraten, der sich mit fortschreitendem Lohn-, Sozial- und Steuerdumping als zweischneidig erwiesen hat. Während im „goldenen Zeitalter“ des Fordismus mit der Vollbeschäftigung erstarkende Gewerkschaften erhebliche lohn-, arbeits- und sozialpolitische Verbesserungen etwa in der Hebung des Lebensstandards, Verkürzung der wöchentlichen Arbeitszeit und der Steigerung der Renten gesellschaftlich verallgemeinern konnten, droht die sozialintegrative Teilhabe und ihre konjunkturstabilisierende Funktion verlorenzugehen, je mehr größere Teile der abhängig Beschäftigten aus existenzsichernden Beschäftigungsformen ausgeschlossen werden. Die widersprüchliche Situation bringt folgende Formel zum Ausdruck: *Sicherung der Beschäftigung durch Kurzarbeit, aber Abschmelzung von Leiharbeit!* Als sozialpolitischer Erfolg der Gewerkschaften gefeiert, stabilisiert sich selbst unter Krisenbedingungen durch arbeitsmarktpolitische Spaltungsprozesse das exportfixierte deutsche Herrschaftsmodell als europäische Hegemonialmacht.

Auf einer zugleich schiefen arbeits- und lohnpolitischen sowie mitbestimmungs- und tarifrechtlichen Ebene etwa im *Concession Bargaining* oder in der Tarifflicht – nach Hans-Jürgen Urban vom geschäftsführenden Vorstand der IG Metall einer „machtpolitischen Abwärtsspirale“ auch in der umverteilenden Sozialpolitik (2011, 42-67, hier 43f.) – verengen sich aber die gewerkschaftlichen Strategiemöglichkeiten und Solidarbezüge. Selbst bei gut organisierten Arbeitern und Angestellten breiten sich nach empirischen Untersuchungen über die *Deutschen Zustände* (Wilhelm Heitmeyer) rechtspopulistische und sozialdarwinistische Orientierungen aus, mit denen kapitalismus- und klassenspezifische Widersprüche auf benachteiligte Gruppen projiziert werden. In medial beförderten negativen Zuschreibungen wird in den Feuilletons eine „rohe Bürgerlichkeit“ der *Sarrazins* und *Sloterdijks*, aber auch der *Clements* und *Westermelles* in politischen Diskursen inszeniert, ob sie nun „ausufernde Sozialsysteme“ oder „Sozialschmarotzer“ geißeln, sei es nun deutscher, migrantischer oder südeuropäischer Provenienz. So blüht allenthalben in breiten Teilen der Bevölkerung ein hegemonialer Krisenkorporatismus auf, in dem Kapital und Kabinett die finanzkapitalistische Krise in eine

Staatsschuldenkrise erfolgreich umdeuten (und real transformieren) können, wie die hohen Zustimmungswerte der Kanzlerin Angela Merkel in Deutschland als personifiziertem Ausdruck ihrer Politik signalisieren.

## Gewerkschaftliche Machtverluste in verordneten Austeritätsprogrammen

Gewerkschaftliche Machtverluste lassen sich an den – in einigen europäischen, auch in den deutschen Gewerkschaften – nur zaghaft widersprochenen Verarmungsdiktaten für südeuropäische Länder erkennen. Letztere lassen in Deutschland eine verstärkte Missachtung, wenn nicht Außerkraftsetzung der unveränderbaren, daher übergeordneten und sich ergänzenden Verfassungsgrundsätze der *unantastbaren Würde des Menschen* (Art 1 GG) und des *demokratischen und sozialen Rechtsstaats* (Art. 20 GG) erkennen. Diese bilden für die Gewerkschaften entscheidende Handlungsgrundlagen, die in den Mitbestimmungs-, Arbeits- und Sozialrechten in vielfältiger Weise konkretisiert worden sind. Deren jeweilige Gestalt und Wirkungsweise hängt von der Entwicklung der gesellschaftlichen Kräfteverhältnisse ab, die selbst wiederum in langfristige sozialökonomische Prozesse eingebunden sind. *Helmut Martens* bezieht sich in dem von ihm mit gegründeten FNPA auf die zentrale These des *Epochenbruchs*, welche die sich ohne größere Widerstände auf dem europäischen Festland durchsetzende *neoliberale Konterrevolution* metaphorisch umschreibt. Die Verluste an institutioneller Macht der Gewerkschaften, die mit dem festgeschriebenen Vorrang unternehmerischer Freiheitsrechte in der EU als ein quasi „hayekianisches Projekt“ (Martens in den Urteilen des EuGH noch verstärkt werden, machen mit dem „Systeminfarkt der Weltwirtschaft“ (Frankfurter Appell der IG Metall 2009) eine intellektuelle wie machtpolitische Befreiung aus der teilweise selbstverschuldeten Marginalisierung dringlich.

In diesem Sinne verdeutlicht *Hans-Jürgen Urban* die von *Wolfgang Abendroth* bereits hervorgehobenen und sich erneut zuspitzenden Widersprüche zwischen der „privatkapitalistischen Eigentums- und Wirtschaftsordnung und den Erfordernissen der politisch-parlamentarischen Demokratie“ (2011, 42-67, hier 49). Unter der immer wieder aktualisierten Chimäre einer bedrohten Wettbewerbsfähigkeit des Exportweltmeisters erzeugt die sozialstaatsfeindliche Transformation in eine *marktkonforme Demokratie* (*Angela Merkel*) und die machtpolitisch deformierte Integration Europas unter deutscher Vormundschaft eine postdemokratische Konstellation – mit Tendenzen zu einem autoritären europäischen Kapitalismusmodell. Entsprechend zementieren nach *Michael Schumann*, Präsident des *SOFI Göttingen* und *Richard Detje*, Redakteur der Zeitschrift *Sozialismus*, Finanzmärkte und Ratingagenturen ein fiskalisches Regime der Austerität, für das die politische Demokratie zum potenziellen Störfall wird: „Der neoliberal angefressene Zusammenhang von Sozialstaat und Demokratie soll nun gänzlich aufgebrochen werden.“ (2012, 68-84, hier 70) In Deutschland gelte es daher, nicht nur die Mitbestimmungsrechte der Arbeitnehmervertreter im Aufsichtsrat und der Betriebs- und Personalräte

von der Beschäftigungssicherung bis zu Produktentscheidungen zu stärken, sondern es gehe auch um einen doppelten Ausbau des repräsentativen Mitbestimmungskonzeptes: einmal nach unten als Mitbestimmung der Belegschaften am Arbeitsplatz und zum anderen nach oben als weitergehende Demokratisierung von Wirtschaft und Gesellschaft.

## **Arbeitsdemokratische Impulse als Grundlage erweiterter gesellschaftspolitischer Aktivierungen**

Angesichts der finanzmarktkapitalistischen Verwerfungen des Zusammenhangs von politischer und sozialer Demokratie kommt in den gelähmten Interessensvertretungen eine anhaltende gewerkschaftliche Defensive zum Ausdruck. Sie verlangt, wie es *Hilde Wagner* und *Werner Fricke* in ihrer Einleitung (2012, 9-15) zum Ausdruck bringen, nach der Artikulation eines sich verstärkenden Widerstands von unten in Richtung gesellschaftlicher Mobilisierungs- und Demokratisierungsprozesse in der Arbeit selbst. Diese haben eine Bündelung in jüngeren gewerkschaftlichen Strategieansätzen erfahren, die sich an Zielsetzungen guter Arbeit und besserer Produkte orientieren. Sie zielen auf eine Ökonomie der Arbeit, die gesellschaftlichen Entwicklungserfordernissen über den einzelnen Betrieb hinaus Rechnung trägt. Einen bedenkenswerten Anschauungsunterricht hierfür hatte das Humanisierungsprogramm geliefert, dessen wirtschaftsdemokratische Wirkungsweise im neoliberalen Kraftfeld zersetzt worden ist.

### **Gründe für die Artikulation widerständigen Eigensinns von unten**

Indirekte Steuerungsmethoden des betrieblichen Managements unter finanzmarktkapitalistischen Renditediktaten lassen die institutionalisierte Mitbestimmung als ein „Haus ohne Dach und ohne Fundament“ (*Kißler*) an Wirksamkeit verlieren (*Hilde Wagner*). Mitbestimmung ist nach *Detlef Hensche*, ehemals Vorsitzender der IG Medien, durch juristisch festgezurte Rollenzuweisungen und Wettbewerbsimperative ebenso von direkter Demokratie abgeschirmt wie von gesamtwirtschaftlichen Zielsetzungen, während die wirtschaftlichen Machtträger und Finanzeliten bestimmenden Einfluss auf die Exekutive gewonnen haben (2012, 239-257). Vor diesem Hintergrund stellen *Richard Detje* sowie *Dieter Sauer* vom *ISF* in München heraus, dass die postdemokratische Dimension der Finanzmarktkrise eine systemische Form annehme. So werde der in der Arbeiterbewegung angestrebte Demokratietransfer von der politischen auf die ökonomische Ebene etwa durch Ausbau der institutionellen Mitbestimmung strukturell versperrt. Auch weisen nach ihnen traditionelle Vorstellungen einer gesamtwirtschaftlichen Programmierung der ökonomischen Entwicklung von oben bei einer Verkürzung der Wirtschaftsdemokratie auf die Eigentumsfrage eine spezifische Engführung auf, so sehr dieser eine macht-, verteilungs- und gestaltungspolitische Bedeutung zukomme (2012, 55-85).

Auch wenn *Detje/Sauer* sich, ihren „Neuansatz von unten“ flankierend, für eine breite Palette öffentlicher und pluraler Eigentumsformen in einer *mixed economy*

aussprechen, lassen sie keinen Zweifel an ihrem Plädoyer für eine stärkere arbeitspolitische Fundierung wirtschaftsdemokratischer Perspektiven, die „vom Kopf auf die Füße“ gestellt werden sollen. Dies impliziert eine Kehrtwende von eher statischen Modellvorstellungen auf eine mehr prozesshafte Transformationsrichtung, die stärker auf eine „Demokratisierung von unten“ setzt – durch betriebliche Kämpfe gegen Ausbeutung und Entfremdung sowie für die Aneignung der eigenen Arbeitsbedingungen bis zur kollektiven Bestimmung der Produktionsziele. Es gelte, gegenüber finanzpolitischen Vorgaben und Marktzwängen die produktions-technischen Erfordernisse vermehrter Selbständigkeit und Selbststeuerung der Beschäftigten ins Spiel zu bringen, die sich über das „Wie“ der Produktion hinaus auch auf das „Was“ und „Wofür“ verständigen müssen.

### Gewerkschaftliche Strategieansätze für gute Arbeit und bessere Produkte

Die neuen gewerkschaftlichen Strategieansätze haben eine zentrale Mobilisierungsfunktion für die Belegschaften, die zugleich die Verhandlungsstärke der Betriebsräte und Gewerkschaften vor Ort erhöht. Entsprechend erweisen sich Befragungen nach dem *DGB-Index Gute Arbeit*, wie *Tatjana Fuchs* vom Internationalen Institut für empirische Sozialökonomie erläutert (2012, 151-164), als hilfreich, Reflexion, Interessenartikulation und Handlungsorientierungen, das heißt auch Veränderungspotenziale zusammen mit Betriebs- und Personalräten, Gewerkschaftern und Wissenschaftlern zu entwickeln. Konkrete Problemfelder werden von den Belegschaften identifiziert und Lösungsansätze erarbeitet, die anschließend von Vertrauensleuten und Betriebsräten kommuniziert werden und als Verhandlungsgrundlage mit dem Management dienen. Die betriebliche Aktivierung legt eine betriebsnahe Tarifpolitik nahe, die nach *Steffen Lehdorff*, Universität Duisburg-Essen, mit betrieblichen Mitbestimmungsrechten gebündelt werden müsse (2012, 203-221). In seiner Analyse der Kampagne *Besser statt billiger* geht es primär um verbesserte Produkte auf der Grundlage des Know-how der Beschäftigten, was erweiterte Beteiligungs- und Handlungsspielräume einschließt.

Solch eine arbeitspolitische *High Road* durch aktive Betriebsratsarbeit verlange einen Strategiewechsel, für den nach *Detlef Gerst* vom IG Metall-Vorstand eine solide Fachkenntnis im Innovationsmanagement erforderlich werde (2012, 167-182). Dies bedürfe einer weitergehenden Qualifizierung der Betriebsratsarbeit, um den Fallstricken der übermächtigen Wettbewerbslogik im Sinne „einer ökonomisch nützlichen Sozialpartnerschaft“ zu entgehen. Darüber hinaus speist sich die Erarbeitung konkreter Alternativen nicht nur aus inner-, sondern auch aus zwischen- und außerbetrieblichen Kommunikationskanälen bis zu stabilen wissenschaftlichen Kontakten in privaten und öffentlichen Einrichtungen. Für eine entsprechend demokratische und schöpferische Arbeits- und Produktionsgestaltung liegen unter verwissenschaftlichten Produktivkräften die gewerkschaftspolitischen Implikationen nach *Lehdorff* auf der Hand: die Erhöhung des gewerkschaftlichen Organisationsgrades bei den „strategisch besonders



wichtigen Ingenieuren“ und die überbetriebliche Organisation von Fachwissen in gestaltungsfähigen Netzwerken als aktuelle Zukunftsaufgaben sowie eine hierfür stärkere Verzahnung von Betriebsrats- und Gewerkschaftsarbeit mit einer demokratischen Beteiligungskultur und wachsenden Bündnisbereitschaft.

## Gesellschaftliche Mobilisierungserfordernisse über den Betrieb hinaus

Über den Betrieb hinausweisende Bewegungen als unabdingbare Voraussetzung gesellschaftlicher Demokratisierung klingen in einzelnen Beiträgen zwar an, bedürfen aber noch einer stärkeren Beachtung. So ist die nach wie vor strategisch entscheidende Frage einer Arbeitszeitverkürzung nicht nur unter arbeits-, sozial- und beschäftigungspolitischen Gesichtspunkten, sondern auch unter bildungs- und innovationspolitischen zu diskutieren. Wenn Detlef Gerst die wegweisenden Aktivitäten des *Combine Shop Stewards Committee* im Rüstungskonzern *Lucas Aerospace*, das im Jahr 1976 zahlreiche Projektideen für zivil nützliche Produkte ausgearbeitet hatte, in Erinnerung ruft, dann gewinnt der überbetriebliche Kontakt mit potenziellen Nutzern und die Bildung unterstützender Netzwerke eine zentrale Bedeutung. Hierbei erweitert sich der demokratische Dialog, den *Werner Fricke* und *Tatjana Fuchs* beispielhaft für die arbeitsplatzspezifische Ebene darstellen, über innerbetriebliche und unternehmensbezogene Mitbestimmungsformen hinaus auf kommunale und regionale Ebenen. Hierfür spricht sich auch *Helmut Martens* unter Bezug auf Beerhorsts Vorstellung von der „Kommune als assoziativer Demokratie“ und auf Dahrendorfs erweiterten Stakeholder-Begriff aus (2010, 15, 99).

Erweiterte soziale und ökologische Zielsetzungen sich assoziierender Produzenten und Konsumenten spannen einen Bogen zur Verortung einer erneuerten Gewerkschaftspolitik in einem sozial und kulturell erweiterten Arbeitsbegriff, in den *Gerd Peter* von der Sozialforschungsstelle Dortmund reproduktive Tätigkeiten einbezieht (2012, 111-128). Die von ihm propagierte primäre Arbeitspolitik umgreift auch zivilgesellschaftliche Lebenszusammenhänge. Sie gewinnen in ihrer subjektiven Vielfalt bei den von *Helmut Martens* empirisch untersuchten Standortkonflikten mit untergehenden „mitbestimmten Unternehmenskulturen“ eine zentrale Rolle, die zugleich in „karawanenkapitalistischen“ Restrukturierungen eine sich verstärkende europäische und internationale Dimension enthalten (2012, 45-73). Insofern schließen die Ansätze der Demokratisierung von unten erweiterte inner- und zwischenbetriebliche, kommunale und regionale Mobilisierungserfordernisse ein, die in der Vermittlung von primären und institutionalisierten Politikformen einen wirtschaftsdemokratischen Zugriff in einer gesellschaftlich erweiterten Dimension nahe legen.

## Exkurs zum wirtschaftsdemokratisch institutionalisierten Modell „HdA“

*Gerd Peter* und *Uwe Dechmann*, beide Sozialforschungsstelle Dortmund, plädieren dafür, das sich seit den 1990er Jahren verflüchtigende humanisierungs-

und gestaltungspolitische Wirkungsspektrum in die aktuelle wirtschaftsdemokratische Debatte zu integrieren. So heben sie gegenüber den *Low-Cost*-Strategien der Metall-Arbeitgeber mit dem Abbau von Beteiligungsrechten in neo-tayloristischen Formen standardisierter Gruppenarbeit die „High-Road“-Konzepte *teilautonomer Arbeitsgruppen* nach skandinavischem Vorbild aus den früheren Arbeitsstrukturierungsprojekten ins Bewusstsein, die wirtschaftsdemokratische Impulse auslösen können (2012, 183-201). In diesem Zusammenhang geht *Werner Fricke*, Herausgeber des *Journal of Action Research*, von dem existenziellen Wunsch der Arbeitenden nach demokratischer Beteiligung aus, die in der skandinavischen Aktionsforschung von Dialogkonferenzen über betriebliche Entwicklungsorganisationen bis zu lernenden Netzwerken eine tragende Bedeutung gewonnen hat (2012, 129-150).

Hierfür sind staatliche Förderprogramme verantwortlich, die im Rahmen gesellschaftlicher Reformkonstellationen auf einer quasi wirtschaftsdemokratischen Beteiligungsstruktur beruhen. Deren Grundelemente legt *Gerd Peter* für das deutsche Humanisierungsprogramm überzeugend dar: die schriftliche Zustimmung des Betriebsrates bei betrieblichen Gestaltungsprojekten und die Einrichtung von Verfahren der Belegschaftsbeteiligung; eine paritätische Beteiligung von Arbeitgebern und Gewerkschaften in allen Beratungsgremien sowie autonome Umsetzungsprojekte der Tarifparteien zur Qualifizierung betrieblicher und gewerkschaftlicher Funktionsträger. Im Zuge der verstärkten neoliberalen Transformation seit den 1990er Jahren sind die experimentellen Ansätze einer vergesellschafteten Arbeitsforschung jedoch in der Zange zwischen betrieblichen Kostenminimierungsprogrammen einerseits und arbeitsmarktpolitischen Deregulierungsstrategien andererseits kassiert worden.

Leider haben sich auch die strategischen Wissensallianzen zwischen Arbeitsforschern und Praktikern weitgehend verflüchtigt. Hier deuten sich heute erfreulicherweise, wenn auch auf anderer Ebene, neue Ansätze „von unten“ an, wenn man z.B. an die um das gewerkschaftliche Konzept „Gute Arbeit“ gruppierten Diskussionsforen und Initiativen von Arbeitswissenschaftlern und Gewerkschaftern denkt. Hier sind neue Kooperationen zwischen Wissenschaft und Gewerkschaft entstanden und weiter im Entstehen, die sich jetzt schon erkennbar als ein widerständiges und gegentendenzielles Projekt etabliert haben. Dies belegen nicht zuletzt das von Scholz und Martens erwähnte *Forum Neue Politik der Arbeit* und der von der IG Metall initiierte *Arbeitskreis Arbeitspolitik und Arbeitsforschung*.

## **Wirtschaftsdemokratische Zielsetzungen in regionalen, ökologischen und politischen Dimensionen**

Erweiterte gesellschaftspolitische Aktivierungen können den Boden für die Durchsetzung alternativer ökonomischer Entwicklungsformen bereiten, ob es sich um Ansätze nachhaltiger Unternehmenspolitik oder regionaler Strukturpolitik handelt. In dieser Richtung erweiterte wirtschaftsdemokratische Umsteuerungen mit einer öko-sozialen Stoßrichtung müssen als eine gesellschaft-

liche Existenzfrage bewusst gemacht werden. Diese begründet entsprechende Eingriffe des demokratischen Souveräns in die finanzmarktbestimmten Akkumulationsprozesse. Hierbei kommt es darauf an, die repräsentative parlamentarische Demokratie als ein System politischer Spielregeln, wie *Oskar Negt* in seinem einführenden Beitrag, Wolfgang Abendroth zitierend, deutlich macht, zum inhaltlichen Prinzip der gesamten Gesellschaft, zur sozialen Demokratie zu erweitern (2011, 7-13).

## Von nachhaltiger Unternehmenspolitik zu regionaler Strukturpolitik

Die genannten gewerkschaftlichen Strategieansätze stehen allerdings vor dem Problem, die um sich greifenden Shareholder Value-Steigerungen im Interesse einer nachhaltigen und sozial verantwortlichen Unternehmenspolitik zurückzudrängen. Hierbei können öffentliche und genossenschaftliche Eigentumsformen sowie kollektive Beteiligungsformen und Stiftungsbeteiligungen eine förderliche Rolle spielen. Nach *Heinz Bierbaum*, Geschäftsführer des INFO-Instituts Saarbrücken, stehen Wertschöpfungsprozesse mit der Entwicklung arbeitspolitischer Potenziale für erforderliche Prozess- und Produktinnovationen im Mittelpunkt einer nachhaltigen Unternehmenspolitik. Sie schließt Leitgedanken sozialer, regionaler und ökologischer Verantwortlichkeit, einer *Corporate Social Responsibility*, und Kernnormen der *International Labour Organisation* ein (2011, 112-122). Sie gelten auch für das VW-Gesetz, wie *Alexandra-Baum-Ceisig* und *Bernd Osterloh*, Referentin und Vorsitzender des Gesamt- und Konzernbetriebsrats der VW AG, zur erweiterten Mitbestimmung und transnationalen Charta der Arbeitsbeziehungen bei VW darlegen (2011, 123-137). In abgeschwächter Form kommen diese in den Informations- und Konsultationsrechten der *Europäischen Betriebsräte* zum Tragen, die im konzernweiten Vergleich von internen Standards erweiterte Handlungsfelder erschlossen haben – so *Wolfhard Kohte* von der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg (2012, 225-238).

In der Automobilindustrie gewinnt die gewerkschaftliche Einflussnahme auf anstehende Restrukturierungsprozesse eine exemplarische Bedeutung für die regionale Wirtschafts- und Strukturpolitik. So macht *Dieter Knauß*, Bevollmächtigter der IG Metall Verwaltungsstelle Waiblingen, für das Automotive Cluster der Region Stuttgart auf Gefahren aufmerksam, die aus der Exportabhängigkeit sowie technologischen und ökologischen Herausforderungen erwachsen (2011, 170-183). Im Unterschied zu präventiven Stabilisierungsansätzen zur Sicherung von Produktionsstandorten stehen in der maritimen Wirtschaft angesichts ruinöser Verdrängungswettbewerbe industriepolitische Weichenstellungen zur Entwicklung einer überregionalen Verbundwirtschaft aus Hafenwirtschaft, Schiffbau, Zulieferstrukturen, Dienstleistungsangeboten und Hochschuleinrichtungen zur Diskussion. Dafür hat die IG Metall Küste seit den 1980er Jahren immer wieder Konzepte entwickelt, Initiativen ergriffen und Aktionstage durchgeführt. Es wurde darauf geachtet, so *Jutta Blankau*, ehemalige Bezirksleiterin, und *Heino Bade*, Gewerkschaftssekretär, die betriebspolitische Handlungsfähigkeit mit tarifvertraglichen Regelungen und dabei die branchenpolitischen

Aktivitäten mit umweltpolitischen Bündnispartnern in einer wirtschaftsdemokratischen Perspektive zu verknüpfen (2012, 184-193).

## Öko-soziale Fragestellungen mit erweiterten Bündniskonstellationen

In wirtschaftsdemokratischen Konzepten kommen öko-soziale Umbauaspekte bereits in den regional- und strukturpolitischen Initiativen der Gewerkschaften zum Ausdruck, die in ihren wirtschaftsdemokratischen Elementen über wettbewerbspolitische Zielsetzungen hinaus auf nachhaltige Wirkungen zielen. So wurden in Konversionsdebatten der 1980er Jahre gesellschaftlich nützliche Produkte thematisiert – Diskussions- und Handlungsstränge, die in den vergangenen Jahrzehnten zurückgedrängt worden sind. Sie erfahren in neueren Fragestellungen etwa zur Elektromobilität eine Revitalisierung ebenso wie in der ökologischen Ausrichtung des Energieanlagenbaus. Bei der Unterstützung des Ausbaus regenerativer Energien müssen die Gewerkschaften zugleich darauf achten, worauf *Thomas Müller* von der Bezirksleitung der IG Metall Niedersachsen und Sachsen-Anhalt (2011, 155-168) Wert legt, dass Firmen nicht betriebsverfassungsrechtliche Standards unterlaufen oder Entgelte drücken. Gute Beschäftigungs- und Arbeitsbedingungen, eine verstärkte Mitwirkung und Mitbestimmung der betrieblichen und überbetrieblichen Interessenvertretungen sowie eine ökologische Struktur- und Industriepolitik stellen eine wirtschaftsdemokratische, wenn auch nicht widerspruchslöse Einheit dar.

Der arbeitspolitisch unterfütterte Umbau zu einer ressourcensparenden Produktionsweise stellt die kapitalistische Akkumulationsdynamik und die von ihr bestimmten Lebensstile, aktuell etwa in dem kontrovers diskutierten Spannungsfeld von „Wachstumsperspektiven und ökologischer Endlichkeit“, auf den Prüfstand. Den Fallstricken dieser Debatte stellt sich *Kai Burmeister* von der IG Metall Verwaltungsstelle Stuttgart (2011, 140-154). Dabei erkennt er in der Auseinandersetzung um einen fossil-atomaren oder einen regenerativen Energiemix eine Schlüsselentscheidung. Eine zentrale Aufgabe besteht darin, nicht nur wirtschaftsdemokratische Steuerungsformen auf betrieblichen, kommunalen und regionalen Ebenen durchzusetzen, sondern diese mit umweltbewahrenden Finanz-, Wirtschafts- und Technologiepolitiken in einem sozial-ökologischen Reformprojekt zu kombinieren. Hierfür sieht Burmeister Anknüpfungspunkte im Beschluss des DGB-Bundeskongresses vom Mai 2010 *Bündnis für Klima, Umwelt und Arbeit: Wir brauchen einen Green New Deal* und in dem vom UN-Umweltprogramm (UNEP 2009) vorgelegten *Global Green New Deal* in seiner wechselseitigen Durchdringung sozialer, ökonomischer und ökologischer Erfordernisse.

## Wirtschaftsdemokratische Eingriffe als politischer Gestaltungsprozess

Jede auf Demokratisierung der Wirtschaft setzende politische Option steht vor der langfristigen Aufgabe, die gesellschaftlichen Kräfte- und Machtverhältnis-

se grundlegend zu verändern. In diesem Sinne muss nach *Hartmut Meine* und *Uwe Stoffregen* von der IG Metall Bezirksleitung Niedersachsen und Sachsen-Anhalt der demokratisch legitimierte Staat den privaten Akteuren Grenzen setzen – insbesondere auf den Finanzmärkten als „undemokratischen Räumen der Vermögenden und Mächtigen!“ (2011, 16-39, hier 23) Neben der Rückführung des Finanzsektors auf seine Kernfunktionen komme es darauf an, die öffentlich-rechtlichen Sparkassen und Genossenschaftsbanken zu erhalten und Privatisierungen im Öffentlichen Dienst und sonstigen Bereichen abzuwehren. Aktuelle Maßnahmen zur Kontrolle der Finanzmarktkrise sollen durch wirtschaftsdemokratische Aktivitäten auf mehreren Ebenen von Betrieb und Unternehmen, Branche und Region, Staat und EU fundiert werden - hierbei unterstützt durch die gewerkschaftliche Bildungsarbeit (siehe *Carsten Maaß* von der IG Metall Bezirksleitung in Hannover und *Petra Wolfram* vom IG Metall Bildungszentrum Sprockhövel – 2011, 196-213).

Der Dreischritt von mehr Mitbestimmung, pluralen Eigentumsformen und besserer makroökonomischer Steuerung bedarf aber einer institutionalisierten Beteiligung der Gewerkschaften und anderer zivilgesellschaftlicher Organisationen, z.B. in der Form von Wirtschafts- und Sozialräten, worauf *Dierk Hirschel* von ver.di und *Thorsten Schulten* vom WSI in der HBS (2011; 86-97) verweisen. Hiermit gehen erweiterte arbeits- und sozial-, wirtschafts- und finanzpolitische Eingriffe des demokratischen Souveräns einher, der für die Versorgung des Gemeinwesens in einer *mixed economy* aus öffentlichen, genossenschaftlichen und privaten Akteuren verantwortlich zeichnet. Die Größe der Herausforderung wird freilich deutlich, wenn der Finanzwissenschaftler *Rudolf Hickel* von der Universität Bremen (2011, 98-110) bei den Kontroversen um Verstaatlichung oder Vergesellschaftung an eine zurückliegende Definition erinnert, in der es über die „neue Gesellschaftsordnung“ heißt: „Sie wird vor allen Dingen den Betrieb der Industrie und aller Produktionszweige überhaupt aus den Händen der einzelnen, einander Konkurrenz machenden Individuen nehmen und ... für gemeinschaftliche Rechnung, nach gemeinschaftlichem Plan und unter Beteiligung aller Mitglieder der Gesellschaft, betreiben lassen müssen.“<sup>1</sup>

## **Fazit – in der Perspektive von gewerkschaftlichen Handlungserfordernissen**

Für die anstehende Schritte einer wirtschaftsdemokratischen Transformation unter den heutigen gesellschaftlichen Verhältnissen gibt es keinen Masterplan, auch wenn hierfür einzelne Bausteine von der betrieblichen und regionalen bis zur nationalstaatlichen und internationalen Ebene skizziert worden sind. *Hans-Jürgen Urban*, geschäftsführendes Vorstandsmitglied der IG Metall, macht auf die Komplexität dieses vielschichtigen Prozesses aufmerksam, in dem die Gewerkschaften mit zahlreichen Akteuren einer *Mosaik-Linken* zu-

---

<sup>1</sup> Friedrich Engels, Grundsätze des Kommunismus. In: MEW 4, Berlin 1974, S. 370.

sammenwirken müssen (2011, 42-67). Die hierfür erforderliche Veränderung der gesellschaftlichen Kräfteverhältnisse verlangt zweierlei: eigenständige politische Positionierungen und eine wachsende Kooperationsbereitschaft aller Partner – eine sich ansatzweise herstellende, wenn auch noch fragmentierte Konstellation. Es gilt jenseits dogmatisch gesetzter Begrifflichkeiten einer festgeschriebenen Weg-Ziel-Dialektik die in Grundelementen beschriebene politische Ökonomie des gesellschaftlichen und ökologischen Überlebens wie auch der sozialen Solidarität und individuellen Entfaltung in einer zukunftsöffnenden sozial-ökologischen Entwicklungsstrategie durchzusetzen. Dies bedarf einer strategisch orientierten Konfliktfähigkeit im Zuge eines wieder zu erlangenden Primats demokratischer Politik, die einen wirtschaftsdemokratischen Alternativentwurf zur finanzmarktorientierten Ökonomie auf die Tagesordnung setzt (*Helga Schwitzer* und *Hans-Jürgen Urban*, 2011, 7f.). Hierauf geht *Oskar Negt* mit einer sozial-ökologischen Stoßrichtung grundsätzlich ein, den ehemaligen Verfassungsrichter *Ernst Wolfgang Böckenförde* zunächst zitierend, der gegenüber dem ausgreifenden Besitzindividualismus und unbegrenzten Erwerbsinteresse einen gesellschaftlichen Ordnungs- und Handlungsrahmen für die Nutzung der Güter dieser Erde im Interesse aller setzt, dann aber Marx selbst visionär zu Wort kommen lässt: „Vom Standpunkt einer höhern ökonomischen Gesellschaftsformation wird das Privateigentum einzelner Individuen am Erdball ganz so abgeschmackt erscheinen, wie das Privateigentum eines Menschen am andern Menschen. Selbst eine ganze Gesellschaft, eine Nation, ja alle gleichzeitigen Gesellschaften zusammengenommen, sind nicht Eigentümer der Erde. Sie sind nur ihre Besitzer, ihre Nutznießer, und haben sie als *boni patres familias* (Gute Familienväter) den nachfolgenden Generationen verbessert zu hinterlassen.“<sup>2</sup>

Das Aufwerfen der Frage nach wirtschaftsdemokratischen Alternativen unter den gegenwärtig sich zuspitzenden sozialen, ökonomischen und ökologischen Krisenbedingungen eröffnet weiter reichende Perspektiven gesellschaftlicher Transformation. Auch das ist, neben den vielen konkreten Anregungen, eine Lehre der vorliegenden Bände.

---

<sup>2</sup> Karl Marx, *Das Kapital*. Dritter Band. In: MEW 25, Berlin 1964, S. 784.

Jan Rehmann/Thomas Metscher

## Betr. Ideologietheorie – ein Briefwechsel

### Im Anschluss an Thomas Metschers Beitrag in Z 90

*Thomas Metscher hatte in Z 90 (Juni 2012, S. 66-79) in seinem Beitrag „Der Komplex Ideologie“ u.a. eine „Kritische Notiz zum Projekt Ideologietheorie (PIT)“ eingefügt. Jan Rehmann, einer der früheren Mitarbeiter und Autoren des PIT, reagierte mit einem Brief an Thomas Metscher, den wir zusammen mit der Antwort von Thomas Metscher auf Anregung beider Autoren gerne veröffentlichen.*

(Redaktion)

5. Oktober 2012

Lieber Thomas Metscher,

erst jetzt habe ich Ihren Aufsatz zum „Komplex Ideologie“ in der Zeitschrift „Z“ gelesen und mir auch gleich das zugrundeliegende Buch *Logos und Wirklichkeit* besorgt. Ich habe mich sehr gefreut über die Differenziertheit, mit der Sie sich dem Komplex des Ideologischen annähern und die freundliche Sachlichkeit, in der Sie sich mit dem Ansatz des *Projekts Ideologietheorie (PIT)* auseinandersetzen, einschließlich meiner weiteren Arbeiten zum Thema. Wir hätten schon früher die Gelegenheit nutzen sollen, über unsere Gemeinsamkeiten und Unterschiede zu debattieren. Dass es dazu nicht gekommen ist, liegt sicherlich an mir. Ich habe für meine *Einführung in die Ideologietheorie* zwar Erich Hahns und Werner Seppmanns Einwände berücksichtigt, nicht aber Ihre Position. Dies liegt vermutlich daran, dass ich Sie immer nur als maßgeblichen „Kulturtheoretiker“ wahrgenommen und – im Rahmen unserer internen Arbeitsteilung – aus meinem Gesichtskreis ausgeklammert habe. Eine Rechtfertigung ist dies natürlich nicht. Ich werde versuchen, mein Versäumnis bei der englischen Ausgabe meiner *Einführung* wieder gutzumachen – das Buch ist noch nicht im Satz.

Überrascht bin ich zunächst vom hohen Grad der Übereinstimmungen. Denn zum einen suchen Sie nach einem Ideologiebegriff, der über Bewusstseinsformen hinaus auch soziale Institutionen, Vergesellschaftungsformen, psychische Dispositionen, Alltagspraxen, auch gesellschaftlich Unbewusstes umfasst – Sie nennen es ähnlich wie das PIT einen „Komplex des Ideologischen“. Zum anderen geben Sie – anders als Erich Hahn und neuerdings erstaunlicherweise auch der von mir geschätzte David Salomon (in M 2012, 104) – deutlich zu erkennen, dass der Ideologiebegriff „seiner Geschichte nach“ (und das heißt wohl v.a. bei Marx und Engels) ein *kritischer* Begriff ist, weshalb Sie Lenins neutrale Begriffsverwendung nicht mehr verwenden würden (M 2012, 67, A3). Daher argumentieren Sie – ganz im Sinne der *Deutschen Ideologie* –, dass Ideologie

„historisch-genetisch an Arbeitsteilung und Klassenverhältnisse gebunden“ ist; und auch innerhalb der Klassengesellschaften ist nicht alles Bewusstsein ideologisch (z.B. in Wissenschaft und Kunst), sondern kann sich durch kritische Selbstreflexion vor ideologischer Indienstnahme schützen (M 2012, 67). Sehr unterstützen möchte ich, dass Sie den Marxismus, wenngleich er immer auch in die ideologischen Formen seiner Zeit eingebunden ist, aufgrund seiner Fähigkeit zur kritischen Selbstreflexion als epistemologische Kritik an „jeder sich ideologisch setzenden Weltanschauung und Theorie“ verstehen (M 2012, 69).

Es war gerade diese Kombination von materialistischem (sozialwissenschaftlich orientiertem) und kritischem Ideologiebegriff, die den ideologietheoretischen Ansatz des PIT sowohl von Althusser als auch von Stuart Hall unterschieden hat. Ersterer behauptete unter Berufung auf die lacansche Psychoanalyse eine „Ewigkeit“ der Ideologie im Allgemeinen und verblieb damit in gewissem Sinne auch innerhalb des „neutralen“ Ideologieparadigmas des Marxismus-Leninismus, zweiterer interpretierte Gramscis Ideologiebegriff ebenfalls „neutral“ als „mentalen Rahmen“ für verschiedene Klassen. Diese Gramsci-Interpretation ist weit verbreitet, und das zeigt sich auch in Ihrer Auffassung, Gramscis Ideologiebegriff bezeichne die materielle Existenzweise, soziale Funktion und Verkörperung von Bewusstsein (M 2012, 73). Ich renne schon seit einiger Zeit gegen diese Lesart an (auch gegenüber der früheren Interpretation durch das PIT), da ich sie für einseitig halte: sie verdrängt den kritischen Ideologiebegriff, den Gramsci v.a. von Labriola übernommen hat und den er parallel zu seinem „positiven“ Begriff organischer Ideologien durchgängig benutzt – v.a. als Gegenbegriff zur „Philosophie der Praxis“, aber auch im Hinblick auf das Alltagsbewusstsein, passive Revolution, Korporatismus, Puritanismus. Da Sie selbst an einem kritischen Ideologiebegriff festhalten wollen, müssten Sie sich eigentlich für diese bemerkenswerte (wenn auch nur wenig bemerkte) ideologiekritische Seite bei Gramsci interessieren.

Bevor ich zu Ihrer expliziten PIT-Kritik gelange, möchte ich über ein methodisches Problem sprechen, mit dem ich mich selbst beim Schreiben meiner *Einführung* mit einigen Schwierigkeiten herumgeschlagen habe: gehören der von Marx kritisierte „Fetischismus“ der Ware, des Geldes, des Lohns, des Kapitals, des Zinses und die entsprechenden „objektiven Gedankenformen“ in den Ideologiebegriff hinein oder bilden sie sozusagen den Unterbau, die Rohstoffbasis und den Resonanzboden des Ideologischen? Philologisch ist das nicht leicht zu entscheiden: einerseits verwendet Marx den Ideologiebegriff nicht im Zusammenhang mit seinen Fetischismusanalysen, andererseits arbeitet er durchgängig mit der Analogie der religiösen Verkehrung, bis zu dem Punkt, dass er schließlich in *Kapital* III. im Zusammenhang mit den Mystifikationen der „Trinitarischen Formel“ den bedeutsamen Begriff einer „Religion des Alltagslebens“ einführt.<sup>1</sup>

Da ich mich in meinem Buch für eine neue Vermittlung der Traditionen der Ideologiekritik und der Ideologietheorie interessiere, habe ich gerade an dieser

---

<sup>1</sup> Der Begriff stammt entgegen Ihrer Annahme nicht von Gramsci (M 2012, 78).



Stelle einen Dialog organisiert, und zwar zwischen der PIT-Position und der von Sebastian Herkommer (R 2008, 44-5), die nach meinem Verständnis der Ihrigen recht nahe kommt: während nach Haug die von Marx analysierten „objektiven Gedankenformen“ selbst noch keine Ideologie sind, da sie nicht „von oben“ über ideologische Apparate geregelt werden, betrachtet Herkommer die mystifizierten Gedankenformen als „erste Stufe“ der Ideologie, die dann von den ideologischen Apparaten weiterverarbeitet werden. Ich sah bei Herkommers Argumentation die Gefahr eines erneuten Reduktionismus, bei dem die Weiterverarbeitung durch die ideologischen Mächte nur gradualistisch als „Potenzierung“, „Erweiterung“, „Verstärkung“ etc. konzipiert wurde, während ich andererseits gegenüber einer ausschließlichen Bindung des Ideologiebegriffs an die ideologischen Mächte zu Bedenken gab, dass damit gerade das von Haug hervorgehobene „*Do it yourself* der Ideologie“ im Alltag begrifflich nicht gefasst ist.

Ich selbst schlug dann vor, die Frage nach der terminologischen Eingrenzung des Ideologiebegriffs offen zu lassen und die Verzahnung und Vermittlung von ideologischen Apparaten/Feldern und „objektiven Gedankenformen“ ins Zentrum der Untersuchungen zu rücken: „Entscheidend ist nicht, wie genau die terminologische Abgrenzung vollzogen wird, sondern die Entwicklung einer Untersuchungsmethode, die die verschiedenen Seiten des Wirkungszusammenhangs nicht reduktionistisch aufeinander bezieht.“ (R 2008, 45) In diesem Sinne habe ich auch die Warenästhetik, obwohl sie sich parasitär zu jeder *spezifischen* Ideologie verhält, als „ideologieförmige Macht“ behandelt.

Ich berichte dies, weil ich anders als Sie in der Frage der genauen Abgrenzung des Ideologiebegriffs auch keine gewichtige theoretische Kontroverse zwischen uns entdecken kann. Sie betrachten den Warenfetisch, die Idole des Markts und Fetische des Alltagslebens als „Elementarformen des Ideologischen“ bzw. als „ideologische Elementarmächte“, die die Arbeit der ideologischen Mächte (Staat, Recht, Religion, Bildung etc.) „fundieren und ergänzen“ (M 2012, 74f). Da es mir v.a. um einen Brückenschlag zwischen unterschiedlichen Ausprägungen des kritischen Ideologiebegriffs geht, halte ich dies für *eine mögliche terminologische Entscheidung*. Man könnte sie interpretieren als Versuch, den umfassenden Verdinglichungsansatz in Lukács' *Geschichte und Klassenbewusstsein* mit dem Anliegen der „ideologietheoretischen Wende“ der 1970er und 80er Jahre zu vermitteln. Ob die ideologische Vergesellschaftung ihren „Ursprung“ immer in „Basisprozessen“ und ihren warenästhetischen Erscheinungen hat, was Sie im Begriff der „ursprünglichen“ Vergesellschaftung“ zum Ausdruck bringen (M 2012, 75), möchte ich dahingestellt lassen. Ähnlich wie bei der entgegengesetzten Vorstellung, bei der es so aussieht, als stellte das „*Do it yourself* der Ideologie“ im Alltag nur eine Ablagerung organisierter Ideologien dar, hätte ich erhebliche Zweifel, ob man dies überhaupt allgem. theoretisch vorentscheiden kann. Engels' Hinweis auf permanente Wechselwirkungen scheint mir da zutreffender. Zu vermeiden wäre jedenfalls die Vorstellung, das Ideologische wüchse sozusagen organisch aus den mystifizierten „objektiven Gedankenformen“ heraus und würde dann von den ideologischen Mächten lediglich „ausgedrückt“, allenfalls modifiziert. Dies wäre ein reduktionistisches Denkmodell, bei

dem das Ideologische der „ideologischen Mächte“ wieder nur als Manifestation der „ideologischen Elementarmächte“ fungierte, so dass die Erforschung der „idealistischen Superstrukturen“ (Marx), ihrer Apparate, Formen, Intellektuellen, Praxen und Rituale sich im Grunde erübrigte.

Dies ist sicherlich nicht Ihre Intention. Aber warum ist es nicht ebenso möglich, den Zusammenhang zwischen den mystifizierten „objektiven Gedankenformen“ der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaften und der ideologischen Vergesellschaftung „von oben“ in einer anderen terminologischen Anordnung zu bearbeiten? Wenn das PIT anknüpfend am späten Engels den Begriff des Ideologischen mit den aus der Gesellschaft herausgehobenen „ideologischen Mächten“ verbindet, verwendet es ihn bewusst als eine *analytische* Kategorie, die eine begrenzte Schneise durch die widerprüchliche Gemengelage der empirischen Vergesellschaftungsformen schlägt. Beansprucht ist ja gerade *nicht*, mit einem solchen Ideologiebegriff die Gesamtheit des Alltagsbewusstseins oder auch nur seiner mystifizierenden Anteile zu erfassen. Thematisiert ist nur *eine* Dimension, die mit anderen Dimensionen, z.B. denen der „horizontalen Selbstvergesellschaftung“, des Kulturellen, des Proto-Ideologischen, der fetischisierten Verarbeitungsformen im Alltagsverstand, der Warenästhetik etc., in komplementären oder widersprüchlichen Wechselbeziehungen steht. Ob ich mir nun vornehme, den Wirkungszusammenhang in dieser Terminologie oder in der von Ihnen vorgeschlagenen terminologischen Anordnung ideologische Elementarformen/Elementarmächte – ideologische Mächte zu bearbeiten, macht für sich genommen noch keinen *theoretischen* Unterschied aus.

Wenn Sie also das PIT dafür kritisieren, es reduziere den „komplexen“ Begriff der Ideologie (d.h. Ihren eigenen) auf *einen* seiner Aspekte, auf den einer Vergesellschaftung „von oben“, müssten Sie aufzeigen, warum und inwiefern diese engere Bestimmung nicht geeignet ist, um das von Ihnen vorgeschlagene Untersuchungsproblem, den (widersprüchlichen) Zusammenhang zwischen mystifizierten Gedankenformen und ideologischen Apparaten, zu erfassen. Mit der Entscheidung, beide unter den Begriff der „ideologischen Vergesellschaftung“ zu subsumieren, lösen Sie ja noch keineswegs das Problem, wie diese Verzahnung sich vollzieht. Warum also sollte es verfehlt sein, das widersprüchlich überdeterminierte Empirische analytisch in verschiedene „abstrakte“ Dimensionen auseinanderzulegen, um anschließend ihre Überlagerungen, wechselseitigen Durchdringungen im Konkreten zu untersuchen?

Statt dies forschungsstrategisch zu erklären, zeitigt Ihre explizite PIT-Kritik eine Reihe von Missverständnissen. Es ist z.B. nicht zutreffend, dass die ideologische Vergesellschaftung beim PIT zu einem „rein *negative[n]*“ Begriff“ wurde, der lediglich Prozesse der Subordination und Entfremdung bezeichnet (M 2012, 78). Ein *kritischer* Begriff im marxschen Sinne ist ja dank der ihm innewohnenden Dialektik nicht dasselbe wie ein „rein negativer“! So haben die Staatskritiker Marx und Engels z.B. den Staat, auf dessen „Absterben“ im Kommunismus sie setzten, zugleich als transitorische Notwendigkeit in Klassengesellschaften verstanden. Nahezu alle spezifischen PIT-Begriffe bezeu-

gen, dass es sich beim Ideologischen keineswegs um ein „rein negatives“ Phänomen handelt: die von Freud übernommene Kategorie der *Kompromissbildung*, bei der gegensätzliche Kräfte (z.B. das Über-Ich und die verdrängten Triebwünsche des Es) kompromisshaft in einem Symptom verdichtet werden, die „antagonistische Reklamation des Gemeinwesens“, bei der dieselben ideologischen Instanzen und Werte von den antagonistischen Klassen und Gruppen jeweils entgegengesetzt ausgelegt und in Anspruch genommen werden, die immer wieder betonte Möglichkeit, dass subalterne Klassen und fortschrittliche Bewegungen ideologische Werte auch gegen die herrschende Ordnung „anrufen“ können. Die Dialektik des Ideologischen, die Sie als Verschränkung von Wahren und Falschem beschreiben (M 2012, 71), fassten wir dahingehend, dass es kompensatorisch zur Herrschaftsreproduktion nur beitragen kann, indem es, wie verschoben auch immer, auch die Befreiung von Herrschaft „bedeutet“. Um wirksam zu sein, muss es ein Stück Bezug aufs „Gemeinwesen“ enthalten, wenn auch in verkehrter oder verschobener Weise. Daraus folgt eine neue Aufgabenstellung der Ideologiekritik, nämlich die im Ideologischen repräsentierten Gemeinwesenfunktionen zu entziffern, herauszulösen und für die Entwicklung alternativer gesellschaftlicher Handlungsfähigkeit zurückzugewinnen. Angewandt auf die Religion, bedeutet dies z.B., dass eine Religionskritik mit dem „Hinterland“ einer Ideologietheorie (Haug) nicht mehr den Nachweis versuchen sollte, dass die Religion als Ganzes ein „verkehrtes Bewusstsein“ oder „Opium des Volks“ ist. Vielmehr geht es um die analytische Aufgabe, die sozialen Antagonismen und Kämpfe im religiösen Feld zu entziffern und die emanzipatorischen Gehalte freizusetzen.

Kann es sein, dass Sie im Abschnitt zur PIT-Kritik unter der Hand wieder zu einem „neutralen“ Ideologiebegriff übergewechselt bzw. zurückgegangen sind? Von diesem aus gesehen wäre aber auch Ihr eingangs eingeführter kritischer Ideologiebegriff mit seiner Elementarform des Warenfetischs ein „rein negativer“. Dem PIT vorzuwerfen, sein Begriff des Ideologischen weise eine „omnihistorische, statische Struktur“ auf (M 2012, 78), verwechselt offenbar die Gesamt-Geschichte mit der Geschichte staatlich verfasster Klassengesellschaften. Das PIT selbst hat jedenfalls die Vorstellung einer Omnihistorizität der Ideologie durchgängig kritisiert, nicht nur gegenüber dem ML, sondern auch gegenüber Stuart Hall, Althusser und der Wissenssoziologie. Gegenüber der Gefahr, die eigenen Kategorien des „Vertikalen“ und „Horizontalen“, des „Von-Oben“ und des „Von-Unten“ zu empirischen Identitäten zu verdinglichen, hat es immer wieder darauf hingewiesen, dass es sich lediglich um abstraktiv herausgefilterte Dimensionen handelt. Ich sehe nicht, warum unter diesen Bedingungen historische Differenzierungen nicht mehr als „qualitative“ möglich sein sollen (M 2012, 78). Wenn Sie das PIT wegen seiner „utopistischen Konstruktion“ einer kommunistischen Perspektive kritisieren, die auf horizontaler Vergesellschaftung basiert (ebd.), stellt sich die Frage, ob Sie diese Kritik nicht ehrlicher Weise gegen Marx und Engels und ihre Perspektive einer freien Assoziation freier Individuen richten müssten. Auch in diesem Zusammenhang haben wir vorsichtig darauf hingewiesen, dass es sich hier um einen heu-

ristischen Grundsatz der Analyse und nicht um eine empirische, geschweige denn „realpolitische“ Voraussage handelt (z.B. R 2008, 153). Tatsächlich gibt es hier eine empfindliche Lücke bei Marx und Engels, nämlich dass sie die Perspektive einer klassenlosen, herrschafts- und staatsfreien Gesellschaft betonen, *ohne* gleichzeitig Transformationsstrategien zur Demokratisierung des Staates zu entwickeln. Dass dies eine gefährliche Schwachstelle darstellte, die sogar zum Einfallstor des Stalinismus werden konnte, haben sowohl Poulantzas als auch Haug herausgearbeitet.

Erstaunt hat mich Ihr Vorwurf, das PIT konstruiere einen undialektischen strukturellen Gegensatz zwischen Ideologie und Kultur und könne daher nicht berücksichtigen, dass Prozesse kultureller Bildung sich in ideologischer Form vollziehen (M 2012, 78f). Dabei war in diesem Zusammenhang nie von der Institution (oder dem soziologischen Feld) der „Kultur“ die Rede, sondern vom „kulturellen Moment“. So spricht Haug auch jüngst in der *Kulturellen Unterscheidung* vom „kulturellen Moment“, bzw. dem „kulturschöpferischen Moment“, der „Quellform der Kultur“ oder dem „Kulturellen in der Kultur“, und gemeint ist eine schöpferische, nach Lebensgenuss strebende Dimension, die nicht in der ideologischen Form aufgeht (obwohl auch sie permanent ideologisch überformt wird), sondern auf einer „anthropologischen Basisebene“ angesiedelt ist (H 2011, 40, 44ff). Dagegen kann schon an der lateinischen Wortgruppe *cultura/colere* abgelesen werden, wie die *Kultur* in und nach der neolithischen Revolution von der *Agrikultur* in die Stadt wandert (parallel zum landwirtschaftlichen Mehrprodukt, das den Bauern abgepresst wurde) und dort gegen ihren ländlichen Ursprung, gegen den „barbarischen“ und ungebildeten *rusticus* gewandt wird (ebd., 65f). Von nun an vollzieht sich die Kultur in ideologischen Formen, ohne jemals darin aufzugehen. Wo genau wäre hier die theoretische Kontroverse zwischen Haug und Metscher?

Ich kann jetzt nicht alle weiteren Punkte durchgehen. Dass z.B. das PIT die „Dialektik des Ideologischen“ als kompromisshafte Verdichtung von Fremdvergesellschaftung und Gemeinwesenbezug bestimmte, während Sie den gleichen Begriff als Verklammerung von „Wahrem“ und „Falschen“ definieren (M 2012, 71), verweist darauf, dass wir über das Verhältnis zwischen Ideologietheorie und einer historisch-materialistischen Erkenntnistheorie debattieren müssten. Ein gemeinsamer Ausgangspunkt könnte vielleicht sein, dass Sie selbst die ideologische „Verkehrung“ des Bewusstseins von der Frage seiner „Wahrheit“ methodisch trennen, so dass komplexe Ideologien „Wahrheit in verkehrter Form [...] enthalten“ und es darum gehen muss, die Wahrheit „der Form der Verkehrung abzurufen“ (M 2012, 70).

Ich bin zuversichtlich: Wenn es uns gelänge, die Missverständnisse zwischen unseren Ansätzen auszuräumen bzw. in Forschungsfragen zu verwandeln, würden sowohl die theoretischen Übereinstimmungen als auch die verbleibenden Unterschiede klarer hervortreten. Ich glaube, wir sollten in unserer Diskussion versuchen, terminologische Fragen und Fragen der theoretischen *Begriffsbildung* klarer voneinander zu unterscheiden. Die Verwendung eines

„kritischen“ oder „neutralen“ Ideologiebegriffs ist in meinem Verständnis z.B. eine grundlegende *begriffsstrategische* Frage, da sie schon im Ansatz bestimmt, wonach man bei der Ideologie überhaupt sucht. Das gleiche gilt für die Frage, ob man unter Ideologie nur Bewusstseinsformen oder auch die ihnen zugrunde liegenden „materiellen“ gesellschaftlichen Anordnungen begreift – an diesem Punkt unterscheidet sich z.B. ein ideologietheoretischer Ansatz, wie man ihn in nuce bei Marx und Engels finden kann, von der traditionellen Ideologiekritik eines „Priestertrugs“. Aber die Frage, wo und wie man *innerhalb* des gemeinsamen Feldes einer materialistischen und ideologiekritischen Methode den Umfang des vom Ideologiebegriffs Bezeichneten bestimmt, ist m.E. eine Frage der Terminologie, die man nicht überbewerten sollte. Hier käme es auf die Fähigkeit und Bereitschaft an, unterschiedliche „Sprachen“ ineinander zu übersetzen. Dass dies nicht im Verhältnis 1:1 geht, ist ja kein Beinbruch, sondern macht das Interessante theoretischer Debatten aus.

Herzliche und solidarische Grüße  
*Jan Rehmann*

15. Oktober 2012

Lieber Jan Rehmann,

über Ihren Brief habe ich mich sehr gefreut – und das aus zwei Gründen. Zum einen manifestiert sich in ihm eine unter Linken selten gewordene Kultur des kritischen Dialogs, die, ohne die Differenzen zu negieren, auch nach dem Gemeinsamen und Verbindenden der unterschiedlichen Positionen fragt, den Anderen nicht als geheimen Gegner, sondern als in den Zielen Gleichgesinnten ansieht – als Mit-Streitenden in gemeinsamer Sache. Aus einer solchen Haltung heraus formuliert, wird auch die Kritik dort solidarisch bleiben, wo sie Unterschiede der Auffassung benennt. Ich hoffe, daß auch meine Antwort diesem guten Geist entspricht.

Noch in einem zweiten, sehr konkreten Sinn habe ich mich über Ihren Brief gefreut. Denn es ist nun fast dreißig Jahre her, daß ich eine erste Kritik an der ideologietheoretischen Konzeption Haugs und des PIT veröffentlichte, im Argument unter dem Titel „Ideologie, Literatur, Philosophie. Anmerkungen zu einer *innermarxistischen* Kontroverse“ (M 1983). Das ‚innermarxistisch‘ hatte damals durchaus einen strategischen Sinn; es wendete sich gegen Bestrebungen im eigenen Hause, Das Argument aus dem Marxismus auszugrenzen. Meine Position zu Haug war damals meiner heutigen sehr ähnlich. Viele seiner Arbeiten schätze ich als Werke hohen analytisch-theoretischen Niveaus, viele seiner Auffassungen teile ich mit Widerspruch in Fragen des Details (so auch die eines ‚pluralen Marxismus‘), bei anderen habe ich sehr grundlegende Einwände – so eben bei seiner Auffassung zu Ideologie, Literatur, Philoso-

phie, die ich damals behandelte. Meine Kritik am PIT habe ich noch mehrfach vorgetragen: in einer zusammen mit Robert Steigerwald verfaßten Arbeit von 1982, in einem Beitrag zur verrufenen Argument-Kritik von 1984 (M 1984) (der Band hatte im Konzept seiner Herausgeber nie das Ziel, ‚das Argument fertigzumachen‘, wie vielfach kolportiert; er war die Antwort auf Kritiken an Positionen, die Verfasser des Bandes vertraten, also eine kritische Reaktion auf Kritik und in den zentralen Beiträgen auch in diesem Sinne verfaßt). Zuletzt habe ich das Ideologieproblem in einem Buch von 2010 behandelt (M 2010). Der Artikel in Z resümiert das in dem Buch sehr viel ausführlicher Gesagte. Auf alle diese Kritiken war meines Wissens nie eine Antwort erfolgt. Auch im Literaturverzeichnis der Ideologieartikel im HKWM taucht mein Name nicht auf. Ich mußte schließen, daß meine Kritik nie rezipiert wurde – das ist nicht als Klage oder Anklage gemeint, ich konstatiere allein einen Tatbestand. Um so überraschter – und um so mehr erfreut – war ich, als ich jetzt Ihren Brief erhielt. Nicht nur erfreut mich die darin ausgedrückte Wertschätzung meiner Versuche, mehr noch das theoretische Niveau Ihrer kritischen Einwände und der solidarische Geist, der aus ihm spricht.

Die Ideologietheorie, da haben Sie recht, ist nie mein Arbeitsschwerpunkt gewesen. Dieser liegt neben literaturwissenschaftlicher Arbeit auf Ästhetik und Kunsttheorie, angeschlossen die Theorie der Kultur. Zur Ideologietheorie wurde ich von der Sache her getrieben. Wenn man Kunsttheorie materialistisch betreiben will, kommt man am Ideologieproblem nicht vorbei. So ist dann aber auch von der Arbeitsökonomie her die Ideologietheorie für mich immer ein Nebenschauplatz geblieben, dem gleichwohl in meinem theoretischen Selbstverständnis eine große Wichtigkeit zukommt. Das hatte freilich zur Folge, daß ich, aus banalen Gründen der Zeit, wichtige Texte nicht oder nicht mit gebührender Sorgfalt studiert habe. So wurde mir bei der Lektüre Ihres Briefs klar, daß ich das eine Buch, das ich ganz sicher gründlichst hätte lesen sollen, nicht angemessen rezipierte, und das ist Ihr Buch zur Ideologietheorie. (Ein anderes, das fehlt und dessen Erarbeitung in jede systematische Ideologietheorie gehört, ist die späte Ontologie von Lukács, und es fehlt aus dem gleichen Grund.) Ihr Buch habe ich ‚angelesen‘, auch daraus zitiert, fand dann aber nicht die Zeit, es systematisch durchzuarbeiten. Möglicherweise hätte ich dann den einen oder anderen Punkt meiner Kritik, manche Argumente in Ihrem Brief legen es nahe, korrigieren müssen. Diese ‚Schuld‘ gestehe ich ein und will geloben, Ihr Buch genauestens zu lesen, bevor ich mich wieder systematisch mit Ideologietheorie befasse. In dieser Antwort freilich muß ich mich noch auf den Text-Corpus beschränken, der auch meiner zuletzt geäußerten Kritik zugrunde lag. Es sind dies die im Argument erschienenen Publikationen zum Thema, die Artikel zu Ideologie im HKWM, Haugs Elemente einer Theorie des Ideologischen, seine Kulturelle Unterscheidung (in Teilen gelesen) sowie diverse kleinere Arbeiten (auch aus Ihrer Feder), die sämtlich in der Bibliographie meines Logos-Buchs (M 2010) verzeichnet sind. Mit der Ausnahme Ihres Buchs ist damit aber wohl das Wesentliche der PIT-Position erfaßt; zumindest so viel, um darauf eine Kritik (die ja in meinem Verständnis von ihrem Charakter her immer auch korrigierbar ist), gründen zu können.

Seit meiner ersten Publikation dazu ist meine Kritik am PIT in den Kernargumenten die gleiche geblieben – mit einer nicht unwesentlichen Ausnahme. Den ‚neutralen‘ Ideologiebegriff (wie Sie ihn nennen), den ich noch in meiner Arbeit von 1984 verteidigt hatte, vertrete ich jetzt nicht mehr: Ideologie ist heute auch für mich ein im Wesentlichen kritischer Begriff. Dies aus folgenden Gründen.

So halte ich theoretisch-argumentativ wie politisch einen kritischen Begriff von Ideologie, wie ihn ja auch die *Deutsche Ideologie* exponiert, für unverzichtbar. Ideologie ist von positivem Wissen (so auch wissenschaftlichem Wissen) und ‚richtigem Weltbewußtsein‘ zu unterscheiden. Der Begriff bezeichnet auch dort, wo er dem Bewußtseinsgegenstand ‚Wahrheit‘ nicht abspricht, den Tatbestand einer Deformation oder Verkehrung wie auch das Ideologische als Vergesellschaftungsform, wie immer gefaßt, das Moment der Deformation (‚Entfremdung‘) notwendig einschließt. Nur mit einem kritisch akzentuierten Ideologiebegriff kann ich die Arbeit der Kritik leisten, die von marxistischer Theorie gefordert ist. Die Frage des Ideologiebegriffs, kritisch oder neutral, ist nicht zuletzt auch eine ganz pragmatische Frage – eine solche der Pragmatik der Argumentation. Ich kann argumentativ nicht mit zwei Ideologiebegriffen arbeiten, einem neutralen und einem kritischen, wenn ich verständlich über Ideologie reden will. Dies führt unausweichlich zu Unklarheiten meiner Argumentation. Der neutrale Ideologiebegriff universalisiert in einer Weise, daß die Trennschärfe des kritischen Begriffs, ja seine analytisch-kritischen Potentiale verloren gehen. Seinen Inhalt, wie von Lenin und dem späten Lukács entwickelt, teile ich durchaus, nur sollte er mit einem anderen Begriff als dem der ‚Ideologie‘ bezeichnet werden; warum nicht, statt Sozialismus als „Ideologie des proletarischen Klassenkampfes“ (Lenin, Werke 6, 155): Sozialismus als *praktische Weltanschauung* des Proletariats?

In diesem Punkt besteht fraglos eine Gemeinsamkeit unserer Positionen, auch dann, wenn meine Begründungen nicht in allem Ihre Zustimmung finden sollten, und ich stimme Ihnen zu, daß sie forschungsstrategische Bedeutung besitzt. Meine Positionsverschiebung ergab sich zu allererst aus der konkreten Arbeit mit ideologischen Materialien, es ist aber auch richtig zu sagen, daß ich in ihr vom PIT gelernt habe.

Für das weitere Gespräch halte ich es für wichtig, gerade auch, wollen wir nach dem Gemeinsamen wie dem Trennenden fragen, mich auf die Gesichtspunkte zu konzentrieren, die für mich die Hauptproblemfelder der von Ihnen bzw. vom PIT vertretenen Theorie bilden.

1. Ich möchte bei dem ansetzen, was Sie ein „methodisches Problem“ nennen, was aber für mich weit mehr als ein nur methodisches ist: die Frage, ob die „objektiven Gedankenformen“ in den Ideologiebegriff hineingehören oder nicht. Unter ‚objektiven Gedankenformen‘ verstehe ich (an Haug anschließend) strukturell determinierte Denk- oder Bewußtseinsformen, „die dem praktischen Verhalten in bestimmten Verhältnissen entspringen und denen bestimmte Praxisformen entsprechen“ (HKWM 2, 589). Sie selbst formulieren das Problem mit Blick auf die Fetischismusanalysen. Es stellt sich aber nur,

wenn man das Ideologische, wie im PIT geschehen, als ‚Vergesellschaftung von oben‘ versteht und der ‚Vergesellschaftung von unten‘ (‚horizontale Vergesellschaftung‘, vulgo Kultur) entgegensetzt. Wenn man, wie ich es vorschlage, den Ursprung des Ideologischen in Basisprozessen aufsucht, folglich Warenfetisch, Idole des Markts und Fetische des Alltagslebens als Elementarformen des Ideologischen bzw. ideologische Elementarmächte begreift, stellt sich das Problem nicht. Die „spontanen, unwillkürlichen Bewußtseinsformen“ (Haug, ebd.) – ‚objektiven Denkformen‘ – gehören in dieser Betrachtung von Beginn an organisch dem Ideologischen zu – wie auch das *Unbewußte* als weitere Komponente in die Elementarformen des Ideologischen gehört. An dieser Stelle kann man sehr deutlich den Zusammenhang von ‚Bewußtsein‘ und ideologischer Vergesellschaftung demonstrieren (wie auch den Zusammenhang von Bewußtsein und Unbewußtem im Prozeß der Vergesellschaftung selbst). Es geht hier also, in meiner Sicht, um mehr als „terminologische Entscheidungen“; es ist dies der Dreh- und Angelpunkt meines Ideologieverständnisses. Ich bin, mit Haug und Ihnen, durchaus der Ansicht, daß man sinnvoll das Ideologische, in einem bestimmten Umfang zumindest, als „ideelle Vergesellschaftung“ verstehen sollte (H 1993, 72), doch aber als eine solche, die sich *in primärer Form von unten nach oben vollzieht* (wenn man die Metapher des ‚Unten und Oben‘ übernimmt). Ich meine auch, daß dies die Auffassung von Marx war. So ist die Religion, wie ich ihn lese, zwar das Ergebnis bestimmter gesellschaftlicher Verhältnisse (‚der Sozietät‘), solcher der Entfremdung; sie wird aber von den tätigen Menschen, als Reaktion auf diese Verhältnisse, produziert: Sie ist „Seufzer der bedrängten Kreatur“. Sie ist also, wie bewußtlos auch immer, *Verarbeitungsform der Erfahrung entfremdeten Lebens*, tritt nicht von außen oder oben in dieses hinein (das wäre schließlich ein Modus der Priestertrugstheorie). Zugleich ist sie „Opium“: illusionäre Befriedigung und wird als solche von der ideologischen Macht Religion institutionell ausgearbeitet und organisiert. Religion als ‚Vergesellschaftung von oben‘ tritt so als historisch-genetisch Zweites hinzu; zu welchem historischen Zeitpunkt, wäre religionshistorisch festzustellen. – Dies ist ein Versuch der Rekonstruktion, der vielleicht nicht in allen Punkten mit dem Ihren übereinstimmt. So überließe Sie mir freundlich einen noch unveröffentlichten Aufsatz zur Religion (R 2012), der mich bei der ersten Lektüre sehr beeindruckte; wir sollten, in Fortführung unseres Gesprächs, unsere Argumentation vergleichen, das Gemeinsame und das Trennende wären so am konkreten Beispiel zu erörtern.

In der Frage der ‚ersten Stufe‘ der Ideologie stimme ich, wenn ich es recht sehe, mit Herkommers Position überein. Auf der anderen Seite aber unterschätze ich keineswegs die Macht der ideologischen Apparate. Sie sind mehr als nur ‚Potenzierung‘, ‚Erweiterung‘ und ‚Verstärkung‘ (obwohl sie dies auch sind, wie das Beispiel der Religion zeigt), geschweige denn daß sie der bloße ‚Ausdruck‘ der mystifizierten Gedanken wären. Sie sind reale Gewalten von großer Wirkkraft, die in entwickelten Klassengesellschaften in der Tat den Charakter selbständiger Mächte annehmen. Sie formieren den ideologischen Prozeß (wer dies nicht sieht, ist historisch blind). Sie formieren ihn ‚von oben‘, doch nicht



‚von außen‘ (wie eine von Ihnen verwendete Formulierung nahe legt: R 2008, 153, 155), denn sie sind nicht der Gesellschaft ‚ausgelagert‘, sondern wirkender Teil von ihr. In jedem Fall sind sie, in meiner Sicht, nicht das Erste und Ursprüngliche im ideologischen Prozeß. Vielleicht ließe sich hier von einer *primären* und einer *sekundären Vergesellschaftung* sprechen. Das *Verhältnis beider*, dies sei als Hypothese formuliert, ist historisch variabel, es läßt sich empirisch allein historisch-analytisch bestimmen. Es gibt durchaus historische Fälle, in bestimmten Gesellschaftsformen mag dies die Regel sein, wo die Formierung von oben die im empirischen Sinn primäre Determinante ist. Wenn ich von primärer Vergesellschaftung spreche, so ist dies *genetisch* zu verstehen.

Ich möchte ein Beispiel aus meinem Forschungsgebiet geben. Ich beziehe mich auf Haugs Theorie des ästhetischen Raums in seinem Ideologiebuch (H 1993, 136-50). In subtiler Analyse erfaßt Haug die „Einräumung des Ästhetischen im Gefüge von Arbeitsteilung, Klassenherrschaft und Staat“, damit auch die Konstitution ästhetischer Autonomie, als Akt ideologischer Vergesellschaftung von oben. Der ästhetische Raum ist ideologisches Konstrukt. Vieles des dort Gesagten überzeugt, und niemand, der am Prozeß der Institutionalisierung von Kunst interessiert ist, wird an Haugs Argumenten vorbeigehen können. Was er aber ausblendet, ist für mich das Wichtigste (weil es das genetisch Primäre ist): daß sich ästhetische Räume (ästhetische Raumkonstitution), wie auch elementare Formen der Institutionalisierung von Kunst, zunächst organisch aus der ästhetischen Produktion selbst, dem besonderen Produktionszweig Kunst ergeben. Einige einfache Beispiele. Wer Theater spielen will, braucht zumindest (so oder so ähnlich hat sich Goethe einmal ausgedrückt) vier Fässer, ein paar Bretter und einen Vorhang als elementaren Raum, also Grundform theatraler Raumbildung. Ein Bild bedarf des Raums, in dem es hängt und wahrgenommen wird. Ein Symphoniekonzert ist undenkbar ohne eine jetzt schon sehr spezifische und komplexe Raumform. Ästhetische Einräumungen wird es geben, solange es Kunst gibt (und ich wünsche mir keine Gesellschaft ohne Kunst, zuallerletzt die kommunistische); mit der zunehmenden Komplexität der Künste nehmen auch die ästhetischen Raumanforderungen zu. Auch Kunstautonomie ergibt sich *primär* aus dem Charakter der ästhetischen Produktion (in einem Buch, das demnächst erscheint, versuche ich, diesen Vorgang zu rekonstruieren: M 2012a). Pointiert formuliert: Die Kunst bringt den Raum hervor, nicht der Raum die Kunst. Das Erste und Grundlegende des künstlerischen Prozesses ist die künstlerische Tätigkeit – als Bewegung ‚von unten‘. Dies, meine ich, ist durchaus ‚marxisch‘ gedacht: das Erste ist die gegenständliche Tätigkeit, sie ist nach den *Feuerbach-Thesen* die Fundamentalkategorie des neuen Materialismus, und künstlerische Tätigkeit ist eine gegenständliche Tätigkeit per excellence. Wohl-gemerkt: auch in diesem Beispiel handelt es sich um *genetische Priorität*. Empirisch fungiert der ästhetische Raum in seiner ideologisch geprägten Gestalt oft als Determinante des Kunstprozesses, ja kann zur Determinante der ästhetischen Form selbst werden. So ist das Shakespeare-Theater noch stark vom theatralen

Spiel her, den Anforderungen der Theaterproduktion bestimmt. Die Guckkastenbühne des bürgerlichen Zeitalters ist weit davon entfernt. Sie wirkt in der Tat ‚von oben‘ auf den künstlerischen Prozeß ein. Ein extremes Beispiel ist die Geschichte des Konzertsaaes. Im Laufe des 19. Jahrhunderts wird dieser zum quasi-sakralen Raum, der bis zum heutigen Tag überlebt, mit dem Dirigenten (um Eisler zu variieren) als Mischung von Hohepriester und Oberkellner (man denke an Herrn Tiedemann).

An dieser Stelle läßt sich Gemeinsames und Differenz unserer Positionen, glaube ich, recht gut benennen. Ich arbeite selbst mit der Kategorie ideologischer Vergesellschaftung (so in meinem Logos-Buch) und messe dieser eine zentrale Rolle in der Ideologietheorie zu – da bin ich, wenn Sie so wollen, beim PIT in die Schule gegangen –, begreife aber ideologische Vergesellschaftung als Vorgang, der *zugleich* von unten nach oben und von oben nach unten verläuft, dessen Struktur also komplexer verfaßt ist als in den Theorien des PIT, soweit ich sie kenne, entwickelt wird.

2. Ein weiteres Problemfeld ist zu benennen – es betrifft einen neuralgischen Punkt unserer Differenzen. Es wurde in dem Gesagten bereits angesprochen: die Rolle und Bedeutung des Bewußtseins im Ideologischen. Ich meine nicht, daß diese umfassend und angemessen vom Begriff der ideologischen Vergesellschaftung her erfaßt werden können. Zum ideologietheoretischen Konzept des Bewußtseins gehört ein Vielfaches, das von den objektiven Gedankenformen zu Alltagsbewußtsein, Wissensformen und den ideologischen Formen (gesellschaftlichen Bewußtseinsformen) im Sinne des Marxschen Vorworts von 1859 (MEW 13, 8f.) reicht, also Recht, Politik, Religion, Kunst, Philosophie, im gewissen Sinn auch Wissenschaft (wie wir hinzufügen dürfen) einschließt. Bewußtsein bildet also einen Komplex eigener Art innerhalb des Komplexes Ideologie. Es geht also nicht nur, in meiner Sicht, um den Zusammenhang von ideologischer Vergesellschaftung und mystifizierten ‚objektiven Gedankenformen‘ (wie Sie schreiben), sondern um die Frage des ‚Komplexes Bewußtsein‘ innerhalb des Komplexes Ideologie, zu dem die ideologische Vergesellschaftung integral gehört. Und Teil dieser Frage ist – ich würde sagen: unausweichlich – die Frage nach dem ‚Inhalt‘ der Bewußtseinsgestalten, damit die Frage nach dem Wahren und Falschen in ihnen. Ausdrücklich aber konstatiert das PIT an strategischen Punkten einen Paradigmenwechsel „vom Wahr-Falsch-Gegensatz zur Analyse der Wirkungsweise von Ideologien“ (so Sie selbst in HKWM 6/I, 718), ja Reitz formuliert apodiktisch, daß die neue Ideologietheorie „Abstand von Wahrheitsfragen nimmt“ (HKWM 6/I, 692). Wenn Bewußtsein überhaupt thematisiert wird, dann doch in recht reduzierter Form. In Haugs klassischer Formulierung wird dieser Tatbestand ja sehr präzise abgebildet: „Wir fassen das Ideologische als ideelle Vergesellschaftung von oben“ (H 1993, 72). Was jetzt im Ideologischen noch Bewußtsein ist, möchte ich pointiert sagen, ist auf das Wörtchen ‚ideell‘ zusammengeschrumpft. Der Dimension des Bewußtseins und der damit organisch verbundenen Frage nach dem Inhalt des Bewußtseins wird bestenfalls im Sinn einer Nebenrolle gedacht, wenn sie nicht gänzlich ausgeblendet wird. Sehr

bezeichnend dafür sind in dem oben zitierten Beispiel Haugs Ausführungen über Kant. Dort findet man sehr viel, auch viel Originelles und Interessantes über die Einräumung des ästhetischen Raums im Konzept der *Urteilskraft*, nicht zuletzt auch mit Blick auf das bekannte ‚interesselose Wohlgefallen‘, doch kann ich kein Wort darüber entdecken, ob der Kantischen Konzeption, es handelt sich ja unstrittig um eine klassische Gestalt idealistischen Denkens, wie auch immer entstellt und verzerrt, ‚Wahrheit‘ (mit Blick auf das Ästhetische und die Kunst) zukommen könnte. Dabei liegt die Frage gerade bei Kant auf der offenen Hand. Wie anders denn, möchte ich fragen, soll man Mozart-Symphonien oder Bach-Konzerte hören als im Modus eines interesselosen Wohlgefallens? Als Begleitung zum Klassenkampf sind sie so ungeeignet wie sie zur Untermalung eines Diners unpassend sind. Eigentümliche Vorstellungen von Kunst scheinen hier vorzuliegen; sie führen dann wohl dazu, daß man Biermann für den größten sozialistischen Volksdichter unserer Tage hält.

Die Zurücknahme der Bewußtseinsfrage und der Verzicht auf die Wahr/Falsch-Kategorie ist mir um so weniger verständlich, als im PIT ja der emphatische Anspruch auf eine auch philologisch genaue Marxorientierung vorliegt. Er wird in Vielem auch sicher beeindruckend eingelöst. In diesem Fall aber sehe ich in den genannten Schriften von Marx das Konzept ideologischer Vergesellschaftung höchstens implizit angelegt, doch keineswegs zentral (was seine Ausarbeitung keineswegs ausschließt). Das Hauptinteresse dieser Arbeiten liegt auf der Frage des Inhalts von Bewußtsein. Und Marx war in aller Deutlichkeit nicht nur am Falschen idealistischen Denken interessiert, er hat gerade auch dessen Leistung – also das Wahrheitsmoment in ihm – hervorgehoben (in den *Pariser Manuskripten*, in den *Feuerbachthesen*). Die *Deutsche Ideologie* ist, wenn ich sie nicht völlig falsch gelesen habe, in großen Teilen eine *ideologiekritische* Schrift, für die die Kategorien des Wahren und Falschen zentral sind. Auch in der Deutung der Religion geht es nicht zuletzt darum, daß in der Form der Verkehrung des Bewußtseins sich eine anthropologische Wahrheit ausspricht.

Für die Frage der Wahrheit aber, und damit für eine Grundfrage der Bewußtseinstheorie, liegt in den Schriften des PIT wie im Denken von Haug generell offenkundig kein Interesse vor – Sie selbst wollen die Frage in die Erkenntnistheorie delegieren. Ich frage mich warum? Es ist dies der Punkt, der mir seit meiner ersten Beschäftigung mit dem PIT die größten Kopfschmerzen bereitet hat. Warum denn ‚Paradigmenwechsel‘, warum ideologische Vergesellschaftung *an die Stelle* von Bewußtsein gesetzt? Warum wurde die Ausarbeitung des Konzepts ideologischer Vergesellschaftung nicht von vornherein als *Erweiterung* der bewußtseinstheoretisch orientierten Ideologietheorien verstanden (was ja nicht ausschließt, daß dabei das zu Erweiternde im gewissen Umfang auch verändert werden muß)? Das ist keine polemische, sondern eine echte Frage. In den Schriften des PIT habe ich bislang keine wirklich überzeugende Antwort dafür gefunden. Die einzige Erklärung, die ich habe, ist keine, die mich sonderlich erfreut. Es ist die, daß, trotz der partiellen Kritik an Althusser, die ich kenne, der *Schatten Althusser*s vom Beginn an auf dem ganzen Unternehmen lastet. Wie ein italienischer Freund, der die Arbeiten des

PIT recht gut kennt, mir lapidar sagte: ‚zu viel Althusser, zu wenig Gramsci‘. Ich lasse mich gern eines Besseren belehren.

3. Ein weiteres Problemfeld bildet der Zentralbegriff der von Ihnen vertretenen Theorie des Ideologischen, die ‚Vergesellschaftung von oben‘. Nicht daß ich seine Bedeutung unterschätze. Er ist *eine* Zentralkategorie auch der von mir vertretenen Auffassung, doch steht er eben nicht (wie oben erläutert) in deren Zentrum. Doch auch als Partialkategorie des Ideologischen wirft er in der vorliegenden Verwendung Probleme auf.

Zunächst sei ein Mißverständnis geklärt. Ich sprach von der „omnihistorischen, statischen Struktur“ des Ideologischen „für staatsförmig organisierte Gesellschaften“ (M 2012, 78; hier kursiv), doch nicht für alle Geschichte (was ich für ganz unsinnig hielt). Dennoch ist die Formulierung nicht sonderlich geglückt, wenn sie ein solches Mißverständnis hervorrufen kann. Was ich meine ist dies: die Struktur der Vergesellschaftung von oben, wie ich sie aus den genannten Texten kenne, erfaßt nicht die *Differenzen* zwischen Formen derselben, und teilweise sind diese Differenzen enorm. So stellt die absolute Monarchie in der frühen Neuzeit geradezu die klassische Form einer Gesellschaft dar, die staatsförmig von oben organisiert ist. Der Unterschied aber zu der staatsförmig organisierten Gesellschaft im Faschismus könnte größer nicht sein. Es ist ein Unterschied zwischen Zivilisation und Barbarei. Nehmen wir die staatsförmig organisierten Gesellschaften im sog. realen Sozialismus hinzu oder staatsförmige Organisation in unserer eigenen, so kompliziert sich weiter das Problem. Nun können Sie sagen, daß es sich bei der Bestimmung des Ideologischen im PIT um eine rein formale Kategorie handelt, die allen diesen Formen gemeinsam ist. Die Kategorie ist dann ziemlich leer, doch könnte es angehen. Es bleibt aber beim PIT nicht bei dieser Formalbestimmung. Zwar widersprechen Sie mir, wenn ich sage, daß die Kategorie des Ideologischen eine rein *negative* Kategorie ist, doch bin ich von dem Gegenargument nicht recht überzeugt. Denn in vielfachen Formulierungen, auch bei Ihnen selbst, wird explizit der Begriff des Ideologischen an die der Entfremdung wie der Herrschaftsreproduktion gebunden. So Haug: „Das Ideologische ist die Reproduktionsform der Entfremdung, ideelle Vergesellschaftung im Rahmen staatsförmig regulierter Herrschaft.“ (Der Satz steht im Text kursiv.) „Es ist eine analytische Kategorie, die Wirkungszusammenhänge der Herrschaftsreproduktion (...) aussagt.“ (H 1993, 17) Und Sie selbst: „Das Ideologische bezeichnet die Grundstruktur ideologischer Mächte ‚über‘ der Gesellschaft und damit den Wirkungszusammenhang einer ‚entfremdeten Vergesellschaftung-von-oben‘.“ (R 2008, 155) Weiter sprechen Sie von ‚Fremdbestimmung/Fremdvergesellschaftung‘ (im Gegensatz zu ‚Selbstbestimmung/Selbstvergesellschaftung‘; so auch im Sachregister), als Werk von „aus der Gesellschaft ausgelagerten, von ihr entfremdeten Instanzen“ (ebd., 153). Gehe ich zu weit, wenn ich dies im Sinne einer ‚doppelten Entfremdung‘ verstehe – ‚Fremdbestimmung/Fremdvergesellschaftung, besorgt durch von der Gesellschaft entfremdeter Instanzen‘? Möglicherweise ist mir bei flüchtiger Lektüre Wesentliches entgangen, und ich lasse mich gerne aufklären. Doch

was heißt hier ‚Entfremdung‘ inhaltlich-konkret (nicht nur im Sinn einer Negativbestimmung)? Und was meinen Sie, wenn Sie sagen, daß die ideologischen Mächte ‚über‘ der Gesellschaft stehen, aus ihr ‚ausgelagert‘ sind, gar eine „sozialtranszendente Instanz“ (ebd., 156) bilden? Denn sind nicht die ideologischen Mächte veritabler Teil der Gesellschaft selbst? Sicher kann man hier metaphorisch von ‚oben‘ sprechen, wie auch der Marxsche Überbau ein ‚Oben‘ konnotiert, doch aber nicht im Sinne eines ‚über-der-Gesellschaft-Stehens‘. Wie auch immer verstanden, diese Formulierungen legen mit eindringlicher Deutlichkeit den Prozeß des Ideologischen als ein Ineinander von Herrschaftsreproduktion und Entfremdung dar. Und dies ist doch, für Marxisten zumindest, negativ konnotiert. Es gehört zu Verhältnissen menschlicher Knechtung – Verhältnisse, die zu verändern, abzuschaffen sind. Für die Vorstellung einer möglichen kulturellen Bildung (die immer mit Individualitätsentwicklung und Selbstbestimmung zusammenhängt) innerhalb dieser Verhältnisse ist hier kein Platz. Die historischen Differenzen legen aber eine solche Vorstellung nahe. So spricht gerade Marx von der absoluten Monarchie als „zivilisierendem Zentrum“ in allen großen Staaten des 16. Jahrhunderts (MEW 10, 439f.). Sie war die *Bedingung* für die Herausbildung einer der Hoch-Zeiten der menschlichen Kultur, zu der Werke wie das Drama Shakespeares, die Philosophie Basons, Cervantes' *Don Quichote* und die klassische Malerei der Spanier gehören. Sie verdanken sich selbstverständlich nicht dem Absolutismus allein, aber ohne ihn wären sie nicht möglich gewesen.

Sie selbst verweisen auf das Konzept der *Kompromißbildung*, um meinen Einwand zu widerlegen. Doch ist diese nicht erst das Resultat des Zusammentretens mit dem Kulturellen als Bewegung von unten – gewissermaßen ein Kompromiß, den das Ideologische mit seinem Gegner schließt, und das zum einzigen Zweck der Herrschaftsreproduktion? Mit dem Begriff der Kompromißbildung, scheint mir, sind historisch-kulturelle Prozesse, ja ist das *Ideologische als historisches Konkretum* nur eingliedrig erfaßt – eben nicht als konkrete Komplexität. Sicher: in Shakespeare treffen sich plebejische Tradition, humanistische Überlieferung und Tudorideologie, mit dem Begriff des Kompromisses aber ist die gewaltige kulturelle Leistung dieses Dramas, die *produktive Verarbeitung* dieser Komponenten nur unzureichend erfaßt. Auch hier sage ich nicht, daß das von PIT und Ihnen Gesagte ‚fälsch‘ sei (das ist es nicht, und ich habe es nie behauptet), ich moniere allein einen Komplexitätsmangel. Sicher: Komplexitätsreduktionen sind bei jeder Theorie unumgänglich – sie dürfen aber nicht auf Kosten der Phänomene gehen.

Andere Fragen bleiben. Ich kann sie hier nur kurz ansprechen. So würde ich über das Verhältnis von Ideologie und Kultur, Ideologischem und Kulturellem, gern ein ausführliches Gespräch führen. Es ist dies, neben dem Gesichtspunkt des Bewußtseins, der zweite gravierendste Einwand, den ich vor allem gegen die Theorien von Haug habe. Auch hier irritiert mich die Komplexitätsreduktion. Ich sehe eine simple Opposition am Werk, und ich sehe nicht, daß sie in den vorliegenden Texten aufgelöst wird. Kann, ich deutete es an, eine Vergesellschaftung von oben auch kulturelle Momente besitzen (wobei ich

das Kulturelle, im Ansatz keineswegs weit von Haug entfernt, am Moment selbstzweckhafter Kraftentwicklung, individuell-gesellschaftlicher Selbstproduktion festmache [M 2010, 389-98])? Wie steht es mit der Kultur der Aristokratie? Am Hof der Elisabeth gab es hochgebildete, auch human gebildete, auch kulturell tätige, selbstbestimmt handelnde Personen, Autoren von Rang – ich nenne Philip Sidney als Beispiel –, der ‚*homo vere humanus*‘ war dort keine bloße Ideologie. Nach ‚unten‘ hatten diese Leute sicher keinen Kontakt. Ihre Kultur hatten sie ‚von oben‘, weitgehend über humanistische Bildung, die Institution der Universität usw. vermittelt. Vielleicht müßte man hier doch auf den mittlerweile vergessenen Begriff einer ‚Ersten Kultur‘ zurückgreifen (der über Lenin hinaus zu entwickeln wäre)? Wie steht es überhaupt mit ‚Erziehung‘? Hat bei ihr nicht notwendig ein Moment der Formierung ‚von oben‘ immer einen Anteil? Sollte man nicht von einer Ambivalenz des Ideologischen auch im Sinne seines Vergesellschaftungsbegriffs sprechen? Und wie steht es mit den ideologischen Mächten selbst? Sicher: der Staat als Klasseninstitution wird ‚in kommunistischer Perspektive‘ absterben, aber wird eine solche Gesellschaft als Weltgesellschaft völlig ohne ‚staatsförmige‘ Institutionen auskommen können? Ich halte dies für recht unwahrscheinlich. Und wie steht es vor allem mit dem Recht? Sicher, sein ideologischer Charakter in Ihrem und dem Haugschen Sinn ist unbestreitbar und wird auch in meiner Auffassung geteilt. Aber ist damit alles über das Recht gesagt? Mit Entschiedenheit meine ich: nein. Denn das Recht ist nicht nur ideologische Macht im Sinne staatsförmiger Herrschaftsreproduktion, es ist auch eine *zivilisatorische Er rungenschaft* (deren Begriff vielleicht noch auszuarbeiten wäre) – ich denke (nur stichwortartig) an Menschenrechte, Völkerrecht, Individualrechte etc., aber auch Institutionen wie die Gewaltenteilung. Allein die Erfahrung der Stalinherrschaft, aber auch zivilisierterer Formen sozialistischer Herrschaft sollte uns lehren, daß ein Sozialismus ohne funktionierende Rechtsverhältnisse (ich möchte gar nicht von ‚Rechtstaat‘ sprechen) für die Zukunft undenkbar ist. Für mich jedenfalls ist eine klassenlose Gesellschaft (wenn je es sie gibt) nur als integrale Rechtsgesellschaft vorstellbar, d.h. als eine solche, in der fundamentale Rechte praktische Geltung besitzen und institutionell gesichert sind.

Lieber Herr Rehmann, ich schließe mit Fragen; es sind nicht wenige und ich hätte noch mehr. Ich hoffe, daß wir darüber – und natürlich auch über die Punkte unserer Differenz – im solidarischen Gespräch bleiben.

*Ihr Thomas Metscher*

## Zitierte Literatur

- H 1993: Wolfgang Fritz Haug, Elemente einer Theorie des Ideologischen, Hamburg 1993  
 H 2011: Wolfgang Fritz Haug, Die kulturelle Unterscheidung. Elemente einer Philosophie des Kulturellen, Hamburg 2011  
 HKWM: Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus. W.F. Haug (Hg.), Hamburg 1994ff.  
 MEW: K. Marx/F Engels, Werke, Berlin 1970ff.  
 M 1983: Thomas Metscher, Ideologie, Literatur, Philosophie. Anmerkungen zu einer innermarxistischen Kontroverse, in: Das Argument 1983, 137, 27-42

- M 1984: Thomas Metscher, Anmerkungen zum Ideologiebegriff des Marxismus und zum Ideologiebegriff des ‚Projekts Ideologietheorie‘, in: H.H. Holz/T. Metscher/J. Schleifstein/R. Steigerwald (Hg.), *Marxismus, Ideologie, Politik. Krise des Marxismus oder Krise des ‚Argument‘?* Frankfurt a.M. 1984, 218-38
- M 2010: Thomas Metscher, *Logos und Wirklichkeit. Ein Beitrag zu einer Theorie des gesellschaftlichen Bewusstseins*, Frankfurt a.M. 2010
- M 2012: Thomas Metscher, *Der Komplex Ideologie*, in: *Z. Zeitschrift marxistische Erneuerung*. 2012, 90, 66-79
- M 2012 a: Thomas Metscher, *Kunst. Ein geschichtlicher Entwurf*, Berlin 2012
- R 2008: Jan Rehmann, *Einführung in die Ideologietheorie*, Hamburg 2008
- R 2012: Jan Rehmann, *Für eine ideologietheoretische Erneuerung marxistischer Religionskritik*, in: *Das Argument* 299/2012 (im Erscheinen).

## CONTRASTE

Die Monatszeitung für Selbstorganisation

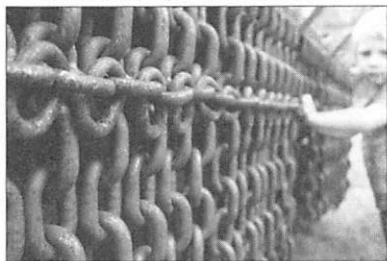


Foto: timlewisism

**GEMEINGÜTER** in BürgerInnenhand – Was Menschen zum Leben brauchen · Sind öffentliche Güter Commons – und wenn ja, was bedeutet das? · Infrastrukturen der Daseinsvorsorge: Anlageklasse oder Gemeingüter? · Global umkämpfte Gemeingüter: Commons und Solidarische Ökonomie als politische Herausforderung · Solidarisch G'sund: Plattform für öffentliches Gesundheitswesen · Berliner Energietisch: Von Kindern und dem Volksbegehren

Energie · Daseinsvorsorge und Demokratie · Buchbesprechung: Anleitung zum globalen Ressourcenschutz · Beispiele: Öffentliche Güter, die als Gemeingüter bewirtschaftet werden u.a. **FLÜCHTLINGE** Protestmarsch und Camp der Flüchtlinge: Die Würde des Menschen ist unantastbar · **SELBSTORGANISATION** Stadt im Wandel: Helden in Halle **PROJEKTE** Ein Bauraum für Low-Tech Ideen: Vom Fahrradmixer bis zur Sanitäranlage · Erster Leihladen in Berlin eröffnet **GENOSSENSCHAFTEN** Leutkircher Bürger-Bahnhof eG: Mensch denk mal: Kulturdenkmal **u.v.m.**

Archiv-CD.4 mit »BUNTE SEITEN 2012«

siehe: [www.contraste.org/archiv-cd.htm](http://www.contraste.org/archiv-cd.htm)

**Ein Schnupperabo  
3 Monate frei Haus  
gibt es für 5 Euro**

(Es endet automatisch und muss nicht gekündigt werden.  
Nur gegen Vorkasse: Schein/Briefmarken/Bankeinzug!)

Bestellungen im Internet oder über CONTRASTE e.V.  
Postfach 10 45 20, D-69035 Heidelberg

**Problelen: [www.contraste.org](http://www.contraste.org)**

*Claudius Vellay*

## **Entfremdung aus Sicht der Lukácsschen Ontologie Materialistische Ethik diesseits von Religion und Glauben (T. II)**

*Der erste Teil dieses Beitrags erschien in Z 92, September 2012, S. 170-184. Der Autor stellt sich, wie eingangs des ersten Teils hervorgehoben, die Aufgabe, „einen groben Überblick über die Entfremdungskonzeption der Lukácsschen Ontologie des gesellschaftlichen Seins zu geben“. Dabei wird der Religion „als dem Archetyp aller vorwiegend ideologisch vermittelten Entfremdungserscheinungen“ besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Teil I gab einen Überblick zum Aufbau der „Ontologie“ und zur – kontroversen – Debatte des Entfremdungsbegriffs. (Red.)*

### **Jenseitige und diesseitige Notwendigkeitsreligionen**

Während die wissenschaftlich-philosophische Ontologie die objektive Wirklichkeit untersucht, um den realen Spielraum für die Praxis (von der Arbeit bis zur Ethik) aufzudecken, geht die traditionelle, religiöse Ontologie von Versuchen einer Sinnggebung fürs eigene (alltägliche) Leben der einzelnen Menschen aus und konstruiert ein Weltbild, welches die Befriedigung des religiösen Bedürfnisses verspricht (vgl. Lukács 1984. 131). In den Religionen wird das Schicksal der Seele, also das Wesentliche der individuellen, partikularen Persönlichkeit, unausweichlich von den transzendenten Mächten determiniert und die jenseitige Erfüllung des Menschen auf ewig garantiert. Der von Lukács als Übergangsphilosophie bezeichnete Pantheismus der Renaissance ließ zwar den transzendenten Gott aus der Ontologie verschwinden oder doch zumindest bis zur völligen Ungegenständlichkeit verblasen (vgl. Lukács 1984. 493f.). An seine Stelle trat jedoch ein Weltbild des *deus sive natura: Gott oder auch Natur* (Spinoza), welches das göttliche Bestimmen der Welt durch ihre gleichartige Selbstbestimmung vermittels der (absoluten) Notwendigkeit ersetzt.<sup>1</sup> Die neue Philosophie verlor der aufstrebenden und ihren Anspruch auf Herrschaft anmeldenden Bourgeoisie ideologischen Flankenschutz, indem sie dem Begriff des (unausweichlichen) Fortschritts die weltanschauliche Weihe verlieh (vgl. Lukács 1984. 146).

### **Lukács' Begriff der Gattungsmäßigkeit**

Der Entfremdungsbegriff bei Lukács lässt sich aber auch als Widerspruch zwischen dem Entwicklungsniveau der „Gattungsmäßigkeit an sich“ und der zu-

---

<sup>1</sup> Insofern scheint es gerechtfertigt, von religiösen Zügen zu sprechen, wenn auch diesseitigen Schicksalsbestimmungen des Menschen eine absolute Notwendigkeit beigemessen wird – so beispielsweise bei sozialdarwinistischen Konzeptionen z.B. der Soziobiologen, aber ebenso gut ließe sich an absolut deterministische, beispielsweise strukturalistische Gesellschaftsanalysen denken. Ein aktuelles Beispiel eines solchen verdinglichenden Notwendigkeitsweltbildes lieferte der ehemalige rechtskonservative französische Präsident Sarkozy, als er im Wahlkampf mit der These der angeborenen Pädophilie auf Stimmenfang im Trüben ging, oder damit, dass man Kleinkinder einem Test zur Feststellung ihrer kriminellen Veranlagung unterziehen solle (vgl. Fassin 2007).



rückbleibenden Realisierung der „Gattungsmäßigkeit für sich“ beschreiben (vgl. beispielsweise Lukács 1984. 193 ff. u. Lukács 1986. 520 ff.).<sup>2</sup> Er unterscheidet beim Gattungswesen zwischen dem jeweils erreichten Niveau des Ensembles der gesellschaftlichen Verhältnisse – dies entspricht einem jeweils erreichten Niveau der Produktivkräfte und den daran gebundenen Funktionszuordnungen sowie Anforderungsniveaus an die Individuen – und einer in der Entwicklungsdynamik selbst angelegten, wenn auch keineswegs automatischen Perspektive der Höherentwicklung der menschlichen Persönlichkeit in der sich entwickelnden Gesellschaft. Das jeweils erreichte Niveau nennt Lukács die „Gattungsmäßigkeit an sich“, während in der „Gattungsmäßigkeit für sich“ die Emanzipationsperspektive des menschlichen Individuums aufscheine, welche sich letztlich nur im Kommunismus voll realisieren lasse (vgl. Lukács 1986. 519).

Auf jedem Entwicklungsniveau der Gesellschaft sind die Menschen zuerst einmal auf ihre jeweilige partikulare Rolle festgelegt, auf ihre Funktion in der „Gattungsmäßigkeit an sich“. Gleichzeitig spannt die jeweils erreichte „Gattungsmäßigkeit an sich“ einen Möglichkeitsraum auf für konkrete, auf die „Gattungsmäßigkeit für sich“ gerichtete Initiativen (vgl. Lukács 1986. 529 ff. u. 592). So ist z.B. die Abschaffung des Privateigentums an Produktionsmitteln nur die erste und allgemeine Grundlage des Kommunismus, d.h. sie bewegt sich noch auf der Ebene der „Gattungsmäßigkeit an sich“. Darüber hinaus auf die „Gattungsmäßigkeit für sich“, auf die Überwindung der Entfremdung zielend, sind Formen der Ausprägung der Persönlichkeit, welche einen konkreten und bewussten Zusammenhang mit der Menschengattung insgesamt herstellen (vgl. Lukács 1986. 648).

Die ideologische Ausrichtung auf eine ganzheitliche Erfüllung der Persönlichkeit in der bewussten Verknüpfung des persönlichen Schicksals mit dem der menschlichen Gattung, d.h. die Ausrichtung auf die „Gattungsmäßigkeit für sich“, erklärt Lukács zufolge auch die in manchen Fällen Jahrtausende lang anhaltende Wirkung und Faszination, welche überragende Persönlichkeiten der Geschichte auf nachkommende Generationen ausüben<sup>3</sup> (vgl. Lukács 1984. 73, 189 u. 207 u. Lukács 1986. 615 ff.). Als Beispiele solcher Persönlichkeiten nennt er u.a. Sokrates, die Sagengestalt der Antigone, oder auch Jesus. Bei letzterem habe die traditionelle marxistische Religionskritik einen blinden Fleck, wenn sie die christliche Botschaft nur unter dem Aspekt der bekannten Kritik der Religion als Opium des Volkes analysiere (vgl. Lukács

<sup>2</sup> Diese von Lukács verwendeten Begriffe sind in Anlehnung an die 6. Feuerbachthese von Marx zu verstehen, wonach das menschliche Wesen kein dem einzelnen innewohnendes Abstraktum, sondern das Ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse ist (vgl. Marx 1845-1846. 6); sowie an die Unterscheidung der Klasse *an sich*, also die sozial-ökonomische Herausbildung der Klasse selbst durch die gesellschaftliche Entwicklung und Produktivkraftentwicklung, und der Klasse *für sich* (vgl. Marx 1846-1848. 180f.) als bewusste politische Formierung zur gesellschaftsverändernden Kraft.

<sup>3</sup> Die dauernde Ausstrahlung großer Persönlichkeiten ebenso wie großer Kunst und Philosophie erklärt sich für Lukács aus ihrem Beitrag zur Höherentwicklung der menschlichen Gattungsmäßigkeit, welche sich ins Gedächtnis der Menschengattung eingeschrieben habe (vgl. Lukács 1984. 73f.).

1986. 617).<sup>4</sup> Diese Reduktion auf versöhnlerische Duldsamkeit greife zu kurz und verkenne die zutiefst menschliche und humanistische Botschaft, welche der Erfüllungssehnsucht der Individuen eine Perspektive in der Orientierung auf die gesamte Menschheit biete, d.h. in Richtung der wahren „Gattungsmäßigkeit für sich“ wirke. Der französische Marxist Lucien Sève verweist darauf, dass schon für den vormarxistischen Atheismus das große Rätsel in der Vitalität der Religion bestanden habe: Wie sei es möglich, so fragt er, dass ein bloß negatives Phänomen, eine schlichte Bewusstseinsillusion, eine solche geschichtsmächtige Wirkung entfalten könne?<sup>5</sup> Marx erkläre mit seiner Theorie der ökonomischen Entfremdung als der historischen Matrix der menschlichen Entfremdung allgemein, inklusive der religiösen Entfremdung, nicht nur ihre Entstehung, sondern mache v.a. ihren wirklichen Inhalt bewusst, welcher in dem (entfremdeten) Protest gegen die reale Entfremdung bestünde (vgl. Sève 1974. 216f., s. auch Sève 2012).

### **Die Religion hält die Menschen in ihrer Partikularität gefangen**

Allerdings werde Lukács zufolge der soziale Gehalt der christlichen Botschaft, wie beispielsweise die anfänglichen sozialen Hoffnungen der Unterschichten auf eine diesseitige Umverteilung des irdischen Reichtums – geknüpft an die Vorstellung der Parusie, der Wiederkunft Christi – durch das jenseitige Erlösungsversprechen grundsätzlich fehlgeleitet. Diese Hoffnungen drückten sich beispielsweise in der Aufforderung aus, die Händler aus dem Tempel zu jagen, und begründeten den sich ausbreitenden Einfluss der plebejischen frühchristlichen Sekten. Das Aufschieben der Parusie in unverbindlich zeitlose Ferne bietet hingegen die Basis für die Verwandlung der Jesus-Sekte in Israel zur Weltkirche des Christentums (vgl. Lukács 1986. 609 ff.). Die verdinglichende Vorstellung der ewigdauernden Erlösung der individuellen Seele, d.h. des eigentlichen, wahrhaft menschlichen Wesens im transzendental garantierten Jenseits, korrespondiert mit der Erstarrung der Individuen in ihrer jeweilig gegebenen partikularen Persönlichkeit, im Verhaftetbleiben in der „Gattungsmäßigkeit an sich“. Die Haupttendenz der Religion bestehe daher genau darin, die Menschen in ihrer Partikularität einzufrieden (vgl. Lukács 1986. 592 ff.).

Entwicklungsgeschichtlich<sup>6</sup> entstehe nun die Religion aus der arbeitsanalogi-

<sup>4</sup> So wertete beispielsweise das Philosophie-Wörterbuch der DDR die christliche Aufforderung „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“ ausschließlich als den Versuch, den Widerstand der Ausgebeuteten gegen Betrug, Gewalt und Unrecht in einem allgemeinen Menschheitsgedusel zu ersticken (vgl. *Buhr* et al. 1975. 1052).

<sup>5</sup> Lukács kritisiert beispielsweise auch die banalisierende Äußerung Kierkegaards, der Staat könne jede beliebige Religion siegreich einführen: Ein wenig Geld und Propaganda würden genügen und nach einigen Generationen sei an Stelle des offiziellen (verlogenen) Christentums ebenso gut der Glauben an den „Mond aus grünem Käse“ durchgesetzt. Dem hält Lukács entgegen, dass kein allgemein gewordenes Verhalten – ob weltlich oder religiös – dauerhaft verbindlich bleiben könne, ohne (auf der Grundlage welcher fragwürdiger Begründungen auch immer) ein gesellschaftliches Bedürfnis zu befriedigen (vgl. *Lukács* 1986. 568f.).

<sup>6</sup> Lukács' umfangreiche Ausführungen zur Entwicklungsgeschichte der Religion, zur sich wandelnden Rolle der Religion im Verhältnis zur sich entwickelnden menschlichen Gattungsmäßigkeit und zur

schen Vorstellung der direkten Beeinflussung der noch unverstandenen Naturmächte in der Magie: Aus der Erfahrung der teleologischen Struktur der Arbeit erwache der Glaube, es sei mittels magischer Beeinflussung möglich, es beispielsweise regnen zu lassen. Dabei stellt, so Lukács, die Magie zwar eine Form der Verdinglichung dar, jedoch noch keine Entfremdungsform, da es in diesen Anfangsstadien der menschlichen Entwicklung noch nicht zur Ausprägung einer wahrhaft individuellen Persönlichkeit gekommen sei (vgl. Lukács 1986. 639). Vor dem Hintergrund des wachsenden Komplexitätsgrades der Gesellschaft zeichne sich der Übergang von der Magie zur Religion durch die Ablösung dieser arbeitsanalogischen Vorstellung einer direkten Beeinflussung der natürlichen (und zunehmend der sozialen) Umwelt aus. Stattdessen werden Götter gleichsam zwischengeschaltet, deren Gunst es durch Gebete, Opfer etc. zu gewinnen gelte (vgl. Lukács 1986. 576 ff.).

### **Zum Ursprung von Persönlichkeit und Entfremdung**

Dieser Prozess geht einher mit dem Herauswachsen des Menschen aus der eingeborenen, schützend-sinngewährenden Ur-Gemeinschaft. Erst nach Auflösung der Poliskultur – in der Polisethik stand das „Volkswohl“ im Vordergrund – wird das Privatleben zur alleinigen Daseinsweise der Einzelmenschen. Damit drängt sich für den Einzelnen nunmehr auch die Frage nach der Sinnhaftigkeit des individuellen Lebens in den Vordergrund (vgl. Lukács 1986. 589f., zum Konzept der sich historisch herausbildenden menschlichen Persönlichkeit s. auch: Lukács 1986. 192 ff.). Die Religion als Urform der ideologischen Entfremdungsphänomene beruht auf der Vorstellung des teleologisch gesetzten Weltenlaufes, dem das partikulare Geschick des Einzelnen unentrinnbar unterworfen ist. Das persönliche Schicksal eines jeden Gläubigen bildet in diesem Weltbild einen Knotenpunkt im transzendent bestimmten Sein. Die Wirklichkeit wird als Ausdruck einer höheren Vorsehung aufgefasst, insbesondere angesichts schmerzhafter Ereignisse wie beispielsweise dem Tod von Angehörigen. Philosophisch bedeutet dies, so Lukács, den Zufall aus der objektiven Wirklichkeit auszuschließen und sie darüber hinaus egozentrisch zu interpretieren. Die Religion verewigt somit die Struktur der Ich-Bezogenheit des Alltagslebens – besonders deutlich wird dies in der Astrologie –, denn die eigene Person wird als Mittelpunkt des teleologisch bestimmten Weltgeschehens aufgefasst (vgl. Lukács 1963b. 781 ff.).

### **Ordnungsfunktion und Opium des Volks**

Der Kirche – im Unterschied zur Sekte und Ketzerbewegung – kommt zunächst eine Ordnungsfunktion für die Regelung des Alltagslebens zu, welche aber nach und nach von staatlichen bzw. weltlichen Institutionen übernommen wird. Hinzu kommt eine strukturkonservative Funktion der Religion, wie sie auch in dem

---

begrifflichen Unterscheidung von Kirche, Sekte und Ketzerbewegung etc. können hier nur angedeutet werden (vgl. Lukács 1986. 555ff. u. Lukács 1963b. 775ff.; zur Unterscheidung von Glauben im Alltag, in Magie und Religion vgl. Lukács 1963a. 118ff.).

Diktum vom „*Opium* des Volks“ (Marx 1839-1844. 378) zum Ausdruck kommt: Die Orientierung auf das – ewige und vollkommene Erfüllung garantierende – überirdische Jenseits als eigentlichere Realität setzt notwendig die weltlichen Versuche des Ausbruchs aus der diesseitigen „Gattungsmäßigkeit an sich“ im Wert herab und der ideologische Kampf gegen die Entfremdung und Selbstentfremdung wird somit geschwächt (vgl. Lukács 1986. 618f.).

### **Drei Wege aus der Entfremdung: Wissenschaft, Kunst, Ethik**

Dagegen sieht Lukács in Wissenschaft, ethisch motiviertem Verhalten und Kunst drei Formen einer möglichen Erhebung des Menschen über seine unmittelbare Partikularität (vgl. Lukács 1963b. 726f. u. 776 ff.): *Erstens* bringt schon die Alltagsentwicklung selbst notwendig eine zumindest teilweise Überwindung der Partikularität mit sich, da sie tendenziell zu einer objektivierenden Erkenntnis der Welt zwingt. Diese Tendenz wird in der Wissenschaft auf eine systematische Grundlage gestellt. Die Wissenschaft ist Lukács zufolge gerade durch eine auf objektive Welterkenntnis gerichtete, desanthropomorphisierende Methode gekennzeichnet, welche notwendig über die partikuläre Beschaffenheit der Individuen hinausweist. *Zweitens* zeichnet sich Lukács zufolge ebenfalls ethisches Verhalten – das „Sichheimischfühlen im Leben selbst, die bedingungslose Hingabe an eine Idee, die für dieses Leben bestimmt ist“ (Lukács 1963b. 727) – durch die Annäherung der Individuen an einen menschheitlichen Standpunkt aus, in dem es ihnen gelingt, ein konkretes und bewusstes Verhältnis zur Gattung auszubilden. *Drittens* kann sich der Mensch mittels der (anthropomorphisierenden) Kunst im Katharsis-Erlebnis – der ‚Erschütterung‘ und ‚Reinigung‘ im Erschaffen wie in der Rezeption von Kunstwerken – über seine Partikularität hinaus erheben und eine Verbindung des eigenen Geschicks mit dem der Gattung herstellen. Genau dies ist Lukács zufolge das zentrale Merkmal „großer Kunst“ (vgl. Lukács 1986. 620 ff.).

Allerdings sind diese drei Möglichkeiten der Erfüllung der legitimen Sehnsucht nach voller Entfaltung der menschlichen Persönlichkeit oftmals durch die gesellschaftliche Wirklichkeit versperrt. Dann verkümmern und erstarren die Individuen entweder in ihrer unmittelbaren Partikularität, mit den daraus folgenden Frustrationen, oder sie flüchten in eine religiöse Sublimierung mit dem jenseitigen Erlösungsversprechen der individuellen Seele. Die Schwierigkeiten des Alltagslebens bei der Realisierung des Wunsches nach einem erfüllten Leben bilden somit eine fortdauernde Basis des spontanen Entstehens des religiösen Bedürfnisses (vgl. Lukács 1963b. 726f.).

### **Erneuerungsbasis des religiösen Bedürfnisses**

Das religiöse Bedürfnis steht Lukács zufolge mit der partikulären Person jedes Menschen in einem innigen, unzerreißbaren Zusammenhang. Es ist auf die Sinnggebung und das Wesentlichmachen der Erfahrungen des partikulären Menschen, auf die Erlösung der partikulären Seele durch eine transzendente Macht ausgerichtet, wobei das jenseitig verklärte Sein als das eigentliche, ech-

tere, höhere und würdigere Sein erscheint. Das religiöse Bedürfnis in seiner originären Form sei daher etwas primär Individuelles: die Suche des partikularen Menschen nach Erlösung und Heil seiner Seele, welche ihm seine tatsächlichen, objektiven und subjektiven Lebensumstände nicht ermöglichen. Die Art der Ausprägung des religiösen Bedürfnisses ist jedoch gesellschaftlich, wenn auch sehr variantenreich, bestimmt (vgl. Lukács 1963b. 780 ff.).

Schon im Prozess der historischen Entstehung der Religion speist sich das religiöse Bedürfnis aus unkontrollierten Affekten, welche aus der Unsicherheit gegenüber der unverstandenen Umwelt entstehen. Der (mehr oder weniger große) „Umkreis des Unerkennbaren“, der von Anfang an die teleologischen Setzungen in der Arbeit begleitet, äußert sich in Hoffnung auf das Gelingen bzw. Furcht vor den Folgen des Misserfolgs. Dies ist jedoch keineswegs nur eine vorübergehende Entwicklungsbedingung menschlicher Existenz. In der Arbeit als allgemeiner anthropologischer Existenzbedingung des Menschen treffen mit den teleologischen Setzungen und den kausalen Ablaufreihen heterogene Wirklichkeitsprozesse aufeinander. Da es grundsätzlich ausgeschlossen ist, die Komplexität der kausalen Totalität vollständig zu erfassen, kommt es zu einer prinzipiellen (mehr oder weniger großen) Nichtübereinstimmung<sup>7</sup> zwischen den angestrebten Zielen, welche den zwecksetzenden Entscheidungen der Individuen zu Grunde liegen, und den tatsächlichen Ergebnissen ihres Handelns in der Totalität ihrer Wirkungen (vgl. beispielsweise Lukács 1984. 9 u. 13).<sup>8</sup> Die prinzipielle Unmöglichkeit, alle Konsequenzen unseres Handelns

<sup>7</sup> Mögliche negative Auswirkungen aufgrund der grundsätzlichen Unmöglichkeit, die Folgen des menschlichen Handelns vollständig zu antizipieren, stellen ein verbreitetes Motiv philosophischen Denkens dar. So behandelt sie beispielsweise Sartre unter dem Term der „contrefinalités“ (vgl. Sartre 1960. 233f., zitiert nach Tertulian 2005a. 69) und in der Ethik des französischen Philosophen Morin spielen sie als „Unsicherheitsprinzip“ (principe d’incertitude) in seiner „Handlungsökologie“ (écologie de l’action) eine zentrale Rolle (vgl. Morin 2006. 40ff.). Auch in den Kognitionswissenschaften spielt das Konzept eine wesentliche Rolle (vgl. beispielsweise Dörner 2002).

<sup>8</sup> In der Lukács-Rezeption wird generell die prinzipielle Inkongruenz von zwecksetzenden individuellen Entscheidungen und dem totalisierenden gesellschaftlichen Endergebnis als eine Grundlage der Entfremdung erkannt. Allerdings steckt hier der Teufel im Detail: Während Tertulian vorsichtig formuliert, dass sich daher „die Totalisierung selbst gegen die ursprünglich verfolgten Projekte richten“ könne (vgl. Tertulian 2006. 36, dt. Tertulian 2008), spitzt Dannemann diesen Gedanken (vielleicht allzu) deutlich zu, wenn er in der „Unaufhebbarkeit der Dialektik von Teleologie und Kausalität“ eine „gleichsam unversiegbare Quelle von Entfremdung“ sieht. Er ergänzt, dass die „resultierenden Regelmäßigkeiten und Kausalitäten [...] immer ein Moment des Sichverselbständigens“ beinhalten (vgl. Dannemann 1997. 92). Dannemann stark vom Verdinglichungsdiskurs aus *Geschichte und Klassenbewusstsein* geprägte modernitätskritische Lukács-Lektüre sieht in dessen *Ontologie* die „Allgegenwart von Entfremdung und Verdinglichung“ nachgewiesen (vgl. Dannemann 1997. 91). Droht hier nicht, so bleibt zu fragen, ein Abgleiten in eine Mythen-Bildung, in welcher – in Lukács’ eigenen Worten (Lukács 1986. 636f.) – „als düster pessimistische ‚condition humaine‘ die Entfremdung als unüberwindlicher Naturzustand des Menschen dargestellt wird“? Wo als Kennzeichen der modernen Gesellschaft die (entfremdenden) Verdinglichungen als Teil einer ubiquitären Systemlogik verortet werden, welcher das moderne Individuum unentrinnbar ausgesetzt ist, dort bewegt man sich näher an der, dem menschlichen Dasein konsubstantiellen, Entfremdung eines

zu überblicken, bildet so, über die gefühlsmäßige Verunsicherung, eine fort-dauernd mögliche Erneuerungsbasis des religiösen Bedürfnisses (vgl. Lukács 1986. 639).

## Epikureisch gegen Furcht und Hoffnung

Allerdings hält es Lukács für möglich, den beherrschenden Einfluss der Affekte auf die Weltsicht der Menschen mittels rationaler und praktischer Beherrschung des Alltagslebens zurückzudrängen. Er teile die epikureische Anschauung von Spinoza und Goethe, welche Furcht und Hoffnung als die Freiheit einer echten Menschlichkeit gefährdende Affekte ablehnten, schreibt er in einem Brief an seinen westdeutschen Herausgeber vom 23.01.1961 (vgl. Benseler 1986. 731). Insofern steht Lukács auch dem Blochschen „Prinzip Hoffnung“ eher reserviert gegenüber.<sup>9</sup> Er sprach hingegen lieber von Zuversicht in Bezug auf die Perspektive (vgl. Benseler 1986. 731f.). Darin drückt sich nicht nur eine semantische Spitzfindigkeit aus. Vielmehr ist es die Überzeugung, dass man nicht nur emotional und insofern irrational auf eine gesellschaftliche Verbesserung hoffen kann, sondern dass es möglich ist, die gesellschaftlichen Verhältnisse nicht nur rational zu verstehen, sondern auch eingreifend zu verbessern und sich daraus Zuversicht gewinnen lässt. Daher wird man wohl auch kaum beim reifen Lukács einen der so oft bemühten Leitsprüche „Pessimismus des Verstandes, Optimismus des Willens“ von Gramsci finden, welchen er bei dem französischen Schriftsteller Romain Rolland entliehen hat (vgl. Gramsci 1980. 57)<sup>10</sup>.

---

Heideggerschen Existentialismus als an der Lukácsschen Freilegung der allgemeinen Ursache möglicher neuer Entfremdungen (selbst jenseits ihrer spezifischen Ausprägung durch antagonistische Klassenwidersprüche), welche eine wichtige Bedingung ihrer möglichen, effektiven Überwindung darstellt.

<sup>9</sup> Lukács kommentiert Blochs *Zur Ontologie des Noch-Nicht-Seins* (1961) folgendermaßen: „Es ist ein dekorativ faszinierender italienischer Salat von Subjektivismus, der sich objektiv gibt und von einer sehr spärlichen und abstrakten Objektivität. Es war mir nur angenehm zu sehen, daß Bloch seine linke Ethik doch nicht aufgegeben hat.“ (Lukács am 9.3.1961, zitiert nach Benseler 1986. 733) Hier lässt sich sowohl die politische Nähe erkennen als auch die philosophische Distanz der ehemaligen Jugendfreunde: Während Bloch seine eschatologische Philosophie aus der Möglichkeit als ontologischer Zentralkategorie ableitet, bildet diese in Lukács' *Ontologie* nur eine der Zentralkategorie Wirklichkeit untergeordnete Modalkategorie (vgl. Lukács 1984. 161ff. u. 456ff.).

<sup>10</sup> Schon eher ergeben sich bei Lukács dahingehend Parallelen der grundsätzlichen Ausrichtung mit der Philosophie von Edgar Morin. Dieser betont zwar einerseits die steigende Gefahr der erstmals real möglichen – und nur durch bewusstes Gegensteuern zu verhindernden – Selbstvernichtung der Menschheit aufgrund globaler Zerstörungspotentiale: Insbesondere nennt er die ökologische Krise, die Verbreitung von Massenvernichtungswaffen und die Vervielfältigung militärischer Konflikte, sowie das Fehlen einer regulierten Ökonomie. Dem stellt er jedoch andererseits gerade angesichts dieser Gefahr die, aufgrund des realen Zusammenwachsens der menschlichen Schicksalsgemeinschaft, ebenfalls wachsende Möglichkeit einer notwendigen, bewussten menschlichen „Metamorphose“ entgegen (vgl. Morin 2007). Abgesehen davon bestehen erhebliche Unterschiede in der Gesellschaftsanalyse und den Schlussfolgerungen zwischen den beiden Philosophen.

## Marxistischer Glauben?

Dagegen ist es folgerichtig, wenn Uwe-Jens Heuer sich in seinem Buch *Marxismus und Glauben* zustimmend auf die Gramsci-Passage bezieht (vgl. Heuer 2006. 295). Aus der Perspektive des reifen Lukács allerdings erweist Heuer dem Marxismus einen Bärendienst, wenn er einen Glauben jenseits – pardon: natürlich diesseits<sup>11</sup> – des Gottesglaubens als unverzichtbare Stütze des marxistischen Handelns verstanden wissen will.<sup>12</sup> Es brauche einen Glauben im Marxismus, da

<sup>11</sup> Eine maßgebliche Schwäche der Abhandlung von Heuer ergibt sich aus der mangelnden Unterscheidung des auf jenseitige Transzendenz ausgerichteten (religiösen) Glaubens von dem auf diesseitige Tatbestände (des Alltagslebens) ausgerichteten Glauben, welche dagegen Lukács in Anlehnung an Kant vornimmt (vgl. Lukács 1963a. 115ff.). Der Alltagsglauben werde bei Kant als „Meinen“ aufgeführt. Er sei durch eine prinzipielle Offenheit zum Erkennen gekennzeichnet und könne somit als (verzerrte, noch unvollkommene) Vorform des Wissens charakterisiert werden (vgl. Lukács 1963a. 126). Der religiöse Glaube an eine Transzendenz, deren Merkmal gerade die prinzipielle Unerkennbarkeit sei (vgl. Lukács 1963a. 118), stehe dagegen in striktem Gegensatz zum Wissen, da es von ihm entweder aus sachlichen Gründen unmöglich wäre (Kant), zum Wissen aufzusteigen oder – hier geht Lukács über Kant hinaus – dieser Aufstieg subjektiv nicht gewollt sei. Der religiöse Glaube beanspruche, das Wissen und Erkennen – und damit letztlich auch die Vernunft – zu dominieren, da er sich als höhere Form der Bewältigung der (wesentlichen) Wirklichkeit präsentiere. Insofern sei auch das Dogma in der Religion ein Ausdruck ihrer Lebendigkeit, während es in der Philosophie und Wissenschaft eine Entartung darstelle (vgl. Lukács 1963a. 122ff.).

<sup>12</sup> Ähnlich bemüht um den Glauben, den es als überlebensnotwendige Ressource aus seiner religiösen Formung herauszulösen gelte, zeigt sich Jan Rehmann im *Historisch-Kritisches Wörterbuch des Marxismus* (vgl. Rehmann 2001). Der atheistische Anspruch, die Religion durch eine wissenschaftliche Weltanschauung zu ersetzen, habe sich als rationalistische Illusion erwiesen. Einer Ideologiekritik in der Linie Gramsci, Althusser, Mariátegui verpflichtet, analysiert er die Religion(en) als Kampfplatz widerstreitender Bestrebungen. Es gelte, die subversiv-kritischen Elemente aus den Religionen für ein plurales Gegenobjekt zu gewinnen (vgl. auch Rehmann 2002). Ebenfalls das Verbindende zum Rebellionspotential in religiösen Strömungen, wie aktuell bei der Befreiungstheologie in Lateinamerika, betont der französisch-brasilianische, marxistische Religionssoziologe Micheal Löwy (vgl. Löwy 1998, s. auch Löwy 2006). Die marxistische Kritik des Warenfetischs finde ihre Entsprechung im Kampf der Theologie der Befreiung gegen die tödliche Idolatrie des Marktes, wobei beiden gemeinsam das moralische Ethos gegen die Verdinglichung, die prophetische Revolte und vor allem die Solidarität der Armen und Unterdrückten gegen die Entfremdung sei. Da sich Löwy in die Tradition eines revolutionären Romantizismus des jungen Lukács oder Blochs Überführung der utopischen Hoffnungsschätze der Religionen in einen atheistischen Messianismus stellt, ist es nicht verwunderlich, dass er zusammen mit dem ehemaligen jung-dynamischen Präsidentschaftskandidaten der französischen Trotzkisten (LCR) Olivier Besancenot nach Inspiration für die aktuelle „revolutionäre Praxis“ beim lateinamerikanischen Guevarismus Ausschau hielt (vgl. Besancenot, Löwy 2007). Lukács analysiert in seiner *Ontologie* vielfältig das auf echte „Gattungsmäßigkeit für sich“ gerichtete Rebellionspotential in den Religionen, insbesondere in Sekten und Ketzerbewegungen – wenn er auch deren religiöses Erneuerungspotential skeptisch beurteilt (vgl. Lukács 1986. 655), insbesondere da die Kirchen diesen Erneuerungsbewegungen gegenüber immer wieder eine hohe, den Status Quo bewahrende, Integrationsfähigkeit bewiesen haben (vgl. Lukács 1986. 623). Ebenso brachte er menschlich in hohem Maße aner kennenswerten religiösen Persönlichkeiten großen Respekt entgegen (von Meister Eckehart bis zu Dietrich Bonhoeffer und Simone Weil) und zögerte nicht – gegen Widerstände im kommunistischen Lager – für eine Zusammenarbeit mit fortschrittlichen Theologen (Barth, Niemöller, französische Arbeiterpriester u.a.m.) insbesondere im Friedenskampf zu plädieren (vgl. bei-

„Kämpfen, Handeln und gar der Einsatz des Lebens nicht auf Grund wissenschaftlicher Einsicht, sondern auf der Grundlage einer inneren Überzeugung“ erfolge (vgl. Heuer 2006. 289). Gegen „einseitige Wertungen Lenins“ bemüht er sich dabei um eine „gewisse Ehrenrettung“ von Kant und Fichte (Heuer 2006. 117). Vor allem ihre Betonung des Gewissens (vgl. Heuer 2006. 306) macht die beiden klassischen Philosophen des deutschen Idealismus für Heuer zu wichtigen Bezugspunkten der Erneuerung einer marxistischen Ethik.

Allerdings nimmt es sich verwunderlich aus, wenn Heuer sich neben Gramsci und Bloch auch auf Lukács als Referenzautor für sein erneuertes Denken über das Verhältnis von Marxismus und Religion bezieht (vgl. insbesondere Heuer 2006. 188, 199 u. 204 ff.). So beispielsweise, wenn er suggeriert, es gäbe eine Kontinuitätslinie von der neukantianischen Suche der „ethischen Sozialisten“ Max Adler und Otto Bauer nach „sittliche(r) Billigung“, welche den Kampf für den Sozialismus – jenseits der ökonomischen Notwendigkeit – motivieren könne, bis hin zu Lukács' Ethik, welche sich an das Verantwortungsbewusstsein und Gewissen des Einzelnen wende, von dem die (marxistische) Gesellschaftsphilosophie ihn nicht entlasten könne (vgl. Heuer 2006. 289f.).

Zwar lassen sich durchaus Ansatzpunkte beim jungen Lukács für eine solche Positionsannäherung finden, ihn jedoch pauschal zu einem Kronzeugen für die neukantianische Begründung eines ethischen Glaubens zur Motivierung des Kampfes für den Sozialismus zu machen, geht nicht nur stillschweigend darüber hinweg, dass der reife Lukács seine Frühschriften, insbesondere diejenigen, die sich der Ethik widmen, als in einem „idealistisch-utopischen, revolutionären Messianismus“ befangen kritisierte (vgl. Lukács 1968b. 17)<sup>13</sup>,

---

spielsweise Lukács 1956). Wenn demnach Lukács sicherlich auch für politische Bündnisse mit progressiven religiösen Bewegungen wie der Theologie der Befreiung eingetreten wäre, so kann doch kein Zweifel bestehen, dass schon sein Interesse an der Ontologie ihn für eine klare weltanschauliche Trennung hätte plädieren lassen (vgl. auch Lukács 1987. 26 u. 41). Dieser zufolge ist der religiöse Glauben als eine Entfremdungsform zu betrachten, d.h. als ein im Grundsatz – praktisch wie ideologisch – zu überwindendes Hindernis auf dem Weg der auf Wirklichkeitserkenntnis aufbauenden Emanzipation der Menschheit.

<sup>13</sup> Nachdem die 1916–18 verfasste *Heidelberger Ästhetik* (Lukács 1975) noch neukantianisch geprägt war (vgl. Dannemann 1997. 14) und 1916 *Die Theorie des Romans* (Lukács 1971), „noch im Zustand einer generellen Verzweiflung“ angesichts des 1. Weltkriegs entstand sowie „die Gegenwart in ihr Fichtisch als Zustand der vollendeten Sündhaftigkeit erschien“ (vgl. Lukács 1968b. 17), brachte der 1919 veröffentlichte Aufsatz *Taktik und Ethik* (Lukács 1968a. 43ff.) seinen persönlichen Übergang von der kriegsgeprägten Hoffnungslosigkeit zum idealistisch-messianischen Enthusiasmus angesichts der russischen Revolution zum Ausdruck. Allerdings ist auch diese Übergangsphase in seinen „Lehrjahren des Marxismus“ nur von kurzer Dauer, da er u.a. schon in der Rezension *Die neue Ausgabe von Lassalles Briefen von 1925* (Lukács 1968a. 612ff.) seine Gesellschaftskritik auf eine „konkretere ökonomische Basis“ zurückführt und von der aus er den Fichtischen subjektiven Idealismus bei Lassalle kritisiert. Lukács hebt hierin nach eigener Einschätzung (vgl. Lukács 1968b. 36f.) hervor, dass der philosophische Fichte-Bezug bei Lassalle in einer „rein idealistischen Gesamtschau der Welt verankert“ sei, welche sich in eingebildeter Radikalität gegen die Diesseitigkeit sträube. Diese Besprechung sei zugleich eine theoretische Polemik gegen verbürgerlichende und somit gegen Marx gerichtete Strömungen in



sondern ignoriert auch den Großteil seines hinterlassenen philosophischen Erbes.

Zum einen weist Lukács mehrfach explizit den Neukantianismus zurück, z.B. in der Kritik an den Positionen einiger Vertreter der Marburger Schule (beispielsweise Hermann Cohen und Paul Natorp, vgl. Lukács 1984. 147), wie auch im Rahmen der Auseinandersetzung mit Nicolai Hartmann, welcher mit der Marburger Schule brach und seine dortige ‚Kronprinzen‘-Stellung zugunsten der Hinwendung zur Ontologie aufgab (vgl. Lukács 1984. 422 ff.). Ebenso ausdrücklich kritisierte er die Strömungen um Bernstein und die Austromarxisten Otto Bauer und Max Adler (vgl. Lukács 1984. 574), welche – meist in Abgrenzung zur vorherrschenden mechanischen Verabsolutierung der Notwendigkeit der ökonomischen Zwänge, wie beispielsweise bei Kautsky oder Plechanow – den Marxismus um Kants Philosophie zu ‚ergänzen‘ trachteten und sich dabei, so Lukács‘ Urteil, bürgerlich-erkenntnistheoretisch verselbstständigten (vgl. Lukács 1984. 74f.).

Während der mechanische Materialismus (aber auch z.B. die Prädestinationslehre) das gesamte Sein einer absoluten, homogenen Notwendigkeit unterwirft, beinhaltet Kants schroffe Zweiteilung in eine reine Naturerkenntnis und eine reine Moral einen unüberbrückbaren Dualismus der Welt (vgl. Lukács 1984. 328). Dabei impliziert diese vollständige Trennung der Reiche von theoretischer und praktischer Vernunft auch eine notwendig idealistische Grundlegung und öffnet somit ein weites Feld für den (religiösen) Glauben, auf dem vielfältige Formen des subjektiven Voluntarismus sprießen können.

## Erkenntnistheoretischer Flankenschutz für die Religion

Die Kantische Philosophie zeichnet sich des Weiteren durch die Wende zur Verselbstständigung der Erkenntnistheorie, Methodologie und Logik aus, welche im Neopositivismus und in der analytischen Philosophie ihre reinste Ausprägung findet und den Kern der ideologischen Auseinandersetzung in der Philosophie unserer Epoche bildet.<sup>14</sup> Lukács sieht die gesellschaftliche Missi-

---

der damaligen Sozialdemokratie. Schon 1925 kritisierte Lukács also einen subjektivistisch-idealistischen Voluntarismus, welchen er in der *Ontologie* klar als neukantianisch-ethisch ausgerichtetes Pendant (etwa in der Marburger Schule) zu einer von (absoluter) Notwendigkeit beherrschten äußeren Wirklichkeit analysiert, wie sie beispielsweise im Notwendigkeitsfetisch des „ehernen Lohngesetzes“ zum Ausdruck komme (vgl. Lukács 1984. 148ff.).

<sup>14</sup> Der Darstellung und philosophiegeschichtlichen Herleitung dieses Konfliktes in der Gegenwartsphilosophie ist ein großer Teil des ersten Bandes der *Ontologie* gewidmet, welcher hier natürlich nur in seinen Grundzügen und vornehmlich bezogen auf die Konsequenzen für das religiöse Bedürfnis (vgl. Lukács 1984. 398ff.) angedeutet werden kann. Traditionell spielte die Erkenntnistheorie lediglich eine untergeordnete und ergänzende Rolle zur Ontologie, welche die Erkenntnis der an sich seienden Wirklichkeit zum Ziel und daher die Übereinstimmung der Erkenntnis mit ihrem Gegenstand zum Wahrheitskriterium hatte (vgl. Lukács 1984. 355f.). Der mit Kant sich vollziehenden Verselbstständigung der Erkenntnistheorie wird auch in der aktuellen Wissenschaftstheorie unter dem Begriff „epistemic bias“ bzw. „epistemic fallacy“ eine paradigmatische Bedeutung im wissenschaftlichen Realismus zugeschrieben, wobei Bhaskar die erkenntnistheoretische Verzerrung sogar bis auf den Vorsokratiker Parmenides zurückführt (vgl. Bhaskar 1997. 36 u. 44f.).

on der seit Kant in der Philosophie zur Vorherrschaft gelangten Erkenntnistheorie in der ideologischen Absicherung der Hegemonie der Naturwissenschaftler – im Sinne einer ungehemmten wissenschaftlichen Entwicklung als wesentliche Bedingung kapitalistischer Expansion – bei gleichzeitiger Wahrung des ideologischen Spielraums für eine religiöse Ontologie, welche gesellschaftlich zur Herrschaftsabsicherung benötigt wird (vgl. Lukács 1984. 7f.). Ihre reinste Ausprägung im Neopositivismus – und hier trifft dieser sich mit dem Existentialismus – gipfelt in der Ablehnung der „metaphysischen“ Frage der Wirklichkeit. Trotz rasanten Fortschritts der wissenschaftlich-technischen Beherrschung der Natur, sichert der Neopositivismus somit, vermittelt der ontologischen Abstinenz, der Religion einen Ehrenplatz in Bezug auf die Regelung des gesellschaftlichen Miteinanders der Menschen.

Die Philosophie liefert mit der Evakuierung der ontologischen Frage nach der Wirklichkeit den ideologischen Flankenschutz für die seit Bellarmin immer wieder (damals v. a. gegenüber Galileo und Giordano Bruno) aufgestellte Forderung der katholischen Kirche nach der Anerkennung einer doppelten Wahrheit, welche die Wissenschaft auf die praktische Erforschung der Welt der Erscheinungen beschränkt und das Ergründen des Wesens der Welt und des Menschen der Religion überlässt (vgl. Lukács 1984. 533). Die auf die gesellschaftliche Emanzipation und damit auf die Überwindung von Ausbeutung und Entfremdung ausgerichtete marxistische Weltanschauung habe daher auf philosophischem Terrain den Kampf gegen die – letztlich herrschaftssichernde – Hegemonie der Erkenntnistheorie zu führen.

## Ethische Erneuerung des Marxismus

Zwar berührt Heuer mit seinem Anliegen einer ethischen Grundlegung, insbesondere vor dem realsozialistischen Erfahrungshintergrund, durchaus eine entscheidende Dimension der Erneuerung des Marxismus. Und er hat Recht, wenn er dem Einzelnen einen zentralen Platz einräumen will, verbunden mit Begriffen wie „Gewissen“, „Charakterfestigkeit“ und „Kraft zum Widerspruch“ (vgl. Heuer 2006. 306).<sup>15</sup> Allerdings irrt er deutlich in seinem Lö-

<sup>15</sup> Daher ist Heuer durchaus zuzustimmen, wenn er feststellt: „Marxist zu sein, ist nicht nur die Wahl einer Theorie, sondern zugleich die Wahl einer Haltung. Insofern wendet sich der Marxismus an den einzelnen.“ (Heuer 2006. 306) Die Besetzung des Feldes der ethischen Sinngebung nimmt an Dringlichkeit sogar zu gegenüber der Zeit, in der Lukács die Religion und insbesondere die katholische Kirche während des zweiten vatikanischen Konzils noch in die Defensive gedrängt sah und in der die ideologischen Kämpfe des 17. u. 18. Jahrhunderts darüber, ob ein sittliches Leben mit Religionslosigkeit oder gar Atheismus vereinbar sei, der Vergangenheit anzugehören schienen (vgl. Lukács 1986. 614). Vor dem Hintergrund des (vorläufigen) Triumphs über den (marxistischen) Materialismus ist ein typischer, wie Lukács sagen würde (vgl. Lukács 1963b. 710), Bedeutungsgewinn der Religiosität als Reaktion auf die Zuspitzung der krisenhaften Weltlage zu konstatieren. Papst Benedikt XVI. sieht seine Mission darin, ideologischen Terrainverlust durch eine konservative Offensive wettzumachen, welche mit dem universalen Wahrheitsanspruch des Glaubens letztlich die Unterordnung der Vernunft unter den Glauben fordert (vgl. Holz 2007, s. auch: *Hoping, Tück* 2005). Das Argument des Papstes lautet dabei, dass sich ohne religiöse Grundlegung kein moralisches Handeln rechtfertigen lässt.

sungsansatz der Rehabilitierung eines marxistischen Glaubens mit Bezug auf Kant und Fichte. Diesem lässt sich mit Lukács und in Anlehnung an Marx eine Ontologie der Überwindung der „metaphysischen Antinomie von Freiheit und Notwendigkeit im menschlichen Handeln“ (vgl. Lukács 1984. 328) entgegensetzen<sup>16</sup>, welche, die Spezifik des gesellschaftlichen Seins aus der Analyse des Zusammentreffens von Teleologie und Kausalität in der Arbeit ableitend (vgl. Lukács 1986. 7 ff.), eine marxistische Subjekttheorie begründen kann. Seine Ontologie des gesellschaftlichen Seins legt das materialistische Fundament einer erneuerten einheitlichen Weltanschauung, auf der sich eine durch menschliche Emanzipation auf Überwindung von Entfremdung gerichtete Ethik entwickeln lässt, ausgerichtet auf rationales Erkennen der Wirklichkeit diesseits von Religion und Glauben.

## Literatur

- Frank Benseler (1986): Nachwort des Herausgebers. – In: Georg Lukács: Zur Ontologie des gesellschaftlichen Seins. 2. Halbband. Zur Ontologie des gesellschaftlichen Seins. Zweiter Teil. Hrsg. v. Frank Benseler. Darmstadt, Neuwied (Werke 14). 731–753.
- Olivier Besancenot, Michael Löwy (2007): Che Guevara, une braise qui brûle encore. Paris.
- Roy Bhaskar (1997): A realist theory of science. London.
- Ernst Bloch (1961): Philosophische Grundfragen 1. Zur Ontologie des Noch-Nicht-Seins. Frankfurt.
- Manfred Buhr, Georg Klaus (Hrsg.) (1975): Philosophisches Wörterbuch. 11. Aufl. 2 Bände. Leipzig.
- Rüdiger Dannemann (1997): Georg Lukács zur Einführung. Hamburg.
- Dietrich Dörner (2002): Die Logik des Mißlingens. Strategisches Denken in komplexen Situationen. 15. Aufl. Reinbek bei Hamburg (rororo-Sachbuch 19314).
- Eric Fassin (2007): Sarkozy, ou l'art de la confusion. In: Le Monde vom 13.04.2007.
- Antonio Gramsci (1980): Zu Politik, Geschichte und Kultur. Ausgewählte Schriften. 2. Aufl. Leipzig.

---

tigen lasse (vgl. *Papst Benedikt XVI.* 12.09.2006 u. 2007), da eine Transzendenz-verwaiste Vernunft „verrückt“ würde und nach Auschwitz und in den Gulag führe (vgl. *Tincq* 2007, s. auch: *Wenzel, Flasch* 2007). Der Kampf um die ideologische Vorherrschaft kommt derzeit insbesondere in der bedenklichen weltweiten Ausbreitung des Neokreationismus zum Ausdruck, insbesondere in Form des „intelligent-design“-Konzepts, sodass auch der Europäische Rat vor seinem Eindringen in Wissenschaft und Bildungswesen warnt (vgl. *Le Bars* 2007). Selbst in Frankreich mit einer sehr ausgeprägten Tradition der Trennung von Kirche und Staat, amerikanisiert Staatspräsident Sarkozy seinerzeit das Verständnis des Laizismus, indem er die traditionelle Zielrichtung der Befreiung des öffentlichen Raums von jeglicher religiöser Bevormundung durch eine öffentliche Förderung der Religionsausübung ersetzte (vgl. *Vernet* 2007) – und dies ganz im Sinne des Papstes damit begründete, dass ohne religiöse Fundierung keine Moral zu machen sei (vgl. *Quiniou* 2007). Gegen dieses staatlich geförderte Vordringen des Irrationalismus ist der Bezug auf eine erneuerte marxistische Philosophie und Ethik dringend geboten.

<sup>16</sup> Lukács verweist jedoch darauf, dass unter Stalin der Marxismus – parallel zum bürgerlichen Neopositivismus mit seiner philosophischen Rechtfertigung allseitiger Manipulation – ebenfalls „wieder zu einer unorganischen Mischung von mechanischer Notwendigkeit und Voluntarismus (grobe Manipulation) entstell“ worden sei (vgl. *Lukács* 1986. 548). Die ontologische Erneuerung des Marxismus müsse sich daher sowohl gegen neukantianisch-neopositivistische Einflüsse der Verdrängung der Dialektik im Westen als auch gegen die taktische Kanonisierung zur Rechtfertigung einer voluntaristischen Manipulation im Osten durchsetzen (vgl. *Lukács* 1984. 111f.).

- Uwe-Jens Heuer (2006): *Marxismus und Glauben*. Hamburg.
- Hans Heinz Holz (2007): Joseph Ratzinger, der Papst aus Karthago. In: *junge Welt* vom 20.10.2007.
- Helmut Hopping, Jan-Heiner Tück (2005): Der Wahrheitsanspruch des Glaubens – Joseph Ratzingers theologisches Profil. In: *Neue Zürcher Zeitung* vom 22.04.2005.
- Stéphanie Le Bars (2007): Le Conseil de l'Europe souligne les dangers du créationnisme dans l'éducation. In: *Le Monde* vom 26.06.2007.
- Michael Löwy (1998): *La guerre des dieux. Religion et politique en Amérique Latine*. Paris.
- Ders. (2006): Leonardo Boff et Frei Betto, la théologie de la libération. In: Chiara Bonfiglioli, Sebastian Budgen (Hrsg.): *La planète altermondialiste. Guide critique de la pensée de Samir Amin, Pierre Bourdieu, Bernard Cassen, Noam Chomsky, Susan George, Naomi Klein, Sous-Cdt Marcos, Toni Negri, Arundhati Roy, etc.* Paris (Collection La dis-corde 28).
- Georg Lukács (1956): Der Kampf des Fortschritts und der Reaktion in der heutigen Kultur. In: *Aufbau*, H. 9, 762 ff.
- Ders. (1963a): *Werke*. Bd. 11: Ästhetik 1. Die Eigenart des Ästhetischen. 1. Halbband. Hrsg. v. Frank Benseler. Berlin, Neuwied.
- Ders. (1963b): *Werke*. Bd. 12: Ästhetik 2. Die Eigenart des Ästhetischen. 2. Halbband. Hrsg. v. Frank Benseler. Berlin, Neuwied.
- Ders. (1968a): *Werke*. Bd. 2: Frühschriften II. Geschichte und Klassenbewußtsein. Hrsg. v. Frank Benseler. Berlin, Neuwied.
- Ders. (1968b): Vorwort (1967). In: *Werke* Bd. 2: Frühschriften II. Geschichte und Klassenbewußtsein. Hrsg. v. Frank Benseler. Berlin, Neuwied. 11–41.
- Ders. (1971): Die Theorie des Romans. Ein geschichtsphilosophischer Versuch über die Formen der großen Epik (1916/1920). Berlin, Neuwied.
- Ders. (1975): *Werke*. Bd. 17: Frühe Schriften zur Ästhetik II. Heidelberger Ästhetik (1916-1918). Hrsg. v. Frank Benseler u. György Márkus. Darmstadt, Neuwied.
- Ders. (1984): *Werke*. Bd. 13: Zur Ontologie des gesellschaftlichen Seins. 1. Halbband: Prolegomena & Zur Ontologie des gesellschaftlichen Seins. Erster Teil. Hrsg. v. Frank Benseler. Darmstadt, Neuwied.
- Ders. (1986): *Werke*. Bd. 14: Zur Ontologie des gesellschaftlichen Seins. 2. Halbband: Zur Ontologie des gesellschaftlichen Seins. Zweiter Teil. Hrsg. v. Frank Benseler. Darmstadt, Neuwied.
- József Lukács (1987): Die Probleme von Religion und Irrationalität im Schaffen von Georg Lukács. In: Manfred Buhr, József Lukács (Hrsg.): *Geschichtlichkeit und Aktualität. Beiträge zum Werk und Wirken von Georg Lukács*. Berlin. 26–46.
- Karl Marx (1839-1844): Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. Einleitung. [1844]. – In: *Marx-Engels-Werke* (1956 ff.). Berlin. Bd. 1. 378–391.
- Ders. (1845-1846): Thesen über Feuerbach. In: *Marx-Engels-Werke* (1956 ff.). Berlin. Bd. 3. 5–7.
- Ders. (1846-1848): Das Elend der Philosophie. Antwort auf Proudhons "Philosophie des Elends". In: *Marx-Engels-Werke*. (1956 ff.). Berlin. Bd. 4. 63–182.
- Edgar Morin (2006): *Éthique. La Méthode*, Tome 6. Paris.
- Ders. (2007): *Vers l'abîme*. Paris.
- Papst Benedikt XVI. (2006): Ansprache vor den Vertretern aus dem Bereich der Wissenschaften. Universität Regensburg, am 12.09.2006.
- Ders. (2007): *Spe Salvi*. Enzyklika. Über die christliche Hoffnung. Rom.
- Yvon Quiniou (2007): Laïcité: l'approche sarkozyenne. In: *Le Monde* vom 28.12.2007.
- Jan Rehmann (2001): *Glauben*. In: Wolfgang Fritz Haug (Hrsg.): *Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus. Gegenöffentlichkeit bis Hegemonialapparat*. Hamburg (Eine Veröffentlichung des Berliner Instituts für Kritische Theorie (InkriT)). Bd. 5. 787–792.

- Ders. (2002): Besser brüllen, Löwe! Klaus Theweleits Schelte der Religion fällt hinter Feuerbach und Marx zurück. In: Freitag 45 vom 01.02.2002.
- Jean-Paul Sartre (1960): Critique de la raison dialectique. I. Théorie des ensembles pratiques. Précédé de Questions de méthode. Paris.
- Lucien Sève (1974): Analyses marxistes de l'aliénation: Religion et économie politique. – In: Centre d'études et de recherches marxistes (Hrsg.): Philosophie et religion. Cycle de conférences, [1972-1973]: avec la participation d'Olivier Bloch, Guy Besse, Jacques Milhau... [et al.]. Paris. 203–254.
- Ders. (2012): Aliénation et émancipation. Précédé d'„Urgence de communisme“. Suivi de Karl Marx, 82 textes du *Capital* su l'aliénation. Paris.
- Nicolas Tertulian (2005a): De l'intelligibilité de l'histoire. – In: Vincent Charbonnier, Eustache Kouvélakis (Hrsg.): Sartre, Lukács, Althusser: des marxistes en philosophie. Paris (Actuel Marx Confrontation). 63–77.
- Ders. (2006): Aliénation et désaliénation. Une confrontation Lukács-Heidegger. In: Actuel Marx (Nanterre), H. 39 (Nouvelles aliénations), 29–53.
- Ders. (2008): Entfremdung und ihre Überwindung: eine Konfrontation Lukács - Heidegger. Übersetzt von Claudius Vellay. In: Marx-Engels-Stiftung (Hrsg.): Konturen eines zukunfts-fähigen Marxismus. Köln.
- Henri Tincq (2007): Frédéric Lenoir: qui a sauvé le Christ? Critique. In: Le Monde des livres vom 21.12.2007.
- Daniel Vernet (2007): Dieu bénisse l'Amérique. Chronique. In: Le Monde, 26.12.2007.
- Knut Wenzel, Kurt Flasch (2007): Die Religionen und die Vernunft. Die Debatte um die Regensburger Vorlesung des Papstes. Freiburg im Breisgau.

*Rolf Hecker/Jörn Schütrumpf*

## **Die MEW-Ausgabe wird erneuert**

### **Zur Neuherausgabe von Band 40 der MEW durch die Rosa-Luxemburg-Stiftung**

Die blauen Bände der MEW sind eine Legende. 1990 sah man sie in der untergehenden DDR mancherorts in Papiercontainern verschwinden. Im Westen, wo sie seit den Siebzigern – mit eingelegten Zetteln und aufgebrochenen Buchrücken – so manche gesinnungsfeste WG geziert hatten, wanderten sie oft in die zweite Reihe.

Heute ist eine Generation nachgerückt, die Alternativen zur Alleinherrschaft des Kapitalismus wieder vermisst und bei der Suche nach einer preiswerten „Kapital“-Ausgabe nicht nur in Antiquariaten auf die MEW stößt. Schienen in den Neunzigern die blauen Bände als Applikationen eines gescheiterten Systems auf dem Weg ins Vergessen, sind sie heute so gefragt, dass sie Band für Band neu herausgegeben werden (müssen).

### **MEW und MEGA**

Entsprechend einem Beschluss des ZK der SED zum Karl-Marx-Jahr 1953 erschien der erste Band der MEW im Januar 1957 im Dietz Verlag Berlin. Und bereits 1968, anlässlich des 150. Geburtstages von Karl Marx, lag diese bislang umfassendste Ausgabe der Schriften und Briefe von Marx und Engels in 39 Bänden, zwei Ergänzungsbänden und zwei Register- bzw. Verzeichnisbänden abgeschlossen vor. Dies stellt – auch aus heutiger Sicht – eine bemerkenswerte wissenschaftlich-editorische, verlegerische und buchgestalterische Leistung dar. Grundlage der Ausgabe war in Anordnung der Texte und in der Kommentierung die zweite sowjetische Werkausgabe.<sup>1</sup> In dieser Hinsicht stellen einige Bände bis heute ein Phänomen dar, wenn es z.B. heißt, dass das Vorwort „im wesentlichen dem Vorwort [...] der zweiten russischen Ausgabe“ folgt (MEW 36, S. XXV). Neben der ideologischen Überfrachtung und der mittlerweile auch wissenschaftlich veralteten Kommentierung, gab es auch Probleme mit der Textanordnung. So wurden z.B. in den Band 1 nicht die „Ökonomisch-philosophischen Manuskripte von 1844“ aufgenommen, weil sie nur für einen kleineren Kreis von Fachleuten von Interesse wären. Außerdem handele es sich um „einige vom idealistischen, linkshegelianischen Standpunkt aus verfaßte Frühschriften“. Glücklicherweise wurde dieser Umstand korrigiert und es erschien 1968, sozusagen zum Abschluss der Ausgabe, ein Ergänzungsband mit den fehlenden Texten, der nunmehr als Band 40 in

---

<sup>1</sup> Siehe: Die Marx-Engels-Werkausgaben in der UdSSR und DDR (1945–1968). Hrsg. und Red.: Carl-Erich Vollgraf, Richard Sperl und Rolf Hecker. Hamburg 2006 (Beiträge zur Marx-Engels-Forschung. Neue Folge. Sonderband 5).

überarbeiteter Form neu herausgegeben wird. Ende der 1970er Jahre wurde beschlossen, dem sowjetischen Vorbild weiter zu folgen und die Ausgabe mit Ergänzungsbänden zu erweitern; 1983 und 1990 folgten die Bände 42 und 43.

Mittlerweile hat jedoch die MEW-Ausgabe ihre Monopolstellung eingebüßt. Seit 1975 erscheint die historisch-kritische Marx-Engels-Gesamtausgabe. Sie präsentiert alle von Marx und Engels hinterlassenen Werke, Schriften, Manuskripte, Exzerpte und Briefe und wird einmal 114 Bände umfassen, von denen bisher 60 Bände erschienen sind.<sup>2</sup> Durch diese „Konkurrenz“ schien es, dass die MEW ihre Bedeutung verlieren würden. Aber so zeigt z.B. die Herausgabe des „Historisch-kritischen Wörterbuchs des Marxismus“<sup>3</sup> eine Schwierigkeit beim Zitieren von Marx' oder Engels' Texten: Es sind noch nicht alle bedeutenden Schriften und Manuskripte, und vor allem noch lange nicht alle überlieferten Briefe von/an Marx und Engels in der MEGA<sup>2</sup> veröffentlicht. Daher wird soweit wie möglich auf die MEGA<sup>2</sup> zurückgegriffen und, wiederum soweit als möglich, auch die MEW-Ausgabe mitgeliefert. So oder ähnlich wird inzwischen in vielen wissenschaftlichen Publikationen verfahren.<sup>4</sup>

Die MEW weisen im Unterschied zur MEGA<sup>2</sup> keine Gliederung nach Abteilungen auf, ihre 39 regulären Bände sind fortlaufend durchnummeriert und für die Ergänzungsbände wird die Zählung weitergeführt. Bei näherem Hinsehen ist jedoch zu erkennen, dass sich dahinter eine Gliederung des dargebotenen Materials in drei Gruppen verbirgt: die Bände 1 bis 22 enthalten Werke, Schriften und Artikel, die Bände 23 bis 26 die drei Bände des „Kapitals“ und das Manuskript „Theorien über den Mehrwert“ als so genannter vierter Band dieses Werkes, die Bände 27 bis 39 die Briefe von Marx und Engels. Innerhalb der Gruppen folgt die Textanordnung einem chronologischen Prinzip für die Arbeiten beider Autoren, ausgehend von dem Zeitpunkt ihrer Erstveröffentlichung bzw. der Fertigstellung des Manuskripts. In den einzelnen Briefbänden erfolgte jedoch noch eine Unterteilung in den Briefwechsel zwischen Marx und Engels und in die Briefe von Marx und Engels an dritte Personen. Dies wurde mit der besonderen Rolle und Bedeutung der erstgenannten Korrespondenz begründet, erschwert jedoch das Erkennen vieler zeitlicher und thematischer Zusammenhänge der Briefinhalte.

## MEW als „Studienausgabe“

Die MEW als Studienausgabe umfassen laut ihrer Konzeption alle abgeschlossenen Werke, Schriften und Artikel, die zu Lebzeiten im Druck erschienen sind,

<sup>2</sup> Siehe Halbzeit der MEGA<sup>2</sup>: Bilanz und Perspektiven. Manfred Neuhäus und Gerald Hubmann im Gespräch mit Rainer Holze. In: Z 85, März 2011, S. 94–104; Martin Hundt: Der Fortgang der MEGA<sup>2</sup> und einige aktuelle Debatten um Marx' Werk. In: Ebenda, S. 105–121.

<sup>3</sup> Siehe Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus, herausgegeben von Wolfgang Fritz Haug, Frigga Haug und Peter Jehle, bisher erschienen die Bände 1–7.II (Argument Verlag Hamburg).

<sup>4</sup> Siehe das von der IMES herausgegebene Marx-Engels-Jahrbuch (Akademie Verlag Berlin) oder die von Carl-Erich Vollgraf, Richard Sperl und Rolf Hecker herausgegebenen „Beiträge zur Marx-Engels-Forschung. Neue Folge“ (Argument Verlag Hamburg).

zuzüglich einer Auswahl von nachgelassenen Manuskripten, Entwürfen und Vorarbeiten. Sie enthalten fast 1700 Schriften. Darunter waren viele bis dahin unbekannt gebliebene Arbeiten – in Bd. 1 bis 22 mehr als 400. Weiterhin brachte die Ausgabe 4171 Briefe, darunter zum ersten Mal alle von Marx und Engels an dritte Personen gerichtete Briefe, über ein Drittel davon – ebenfalls ein Novum – ins Deutsche übertragen.

Die MEW als „Studienausgabe“ einzuordnen und zu begreifen, setzte sich erst im Verlaufe der Zeit durch. Dennoch lässt sich feststellen, dass die MEW ungeachtet einer spürbaren Anhebung des Standards für Studienausgaben in den letzten Jahrzehnten auch heutigen editorischen Maßstäben weitgehend gerecht werden. Das bedeutet, dass die Texte vollständig nach einem Quellenvergleich abgedruckt, fremdsprachige Texte und Passagen ins Deutsche übersetzt und die moderne Orthographie angewandt wurden. Die Bände verfügen über ein Vorwort und über Erläuterungen, bestimmte Verzeichnisse und Register. Dies weitgehend auf dem Wissensstand der 1950/60er Jahre und – wie bereits erwähnt – nach sowjetischem Vorbild und auf Grundlage des Marxismus-Leninismus. Als Anfang der 1980er Jahre die Arbeit an den Ergänzungsbänden begann, entschied man auch, bei Neuauflagen von MEW-Bänden zu prüfen, ob eine Überarbeitung des kommentierenden Anhangs auf Grundlage des entsprechenden MEGA<sup>2</sup>-Bandes möglich ist.

## Überarbeitungen und Nachdrucke

Diesen Überlegungen entsprechend erschien Band 1 in der 13. Auflage 1981 mit einem neuen Vorwort und erweitertem Erläuterungsapparat (statt 201 *Anmerkungen* nunmehr 241). Das *Literaturverzeichnis* wurde neu nach MEGA<sup>2</sup>-Prinzipien aufgebaut und in Rubriken eingeteilt. Das *Personenverzeichnis* wurde um neu identifizierte Personen ergänzt und in der Kommentierung erweitert, siehe z.B. Bruno Bauer oder Hegel. Auch Wertungen wurden verändert, z.B. Bülow-Cummerow war früher „preußischer konservativer Publizist und Politiker“ und wurde in der 13. Auflage zu einem „preußischen Schriftsteller und Politiker; Vertreter des pommerschen Junkertums“.<sup>5</sup> Außerdem erschien Band 7 1982 in 8. Auflage, überarbeitet auf der Grundlage von MEGA<sup>2</sup>-Band I/10 und des Bandes 10 der englischen *Collected Works*. Die erwähnten Bände 42 und 43 beruhen auf den MEGA<sup>2</sup>-Bänden II/1 und II/3.1. Dieser von der Marx-Engels-Abteilung im Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED und dem Dietz Verlag Berlin begonnene Weg zur Neuherausgabe von MEW-Bänden wurde 1990 abgebrochen.

Seit 1999 erscheinen die MEW-Bände in der Herausgeberschaft der Rosa-Luxemburg-Stiftung im Karl Dietz Verlag Berlin. Es ist bemerkenswert, dass Stiftung und Verlag trotz begrenzter Ressourcen sich dem Projekt MEW mit derart großem Engagement angenommen haben.<sup>6</sup> Nunmehr ist die Werkaus-

<sup>5</sup> Siehe MEW I, S. 643. Diese Charakteristik folgte der in MEGA<sup>2</sup> I/1 (1975), S. 1306, gegebenen.

<sup>6</sup> Ebenso gefördert wurde in diesem Zeitraum seit 2006 die Einzelausgabenreihe „Kapital 1.1-



gabe wieder vollständig lieferbar. Fünf Bände wurden seit 2006 in der Kommentierung komplett überarbeitet, 12 Bände seit 1999 nachgedruckt und eine Register-CD erstellt. Es handelt sich dabei im Einzelnen um folgende Bände:

- *Überarbeitet*: Bd. 1 (16. überarb. Aufl. 2006), Bd. 8 (9. überarb. Aufl. 2009), Bd. 41 (1. Aufl. 2008), Supplement zu Bd. 23 auf CD (2011), Bd. 40 (3. überarb. und erw. Auflage 2012).
- *Nachgedruckt*: Bd. 5 (9. Aufl. 2009), Bd. 6 (8. Aufl. 1999), Bd. 17 (9. Aufl. 1999), Bd. 23 (23. Aufl. 2008), Bd. 24 (12. Aufl. 2010), Bd. 25 (16. Aufl. 2008),<sup>7</sup> Bd. 26.1 (7. Aufl. 2000), Bd. 26.2 (6. Aufl. 2000), Bd. 27 (7. Aufl. 2000), Bd. 32 (5. Aufl. 2009), Bd. 34 (5. Aufl. 2000), Bd. 42 (2. Aufl. 2005), *Sachregister* (erstmalig erschienen 1989) und zwei *Verzeichnisbände* zu den Bänden 1 bis 39 auf CD.

Was erwartet den Benutzer, wenn er sich entschließen sollte, die überarbeiteten Bände für seine Bibliothek zu erwerben? Mit dem *Band 1* (Marx. 1842–1844) erhält der Leser, wie schon dargestellt, eine 1981 veröffentlichte Bearbeitung mit einem neuen Vorwort von Richard Sperl und Rolf Hecker. Darin werden die Editions-geschichte der MEW und der Inhalt des Bandes resümierend dargestellt. Auch für die weiteren neu bearbeiteten Bände wurden neue Vorworte (Rolf Hecker) verfasst, die in kurzer, prägnanter Weise auf den Inhalt eingehen. Es wird jeweils ein Verzeichnis der benutzten MEGA<sup>2</sup>-Bände, weiterer historischer Ausgaben und ausgewählter Forschungsliteratur angefügt. Außerdem wurde ein Gesamtverzeichnis der frühen Schriften von Marx und eines von Engels bis August 1844 und ihre Veröffentlichung in den MEW und in der MEGA<sup>2</sup> aufgenommen.<sup>8</sup> In *Band 8* (Marx/Engels. August 1851 – März 1853) wurde der Anhang vollständig überarbeitet, also Anmerkungen, Literatur- und Personenverzeichnis. Das Verzeichnis „Karl Marx und Friedrich Engels. Daten aus ihrem Leben und ihrer Tätigkeit. August 1851 bis März 1853“ wurde neu erarbeitet, wobei die Quellen für die Angaben nachgewiesen werden. Bei *Band 41* (Engels. Schriften 1839–1844) musste ein anderer Weg gegangen werden. Der Textteil musste neu gesetzt werden, da sich aus dem Textvergleich mit dem MEGA<sup>2</sup>-Band I/3 erhebliche Korrekturen ergaben. Es wurde sich jedoch darum bemüht, Seitenverschiebungen zu vermeiden, um die Verweise auf Texte dieses Bandes weiterhin benutzbar zu erhalten. Bei der

---

4“, herausgegeben von Rolf Hecker. Die Hefte enthalten. Kapital 1.1: Die Zusammenfassung des Ersten Bandes des „Kapitals“ verfasst vom Autor (Sechstes Kapitel: Resultate des unmittelbaren Produktionsprozesses – nicht in der MEW enthalten, auf Grundlage von MEGA<sup>2</sup> II/4.1); Kapital 1.2: Die sogenannte ursprüngliche Akkumulation. Vierundzwanzigstes Kapitel des ersten Bandes des „Kapitals“ (aus MEW, Bd. 23); Kapital 1.3: Briefe über das „Kapital“ (zusammengestellt aus den Briefbänden der MEW); Kapital 1.4: Friedrich Engels über das „Kapital“. Rezensionen. Konspekt. Texte.

<sup>7</sup> Die Bände des „Kapitals“ wurden auch als Einzelausgabe in neuen Auflagen nachgedruckt: Band 1 (39. Aufl. 2008), Band 2 (33. Aufl. 2012), Band 3 (34. Aufl. 2012).

<sup>8</sup> Das Gesamtverzeichnis für Marx' Schriften und Briefe wurde in Band 40 und das für Engels in Band 41 nachgedruckt.

Kommentierung wirkte sich die seit den 1970er Jahren erschienene Forschungsliteratur über den jungen Engels erheblich aus. Durch den Neusatz hat sich die Anzahl der Anmerkungen verdoppelt. Im Personenverzeichnis konnten viele Daten präzisiert, bzw. Personen identifiziert werden. Ähnliche Probleme mit der Textdarbietung wie in diesem Band ergaben sich auch beim *Band 40* (Marx. Schriften und Briefe. November 1837 – August 1844). Um einen Neusatz zu vermeiden, haben wir uns entschieden, ein „Verzeichnis inhaltlich relevanter Änderungen der Transkriptionen aus dem Vergleich mit der Textwiedergabe in der MEGA<sup>2</sup>“ aufzunehmen. Ebenso wie bei den anderen Bänden wurde der Anhang neu bearbeitet, wobei hier besonders hervorhebenswert der neue, 31seitige Überblick „Karl Marx. Daten seines Lebens und seiner Tätigkeit. 1818 bis August 1844“ (in Band 1 umfasst dieser lediglich fünf Seiten).<sup>9</sup>

Der *Band 23* (Marx: Das Kapital. Erster Band) ist der meistverkaufte Band der MEW; es erschien bereits die 23. Auflage seit 1962. Herausgeberin und Verlag haben daher entschieden, diesen Band in seiner historischen Gestalt zu belassen und durch eine Supplement CD zu ergänzen.<sup>10</sup> Das nun auf Datenträger vorliegende und mit Hilfe eines Suchprogramms erschließbare Supplement ergänzt diese Ausgaben nach heutigem Wissensstand. Nach einer kurzen Einführung wird die Editions-geschichte des „Kapitals“ resümiert. Im Hauptteil des Supplements werden alle notwendigen und belegbaren Text- und Druckfehlerkorrekturen seit 1962 aufgeführt. Weiterhin werden die Textunterschiede zwischen den verschiedenen deutschen Ausgaben (1867, 1872, 1883), ausgehend von der hier gedruckt vorliegenden 4. Auflage (1890) des ersten Bandes, die von Marx oder Engels vorbereitet worden waren, verzeichnet. Die Änderungen und Ergänzungen in der französischen Ausgabe (1875), die in der 3. und 4. deutschen Auflage keine Berücksichtigung fanden, werden hier erstmals in deutscher Sprache veröffentlicht. Durch diese beiden Verzeichnisse kann die Textentwicklung detailliert nachvollzogen werden. Der abschließende Teil des Supplements umfasst den überarbeiteten Anhang (redaktionelle Anmerkungen) und die überprüften Register (Literatur-, Namens- und Sachregister); dadurch werden die gedruckten Register ersetzt. Alle im Text übersetzten Zitate werden in der Originalsprache wiedergegeben.

Die Überarbeitung der MEW wird mit zwei Bänden fortgesetzt werden können. Zunächst folgt 2013 der *Band 13* (Marx/Engels. Januar 1859 – Februar 1860), der u.a. Marx' Schrift „Zur Kritik der politischen Ökonomie“ enthält. Danach soll der *Band 44* (Grundlage ist MEGA<sup>2</sup> II/3.5 und 3.6) folgen. Er setzt die in Band 43 (1. Aufl. 1990) begonnene Veröffentlichung von Heften des ökonomischen Manuskripts von 1861–1863 fort. Dieses Manuskript umfasst 23 Hefte, in Band 43 sind die ersten fünf Hefte, in Band 26.1–3 die Hefte VI–XV („Theorien über den Mehrwert“) und in Band 44 die Hefte XVI bis XXIII enthalten. Damit

<sup>9</sup> Die Bearbeitung dieser Bände erfolgte durch Rolf Hecker unter Mitwirkung von Martin Hundt, Erhard Kiehnbäum, François Melis, Manfred Schöncke und Richard Sperl.

<sup>10</sup> Die Bearbeitung erfolgte durch Manfred Müller, die technische Realisierung durch Christian Spohn.

wird nach den „Grundrissen zur Kritik der politischen Ökonomie“ auch der zweite Entwurf des „Kapitals“ vollständig in den MEW als Studienausgabe präsent sein.<sup>11</sup>

Die Herausgabe der MEW unterliegt natürlich auch Marktzwängen und wirtschaftlichen Möglichkeiten. So hat der Karl Dietz Verlag die Spendenkampagne „Marx statt Stadtschloß“ ins Leben gerufen. Während für den Aufbau des Schlosses in der Berliner Mitte Millionen Euro gesammelt werden, geht es hier um das Werk der beiden großen deutschen Denker, das zu einem erschwinglichen Preis angeboten werden soll. Daher ist den über 200 Einzelspendern und Institutionen, die den Druck der Bände gefördert haben, herzlich zu danken.<sup>12</sup>

---

<sup>11</sup> Die berühmten „Grundrisse“ wurden 1939/41 in zwei Bänden in Moskau erstmals veröffentlicht. 1953 folgte ein Reprint durch den Dietz Verlag, durch den dieses Manuskript in die wissenschaftliche Zirkulation eindrang. Nach einer Nachauflage 1973 folgte 1982 die Herausgabe als MEW-Band 42. Über die Editions-geschichte der „Grundrisse“ siehe auch: Rolf Hecker: Fortsetzung und Ende der ersten MEGA<sup>2</sup> zwischen Nationalsozialismus und Stalinismus (1931–1941). In: Stalinismus und das Ende der ersten Marx-Engels-Gesamtausgabe (1931–1941), Hamburg 2001, S. 252–267 (Beiträge zur Marx-Engels-Forschung. Neue Folge. Sonderband 3).

<sup>12</sup> Jeder Spender wird im geförderten MEW-Band als Dank auf einem Vorblatt namentlich genannt. Wer mindestens 100 Euro spendet und seine Adresse mitteilt, erhält sofort nach Erscheinen des Bandes ein Belegexemplar.

*Hermann Klenner*

## **Zur Erinnerung an Uwe-Jens Heuer (11.07.1927 – 22.10.2011)**

Heuer wurde am 11. Juli 1927 als Sohn eines promovierten Juristen und sozialdemokratischen Kommunalpolitikers in Essen geboren. Im kriegszerstörten Berlin immatrikulierte er sich 1946 an der Juristenfakultät der Humboldtuniversität, an der er zehn Jahre später mit einer bis heute unüberholten Dissertation über die geistigen Gegensätze bei der Ausarbeitung des Allgemeinen Landrechts für die Preußischen Staaten von 1794 zum Dr. jur. promovierte und sich 1963 mit einer wirtschaftsrechtlichen Arbeit auch habilitierte, die zugleich seinen Übergang in dieses Fachgebiet der Jurisprudenz einleitete, das er mit mehreren radikal konzipierten Monographien über die Möglichkeiten und Notwendigkeiten des Rechts innerhalb einer sozialismuskonformen Wirtschaftsordnung bereicherte. In ständigen Auseinandersetzungen mit machthabenden Meinungsmonopolisten ging es ihm dabei vor allem um die Unverzichtbarkeit von *subjektiven* Rechten der Einzelnen wie der Betriebe im Rahmen eines das Eigentum an den Produktionsmitteln vergesellschaftenden Systems. Seine einschlägigen wirtschaftsrechtlichen Erkenntnisse sind ebenso wie die von ihm initiierte und edierte Gesamtanalyse *Die Rechtsordnung der DDR. Anspruch und Wirklichkeit* (Baden-Baden 1995) für die den vergangenen Sozialismusversuchen gewidmeten wissenschaftlichen Untersuchungen der Gegenwart von bleibender Bedeutung. Schließlich hatte seine differenzierende Urteilskraft nie davor zurückgeschreckt, Widersprüche sowohl innerhalb einer für Sozialismus gehaltenen Rechtspraxis als auch innerhalb der für sozialistisch gehaltenen Rechtstheorien aufzudecken und auf deren Ursachen sowie Folgen zu hinterfragen.

Heuers 1989 noch im Staatsverlag der DDR publizierte, ein Jahr danach im Nomos-Verlag, Baden-Baden, veröffentlichte Fünfhundertseiten-Monographie *Marxismus und Demokratie* ist das mit Abstand Beste, was zu diesem Thema bisher im deutschen Sprachraum erarbeitet worden ist, und sein Vorwort zur zweiten Auflage „Vom theoretischen Nutzen einer Niederlage“ gehört zum Klügsten, was zu den Ursachen der Sozialismusimplosion geschrieben wurde. Die von ihm publizierten Monographien *Der Rechtsstaat – eine Legende?* (Baden-Baden 1992), *Marxismus und Politik* (Hamburg 2004), *Marxismus und Glauben* (Hamburg 2006), *Glanz, Elend und Wiederkehr des Staatsdenkers Carl Schmitt* (Berlin 2011), auch seine Autobiographie *Im Streit. Ein Jurist in zwei deutschen Staaten* (Baden-Baden 2002) bezeugen die unerschütterliche Geisteshaltung eines Forschers von seltener Brisanz ebenso wie dessen Überzeugung, dass man als Wissenschaftler auch nach Enttäuschungen ohnegleichen nicht berechtigt ist, seine Hand vom Pfluge zu lassen.

Heuer war Mitglied des letzten, der sogenannten ersten frei gewählten DDR-Volkskammer von 1990 und danach bis 1998 Mitglied des deutschen Bundestages und dessen Rechtsausschusses; der Gemeinsamen Verfassungskommission von Bundesrat und Bundestag legte er einen eigenen Verfassungsentwurf vor. Dass er als Initiator und langjähriger Sprecher des 1995 sich bildenden *Marxistischen Forums* der Rechtsordnung des Kapitalismus radikalkritisch gegenüberstand, verwundert nicht. So seine Meinung: „Der Marxismus ist nichts Endgültiges, sondern die von Marx ausgelöste und sich auf ihn beziehende Bewegung, in der es Fortschritt, aber auch Stagnation und Rückschritt gibt. Diese theoretische Bewegung ist notwendig mit der Arbeiterbewegung, mit dem Kampf um soziale Gerechtigkeit, um Sozialismus verbunden. Der Marxismus ist kein fertiges System, sondern ein theoretischer, niemals abgeschlossener Prozess.“

Die Trauerreden am Grabe, Nachrufe, Bibliographie und Auszüge aus Arbeiten von und über ihn finden sich in der von Ekkehardt Liberam und Jochen Traut herausgegebenen Gedenkschrift, Bergkamen 2012, 78 Seiten.

## DAS ARGUMENT ZEITSCHRIFT FÜR PHILOSOPHIE UND SOZIALWISSENSCHAFTEN

### 299 Religionskritik weiter denken

G.FÜLBERTH: Eric Hobsbawm 1917-2012

E.HAUG: Freiheit von Kindern

#### Religionskritik weiter denken

J.REHMANN: Ideologietheoretische Erneuerung marxistischer Religionskritik

D.BOER: Biblisch-theologische Notizen zum »Ende der Religion«

S.PLONZ: K. Barths und D. Sölles »Theologie mit und nach Marx«

R.BOSSART: Die Rettung der Religionskritik vor ihren Verfechtern

S.HENNECKE: Irigarays feministische Religionskritik

J.RIEGER: Klassenkampf und Religion

A.-K.NAGEL: Interreligiöse Steuerung religiöser Vielfalt

K.FÜSSEL: »Erlösung aus der Sklaverei«. Einen anderen Weg gibt es nicht

#### Eurokrise

W.F.HAUG: Eurogeddon? Philosophische Betrachtungen

Heft 12 € ; Abo: 6 Hefte pro Jahr 59 € (ermäßigt 45 €) zzgl. Versand

Abo & Versand · versand-argument@t-online.de

Reichenberger Str. 150 · 10999 Berlin

Tel: +49-(0)30-611-3983 · Fax: -4270

Redaktion DAS ARGUMENT · ARGUMENT VERLAG

Glashüttenstraße 28 · 20357 Hamburg

Tel: +49-(0)40-401800-16 · argument@inkrit.org

*Karl-Heinz Gräfe*

## **Arbeiterunruhen in und um Novočerkassk im Juni 1962**

### **Momentaufnahme der sowjetischen Gesellschaft vor 50 Jahren**

#### **Staatssozialismus – Alternative zum Kapitalismus?**

Der administrative Staatssozialismus sowjetischen Typs, der sich nach dem Abbruch der Neuen Ökonomischen Politik (NÖP) in seinen Grundstrukturen wesentlich unter Diktator *Josef W. Stalin* zwischen 1929 und 1953 ausformte (und deshalb auch als Stalinismus im weiteren Sinne des Begriffs gekennzeichnet werden kann)<sup>1</sup>, galt in der Selbstdefinition der herrschenden politische Klasse der UdSSR als Sozialismus, der sich im Übergang zum Kommunismus befindet. Der von *Nikita S. Chruščov*<sup>2</sup> maßgeblich eingeleitete Entstalinisierungsprozess befreite die sowjetische Gesellschaft von dem inhumanen und selbstzerstörerischen Massenterror des Diktators gegenüber der Dienstelite und der Bevölkerung. Für diese erste wichtige Umbaustufe der Entstalinisierung ist daher Begriff „Überwindung des Personenkultes“ unzutreffend, da er das Wesen der Veränderungen verschleiert. Trotz Reformversuche gelang es der kollektiven Parteiführung unter Chruščov (1953-1964) nicht, die schwierige zweite Stufe der Entstalinisierung durchzusetzen – den Umbau der grundlegenden Strukturen des sowjetischen Systems, d. h. den Übergang zu einem demokratisch-emanzipatorischen Sozialismus auf marktwirtschaftlicher Grundlage. Offenbar waren die Chancen dafür gering, da die neue kollektive Führung nicht diese strategische Sicht besaß und dazu nur bedingt fähig war. Sie nutzte nicht einmal den von Lenin entwickelten und versuchten Ansatz der Neuen Ökonomischen Politik (NÖP) und der sozialistischen Genossenschaften. Die Kremlführung setzte erneut auf das schon 1918-1921 gescheiterte, von Stalin seit 1929 wieder aufgenommene utopische Konzept des direkten Übergangs des Staatssozialismus in den Kommunismus. Der XXII. Parteitag der KPdSU 1961 bestimmt dieses programmatische Ziel: „Das Wichtigste und Entscheidende in der Tätigkeit der Partei nach dem XX. Parteitag war der Kampf um die Erfüllung der grundlegenden Aufgaben in der Periode des *um-*

---

<sup>1</sup> Der Stalinismus im engeren Sinne beinhaltet die terroristische Gewaltausübung, die mit dem Ableben des Diktators endete. Stalinismus im weiteren Sinne kennzeichnet die Gesellschaftsstruktur des sowjetischen Staatssozialismus, aus der zwischen 1989-1993 der Oligarchen-Kapitalismus entstand. Zur aktuellen Diskussion vgl. Osteuropa Heft 4 (Im Profil. Stalin, der Stalinismus und die Gewalt), Berlin 2012, S. 37-140.

<sup>2</sup> Nikita Sergejevič Chruščov (1894-1971): Schlosser, seit 1918 in der KPR (B), 1934-1938 Erster Sekretär des Moskauer Stadtkomitees, 1938-1947 Erster Sekretär des ZK der KP(B) der Ukraine, 1944-1947 Ministerpräsident der Ukrainischen SSR, 1949-1953 Erster Sekretär des Moskauer Stadtkomitees, 1953-1964 Erster Sekretär des ZK der KPdSU, 1958-1964 sowjetischer Ministerpräsident.

*fassenden kommunistischen Aufbaus*: Schaffung der materiell-technischen Grundlage; weitere Festigung der ökonomischen Macht der UdSSR; kommunistische Erziehung der Werktätigen; immer vollständigere Befriedigung der wachsenden materiellen und geistigen Bedürfnisse des Volkes.<sup>3</sup> Ökonomischer Gradmesser für den Aufbau der materiell-technischen Basis des Kommunismus war das gesellschaftliche Bruttoprodukt. Es sollte bis 1980 um das Fünffache gesteigert werden und den Übergang vom (vermeintlich schon erreichten) Grundprinzip des Sozialismus („Jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seiner Leistung“) zu dem des Kommunismus („Jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen“) gewährleisten.<sup>4</sup> Die Lebenswirklichkeit der 200 Mio. sowjetischen Bürger aber war gekennzeichnet von beginnender ökonomischer Stagnation<sup>5</sup> und anwachsenden sozialen Spannungen.

### Arbeiteraufstände im Sozialismus?

Die Gruppe der um 1917 drei Millionen Industriearbeiter in Russland (150 Mio. Einwohner) entwickelte sich in den drei Jahrzehnten der Industrialisierung (1928-1960) zum Hauptproduzenten der materiellen Produktion (46 Mio. Menschen – 55% aller in der Volkswirtschaft Beschäftigten) in der UdSSR.<sup>6</sup> Zu ihm gehörte zusätzlich die Gruppe der Zwangsarbeiter im landesweiten GULAG-System (1952 – 5,3 Mio.), deren Anteil an der Erzeugung der Energie- und Industrieproduktion der UdSSR bei 10% lag.<sup>7</sup> Die von *Vladimir I. Lenin* geführte SDAPR (B) war eine der hauptsächlichen Interessenvertreterinnen der Arbeiter. Aus dieser seit 1917 machtausübende Staatspartei (KPR bzw. KPdSU) entstand eine Herrschaftsschicht (Nomenklatura), die gegenüber der Bevölkerungsmehrheit und der Masse ihrer Parteimitglieder eigenmächtig über die strategische Richtung der Gesellschaftsentwicklung und über die Verteilung des gesellschaftlichen Reichtums entschied. Daraus resultierte letztlich die Entfremdung der Arbeiter, aber vor allem auch der bäuerlichen Bevölkerungsmehrheit vom Eigentum und vom Staat. Das offenbarte sich schon im Aufstand der Arbeiter und Matrosen in Kronstadt 1921 und in den landesweiten bäuerlichen Massenunruhen 1920/1921.<sup>8</sup> Ein solches zentrales

<sup>3</sup> N. S. Chruschtschow: Der Triumph des Kommunismus ist gewiss, Berlin (Ost) 1961, S. 54.

<sup>4</sup> Vgl. ebenda, S. 106ff und 193.

<sup>5</sup> Von 1962 auf 1963 fiel das Wachstum des Nationaleinkommens von 5,7% auf 4,0%, die Industrieproduktion von 9,7% auf 8,1%. Die Bruttoproduktion der Landwirtschaft ging um 8% zurück. Vgl. Donald Filtzer: Die Chruschtschow-Ära. Entstalinisierung und die Grenzen der Reform in der UdSSR 1953-1964, Mainz 1995, S. 49ff. und S.70ff.

<sup>6</sup> Vgl. Trud v SSSR. Stastičeskij Sbornik, Moskva 1968, S. 22.

<sup>7</sup> Die Zwangsarbeit sicherte zu Beginn der 50er Jahre 100% der Förderung von Platin und Diamanten, 90% des Silberabbaus, 12% der Kohleförderung und des Holzeinschlages. Der Anteil der politischen Häftlinge lag bei 30%. Von 1954 bis 1956 sank die Zahl der Politischen im Gulag von 467 000 auf 114 000. Vgl. Nicolas Werth; Der Gulag im Prisma der Archive, in: Osteuropa, Heft 6, Berlin 2007, S. 9-33, hier S. 16-23.

<sup>8</sup> Vgl. Karl-Heinz Gräfe; Kriegskommunismus und Alternativen 1921, in: Das Menetekel: Kronstadt 1921. Pankower Vorträge, Heft 161, „Helle Panke“ e.V., Berlin 2011, S. 21-41.

Krisen-Ereignis (ähnlich auch wie die Arbeiteraufstände in der DDR und in der Tschechoslowakei 1953 oder in Polen und Ungarn 1956<sup>9</sup>) gab es in der nachstalinischen Sowjetunion nicht. Wohl aber kam es auch in der sog. Tauwetterperiode (1953-1964) zu sozialen und politischen Unruhen in der Peripherie des Riesenlandes: die Aufstände in den GULAG-Lagern Rečlag (bei Vorkuta) August 1953 (64 Tote, 123 Verletzte), Gorlag (bei Noril'sk) September 1953 (11 Tote, 36 Verletzte) und Steplag (Kengir) Mai-Juni 1954 (35 Tote)<sup>10</sup> sowie die prostalinistische Massenbewegung in Georgien (Tiflis) 4. bis 9. März 1956 (21 Tote 55 Verletzte)<sup>11</sup>, die Massenunruhen in Termir-Tau (Gebiet Karaganda der Kasachische SSR), der Baustelle des größten sowjetischen metallurgischen Betriebes der UdSSR am 1. bis 4. August 1959 (16 Tote, 136 Verletzte, darunter 109 Soldaten und Polizisten)<sup>12</sup>.

Das wichtigste zentrale Ereignis sozialer und politischer Unruhen zwischen 1957 und 1964<sup>13</sup> blieb so gut wie unbekannt: Die Massenunruhen im Juni 1962 im industriellen Ballungszentrum Rostov (900.000 Einwohner) – Novočerkassk (180.000) – Taganrog (270.000) – Šachty (200.000) des an die Ukrainische SSR angrenzenden südrussischen Gebietes Rostov am Don (100.800 km<sup>2</sup> Fläche, 4 Mio. Einwohner, davon 70% in Städten). Sieht man von einigen westlichen Arbeiten oder von der mehr literarisch-politischen

<sup>9</sup> Vgl. Karl-Heinz Gräfe: Die Krise des sowjetischen Imperiums und der neue Kurs in Osteuropa, in: Menetekel 17. Juni 1953, Leipzig 2003; ders.: Die Krise des Stalinismus in Osteuropa und Chancen linkssozialistischer Entwicklung 1956, in: Das Krisenjahr 1956, Leipzig 2006, S. 58-96.

<sup>10</sup> Vgl. Istorija stalinsgogo Gulaga: konec 1920-ch - pervaja polovina 1950-ch godov. Sobranie dokumentov v semi tomach, Moskva 2004-2005, vor allem Bd. 6, S. 320-423, 434-573 und 601-641; Aleksander I. Kokurin/Nikita V. Petrov (Hg.) GULAG 1918-1960. Dokumenty, Moskva 2000, S. 567-585 und 615-661; Wladislaw Hedeler/Horst Hennig: Schwarze Pyramiden, rote Sklaven. Der Streik in Workuta im Sommer 1953, Leipzig 2007.

<sup>11</sup> Vgl. Jürgen Gerber: Georgien: Nationale Opposition und kommunistische Herrschaft seit 1956, Baden-Baden 1997, S. 35-39 und 253-256; Archivy Kremlja: Prezidium CK KPSS 1944-1964, Černovye protokol'nye zapisi zasedanij Stenogrammy. Glavnyj redaktor A. A. Fursenko, Tom I, Moskva 2004, Dokument Nr. 36, S. 36-37.

<sup>12</sup> Vgl. Archivy Kremlja: Prezidium CK KPSS 1944-1964, Dokumente 200, 201 und 207, S. 388-389, 416-418, S. 1063-1064 und 1068-1069; V. A. Kozlov: Massovye besporjadki pri Chruščove i Brežneve (1953-nacalo 1980-x gg., Novosibirsk 1999; V. S. Leščuk: Rastrel v Temir-Tau, in: Sovetskoe obščestvo: vosnikovenie, razvitie, istoričeskij final, t. II, Moskva 1997, S. 237-327.

<sup>13</sup> Von den 12 Massenunruhen zwischen 1957 und 1964, die von der Armee niedergeschlagen wurden, war die von Novočerkassk im Juni 1962 diejenige mit zahlmäßig größten Teilnehmern und Todesopfern (mindestens 5.000 Teilm./23 Tote), es folgten die von Temir-Tau August 1959 (16 Tote), Podols'k/Gebiet Moskau Juni 1957 (3.000 Teilm.), Alexandrow (1.200/4 Tote) und Murom 1.500 im Gebiet Vladimir Juni/Juli 1961, Krasnodar/Region Krasnodar Januar 1961 (1.300/1 Toter), Krivoi Rog/Gebiet Dnepropetrovsk Ukraine (600/4 Tote) Juni 1963, Beslan/ASSR Nordossetien September 1964 (700/1 Toter), Chasavjurt/ASSR Dagestan September 1964 (700), Buisik/Region Altai Juni 1961 (500/1 Toter), Sumgait/Aserbaidžan (800). Vgl. „O Massovyh Besporjadkach s 1957 goda...“ Spravka o massovyh besporjadkach, imevšich mesto v strane s 1957 goda. Schreiben von KGB-Chef V. Čebrikov an M. Gorbačov vom 4. März 1988, in: Vestnik Nr. 6/1995, Moskau 1995, S. 146-152, hier S. 147-148.



Darstellung von *Alexander Solženycyn*<sup>14</sup> ab, blieben diese Ereignisse 30 Jahre lang unbekannt. Sie waren auch während Gorbáčovs Glasnost‘ ein Tabu-Thema. Lediglich der Ökonom, Reformler und Vorsitzende des Moskauer Stadtsowjets *Gavriil Popov* machte den Arbeiteraufstand erstmals 1990 öffentlich und sah in ihm den entscheidenden Wendepunkt, der zum Scheitern der Chruščov-Reformen führte: „Gerade in Novočerkassk wurde der Versuch der Massen, die ursprüngliche Variante von Chruschtschows Reformen zu verteidigen und ihr Recht auf Teilnahme an der Umgestaltung zu behaupten, beerdigt und dem Militärgericht überantwortet. Ich hoffe, unsere Volksdeputierten werden die Zeit finden, eine Kommission zur Überprüfung des Falls ... zu berufen, um endlich die erschossenen Arbeiter zu rehabilitieren und einen Beschluss über ein Denkmal in Novočerkassk anzunehmen.“<sup>15</sup> Aber erst das nach dem Zerfall der UdSSR geschaffene *Archiv des Präsidenten der Russischen Föderation (APRF)* gab 1993 wesentliche Geheimdokumente frei<sup>16</sup>, die ein Bild über den spontanen Arbeiteraufstand und dessen Ursachen, Triebkräfte, Relevanz und Ausmaß vermitteln. Am 1. Juni 2002 wurde erstmals in Novočerkassk des Arbeiteraufstandes von 1962 öffentlich gedacht.<sup>17</sup>

## Streikzentrum an der Peripherie

Auslöser der Massenunruhen war die von der Partei- und Staatsführung am 31. Mai 1962 erlassene Verordnung über die Erhöhung der Preise für Fleisch- und Milchprodukte um durchschnittlich 34%. Absicht der Maßnahme war, durch erhöhte Aufkaufpreise die Kolchosbauern und Sowchosarbeiter in der noch immer zurückgebliebenen und besonders extensiv betriebenen Landwirtschaft für höhere Produktionsleistungen zu stimulieren, zumal seit 1957 mit der Abschaffung der Privatparzellen der Kolchosbauern und in Arbeitersiedlungen große Versorgungsprobleme entstanden waren. Die Orientierung auf sog. Agrarstädte und Großkolchosen statt auf den Umbau der Kolchosen in landwirtschaftliche Genossenschaften erwies sich ebenso als Fehlentscheidung. Die Diskrepanz zwischen dem Anspruch, das Land befände sich bereits

<sup>14</sup> Vgl. Michail Heller/Aleksander Nekrich: *L'utopie au pouvoir. Histoire de L'U.R.S.S. de 1917 à nos jours*, Paris 1981; dies.: *Geschichte der Sowjetunion*, Königstein/Ts. 1981, S. 283-287. Diese Darstellung über den Arbeiteraufstand in und um Novočerkassk im Juni 1962 basiert vor allem auf Solschenizyns literarischem Werk *Der Archipel Gulag*, Bern 1976, Bd. 3 (Fünfter Teil: Die Katorga kommt wieder), S. 539-346. Vgl. auch M. Holubenko: *Die sowjetische Arbeiterklasse: Unzufriedenheit und Opposition*, in: H. Ticktin u.a. (Hg.): *Planlose Wirtschaft*, Hamburg 1987.

<sup>15</sup> Gawriil Popow: *Zwei Farben einer Zeit*. Nachwort zu Alexej Adshubej: *Gestürzte Hoffnung. Meine Erinnerungen an Chruschtschow*, Berlin 1990, S. 389.

<sup>16</sup> Vgl. Novočerkasskaja tragedija 1962, in: *Istoričeskij Archiv. Naučno-publikacionnij žurnal*, Nr. 1/1933, S. 110-136 und 4/1993, S. 143-177; *Moskovskoe gorodskoe ob-edinenie archivov: Neizvestnaja Rossija XX. Vek. Istoričeskie nasledie*, Bd. III, Moskva 1993, S. 145-176; P. P. Sijuda: *Novočerkasskaja tragedija*, in: *Nezavisimij istoričeskij žurnal Karta*, Moskva 1993 Nr. 1.; *Archivy Kremlja: Prezidium CK KPSS 1944-1964*, hier Dok. 252: *Protokoll Nr. 35. Zasedanij 10 junija 1962*, S. 567.

<sup>17</sup> *Russland-Aktuell*. Internetzeitung seit 1998 vom 4. Juni 2002, S. 1.

im Übergang zum Kommunismus, und die Lebenswirklichkeit der Arbeiter verschärfte die sozialen Widersprüche und der Entfremdung der Arbeiterklasse von der Macht. Die täglichen Analysen des KGB wie auch Informationen der Abteilung Parteiorgane beim ZK der KPdSU der Unionsrepubliken und der RSFSR auf Reaktionen über die Preiserhöhung von Lebensmitteln vermitteln ein landesweites Bild über die Grundstimmungen vor allem unter Arbeitern in dieser Zeit: Einerseits gab es ein gewisses Verständnis dafür, mittels Preiserhöhung vor allem die Erzeugung von Fleisch und Milchprodukten durch materielle Anreize für die Kolchosbauern und Arbeiter der Sowchose dauerhaft zu erhöhen. Doch standen diese Maßnahmen ganz im Gegensatz zu der öffentlichen Propaganda, dass die UdSSR dabei sei, die USA im Umfang der Bruttoproduktion wirtschaftlich zu überholen, und zur kommunistischen Gesellschaft übergehe. Kritisiert wurde vor allem:

- Für alle Probleme werde Stalin verantwortlich gemacht. Warum aber nutzten seine Nachfolger das vergangene Jahrzehnt nicht zur Überwindung der Rückstände der Landwirtschaft?
- Der Kommunismus wird verkündet, aber die Lebensverhältnisse verschlechtern sich.
- Würden die Reichtümer der UdSSR nicht an sozialistische und Entwicklungsländer verschenkt, könnten wie bisher regelmäßig Preise gesenkt und Löhne erhöht werden.
- Die Fleisch- und Milchpreise könnten beibehalten werden, wenn man die Gehälter der gut verdienenden Funktionären und Spezialisten kürzen würde.
- Wenn die Arbeiter wie in den westlichen Ländern einen Streik organisieren, wird die Regierung sofort die Preise wieder senken.<sup>18</sup>

Wie die sowjetische Führung auf die sozialen und politischen Unruhen reagierte, welche Schlussfolgerungen sie daraus zog, ist am Ablauf der Ereignisse im Industrie- und Arbeiterzentrum in und um Novočerkassk ersichtlich und soll im folgenden detaillierter beschrieben werden.

Das Novočerkassker Elektrolokomotivenwerk „S. M. Budjonnyj“ (im folgenden NEVS), der größte Maschinenbaubetrieb der Branche in der UdSSR, lag wie die Arbeitersiedlung „Oktjabr“, wo die meisten Beschäftigten wohnten, 4 km außerhalb der Stadt. In diesem 1947 wieder aufgebauten Großbetrieb arbeiteten 11.000 Menschen im Zweischichtsystem. Darüber hinaus gab es in der Stadt noch ein Dutzend Industriebetriebe, u. a. die Werke für Elektroden (3.000 Besch.), synthetische Produkte (3.000), Erdölanlagenbau (2.600), Bergbauausrüstungen (1.000), Werkzeuge (1.000) Magneten (1.000) sowie Dienstleistungseinrichtungen, Berufsschulen und das Polytechnikum (14.000 Studenten). Wie auch in anderen Gebieten des Landes wurden die Arbeiter in diesem Industrie-

---

<sup>18</sup> Vgl. Istoričeskij Archiv, Nr. 1/1933, Dok. 1-3; Moskovskoe gorodskoe ob-edinienie archivov, Dok. 1-7.

zentrum am Freitag, dem 1. Juni 1962 von der Erhöhung der Preise für Fleisch- und Milchprodukte überrascht. Die Lage spitzte sich im Gebiet Rostov am Don noch dadurch zu, dass sich der vom KPdSU-Gebietskomitee Rostov Anfang 1962 initiierten Bewegung zur Senkung der Produktionskosten auch Arbeitskollektive in Novočerkassk anschlossen (NEVZ, das Kohlekraftwerk und Bergbauausrüstung-Werk). Dadurch wurden bei einem beträchtlichen Teil der Arbeiter seit Mai 1962 die Löhne um 10 bis 30% gekürzt.<sup>19</sup> So kam es unter den 5.000 Arbeiter der Frühschicht des NEVZ am 1. Juni 1962 zu besonders erregten Debatten. Betriebsleiter *Boris N. Kuročkin* ließ sich auf keinerlei Gespräche ein und forderte, die Arbeit aufzunehmen. Eine Gruppe von Arbeiter um den Schlosser *Vjateslav I. Černych* (\*1938) aus der Stahlgießerei schaltete die Werksirene ein und rief zum allgemeinen Streik auf.<sup>20</sup> Die inzwischen aus dem Stadtkomitee Novočerkassk und dem Gebietskomitee Rostov herbeigeeilten Partei- und Staatsfunktionäre waren außerstande, die explosive Lage zu entspannen. Sie stellten sich auch nicht den 4.000 Streikenden, die sich gegen Mittag auf dem Vorplatz der Betriebsverwaltung eingefunden hatten und Lohnerhöhungen, Preissenkungen und eine generelle Verbesserung der Arbeitsbedingungen forderten. Ein Teil der aufgebrachten Arbeiter und Arbeiterinnen zog dann zum Eisenbahngelände und blockierte den Zugverkehr Moskau-Rostov. Werkspolizei und Parteimitglieder konnten das nicht verhindern. Erst gegen 16.30 Uhr kam Betriebsdirektor Kuročkin der Forderung nach, die Streikenden anzuhören, denen sich nun auch die zweite Schicht angeschlossen hatte. Die Versammlung eröffnete der Erste Sekretär des KPdSU-Gebietskomitees *Aleksandr V. Basov* (1912-1990)<sup>21</sup>. Nach dem er lang und breit aus der Regierungsverordnung die Preiserhöhung begründet hatte, unterbrach ihn ein Arbeiter: „Die Mitteilungen kennen wir, wir sind selbst lesekundig. Erkläre Du uns lieber, wie wir weiter leben sollen, wenn man die Löhne senkt und die Preise erhöht.“<sup>22</sup> Als Kuročkin danach ans Rednerpult trat, wurde er mit Steinen und

<sup>19</sup> Zum allgemeinen Verlauf der Massenunruhen bis zur Aufhebung des Ausnahmezustandes (1.-7. Juni 1962) vgl. Informacija zamestitelja Predsedatelja KGB pri SM SSSR P. I. Ivašutin v CK KPSS o massovyh besporjadke v g. Novočerkasske/7.Juni 1962, in: Istoričeskij archiv 1/1993, Dok. 6, S. 122-129.

<sup>20</sup> V. I. Černych gab im Verhör am 28. Juni 1962 zu Protokoll: „Um die Arbeiter zur Arbeitsniederlegung zu bringen und ihre Forderungen der Betriebsleitung vorzutragen ging ich mit einer Gruppe von 15 Mann in die Kompressoren-Station, wo wir die Fabriksirene einschalteten.“ In der Anklageschrift wurde vermerkt: „Nach der Einschaltung der Fabriksirene kamen ebenfalls Arbeiter aus anderen Werkshallen, auch die Einwohner der naheliegenden Siedlungen, die sich vor dem Platz der Betriebsleitung versammelten.“ Zitiert und vom Verf. aus dem Russischen übersetzt nach Istoričeskij Archiv, 4/1993, Dok. 9/Anlage/ 13. Juli 1962, S. 146 und 158.

<sup>21</sup> Aleksandr Vasil'evič Basov (1912-1988): Zootechniker, 1955-1960 Vorsitzender des Gebiets-sowjets Rostov am Don, 30. 10. 1960 - 14. 8. 1962 Erster Sekretär des Gebietskomitees der KPdSU Rostov, 1961-1976 Mitglied des ZK der KPdSU, 1965 Landwirtschaftsminister der RSFSR, 1966-1979 im diplomatischen Dienst .

<sup>22</sup> Informacija zamestitelja Predsedatelja KGB pri SM SSSR P. I. Ivašutin v CK KPSS o massovyh besporjadke v g. Novočerkasske/7. Juni 1962, in: Istoričeskij archiv 1/1993, Dok. 6, S. 122-129, hier S. 124-125.

Flaschen beworfen. Es begann ein allgemeiner Tumult, das Gebäude wurde gestürmt. Die leitenden Führungskader flohen aus dem Betrieb und informierten das ZK-Präsidium in Moskau über die Lage. Als zwei Stunden später 340 städtische Milizionäre und Geheimpolizisten die Ordnung im Betrieb wiederherstellen wollten, jagten Streikende sie davon. Auf der Kundgebung um 20 Uhr rief der Kraftfahrer *Ivan P. Služenko* (\*1932) dazu auf, den Streik auf die anderen Betriebe der Stadt auszuweiten und am nächsten Tag auf einer Kundgebung im Zentrum von Novočerkassk der städtischen Parteiführung die Forderungen der Streikenden vorzutragen.<sup>23</sup> Der Dreher *Sergej S. Sotnikov* (1937-1962), Mitglied der KPdSU und einer der Streikführer, erklärte am 19. Juni 1962 vor den Untersuchungsorganen, dass er bereits am Abend des 1. Juni 1962 mit einer Gruppe von Arbeitern die Gasverteilerzentrale zur Versorgung der Nachbarbetriebe abschaltete und dort die Arbeitsniederlegung erreicht hatte.<sup>24</sup>

### Massenunruhen in der südrussischen Industrieregion

General *Oleško*, Kommandeur der städtischen Garnison, begann ab 20 Uhr mit der militärischen Besetzung des NEVS und anderer Betriebe sowie der Arbeitersiedlung. Die Streikführer des benachbarten Elektroden-Werkes *Georgij Katkov* (\*1926) und *Andrej A. Korkač* (1917-1962) erreichten, dass sich die drei gepanzerten Fahrzeuge und einige Dutzend Soldaten vom Werksgebäude zurückzogen.<sup>25</sup> Offenbar waren Offiziere und Soldaten der Garnison nicht bereit, auf Arbeiter zu schießen. Daraufhin verhängte der Kommandeur des Nordkaukasischen Militärbezirkes, Armeegeneral *Issa A. Plijev* (1903-1979)<sup>26</sup> den militärischen Ausnahmezustand über Šachty, Novočerkassk und die umliegenden Arbeitersiedlungen und setzte zur Verstärkung Truppen von außerhalb ein. Erst um Mitternacht wurden NEVZ und andere Betriebe militärisch besetzt. An der Brücke der Tusla riegelten Panzer den Weg zum 4 km entfernten Novočerkassk ab. Am 2. Juni spitze sich die politische Lage erneut zu. Der Streik erfasste nunmehr ein Dutzend größerer und mittlerer Betriebe der Stadt. Im NEVZ verweigerte die Frühschicht, unter militärischer Besetzung die Arbeit aufzunehmen. Der Eisenbahnverkehr auf der Strecke Rostov-Moskau wurde wieder blockiert. Über 5.000 Arbeiter zogen mit roten Fahnen und Leninbild friedlich an den Panzern und Soldaten vorbei in das Stadtzent-

<sup>23</sup> Vgl. Zapiska prededatelja KGB pri Sovete Ministrov SSSR V. E. Semičastnogo i general'nogo prokura SSSR R. A. Rudenko v CK KPSS o neobchodimisti provedenija v g. Novočerkasske otkrytogo sudebnogo processa i projekt obvinitel'nogo zaključenii po delu/13. Juli, in: Istoričeskij Archiv, 4/1993, Dok. 9/Anlage, S. 159.

<sup>24</sup> Ebenda, S. 148-149.

<sup>25</sup> Vgl. Istoričeskij Archiv, 4/1993, Dokument 9/Anlage/13. Juli 1962, S. 149-150, 156-157, 159-160.

<sup>26</sup> Issa Aleksandrovič Plijev (1903-1979), 1941-1945 Divisions- und Korpskommandeur im Krieg, 1958-1968 Kommandeur der Truppen des Nordkaukasischen Militärbezirkes, 1961-1966 ZK-Mitglied, leitete im Herbst 1962 die Operation „Anadyr“ (Stationierung sowjetischer Truppen auf Kuba).

rum. Streikende aus anderen Betrieben und Einrichtungen der Stadt schlossen sich an. Einige Teilnehmer unter Leitung des Streikführers des Betriebes für Bergbauausrüstungen, des Schlossers *Vladimir D. Čerepanov* (1933-1962), versuchten in die Stadtmiliz einzudringen und die am Vortag verhafteten 30 Arbeiter zu befreien.<sup>27</sup> Der Demonstrationsszug hielt schließlich vor dem Gebäude des Stadtpartei Komitees (dem ehemaligen Sitz des Kosakenatamans). Vom Balkon des Parteigebäudes forderten Streikführer einiger Betriebe die Rücknahme der Preiserhöhung, der Senkung der Löhne und den Abzug der Armee: *Boris N. Mokrousov* (1923-1962, Werkzeugmaschinenfabrik), *A. P. Mironov* (\*1933, Dreher, NEVS), *G. Limančev* (Arbeiter, NEVS), *Aleksandr F. Zajcev* (1927-1962)<sup>28</sup>, *Georgij M. Čerban* (\*1935, Schlosser, Erdölanlagenbau) und *Jekatarina P. Levčenko* (Bauverwaltung Nr. 131, \*1935).<sup>29</sup>

Gegen 11 Uhr drangen die ersten militärischen Einheiten in das Stadtzentrum ein, besetzten Post, Bank, Rundfunksender, sicherten die Gebäude von Miliz und des KGB (wo sich 1.586 kriminelle und politische Gefangene befanden). Acht Panzer und MPI-Schützen eröffneten das Feuer auf die Demonstranten. Der Stellvertretende KGB-Chef informierte am 7. Juni 1962 das Präsidium des ZK der KPdSU über den Blutsamstag: „Nach der Liquidierung der Massenunruhen wurden 20 Leichen aufgesammelt (podobrat‘), unter ihnen zwei Frauen; sie wurden alle an (fünf, K.-H.G.) verschiedenen Orten des Gebietes Rostov beigesetzt. Es wurden 40 Verwundete gezählt, von denen drei verstarben. Nach der Beendigung der Massenunruhen in der Stadt wurden zusätzliche Militäreinheiten eingeführt und der Ausnahmezustand errichtet.“<sup>30</sup>

Am 14. Juni 1962 erhielt Chruščov vom KGB-Chef eine Liste von 23 Todesopfern in Novočerkassk.<sup>31</sup> Nach dieser Zuspitzung der Lage entsandte Chrušč-

<sup>27</sup> Vgl. ebenda, S. 152-153 und 155-156.

<sup>28</sup> Der 1927 im Gebiet Saratov geborene Aleksander Fedorovič Zajcev wurde 1952 wegen Diebstals inhaftiert, saß nach seiner vorzeitigen Freilassung 1953 nochmals wegen Rowdytum im Gefängnis (1954-1956). Danach arbeitete er als Brigadier in einer Kolchose im Gebiet Volgograd. Er befand sich im Juni 1962 dienstlich in Novočerkassk und beteiligte sich aktiv an den Massenunruhen. Vgl. Istoričeskij archiv, 4/1993, Dok. 9/Anlage/13. Juli, S. 151 und 154-155.

<sup>29</sup> Vgl. ebenda, S. 150-152 und 158.

<sup>30</sup> Informacija zamestitelja Predsedatelja KGB pri SM SSSR P. I. Ivašutin/7. Juni 1962, in: Istoričeskij archiv 1/1993, Dok. 6, S. 127. Am 12. Juni 1962 korrigierte KGB-Vorsitzendre Semičastnij die Opferzahlen: „In Novočerkassk wurden 22 Menschen getötet oder verstarben an ihren Verwundungen. 87 Menschen besuchten die Krankenhäuser der Stadt im Zusammenhang mit den erlittenen Verletzungen, die sie in der Zeit der Unruhen erhielten. Die Mehrheit dieser Personen sind junge Menschen im Alter zwischen 18 bis 25 Jahren.“ Zitiert und vom Verf. aus dem Russischen übersetzt nach Informacija Predsedatelja KGB pri SM SSSR V. E. Semičastnogo ob obstanovke v Novočerkasske/12. Juni 1962, in: Istoričeskij archiv/1/1993, Dok. 6, S. 131.

<sup>31</sup> Von den 23 Toten, die streng geheim an fünf Orten des Gebietes Rostov am Don beigesetzt wurden, konnten nur die folgenden 18 namentlich ermittelt werden (darunter zwei Frauen): *V. S. Dračev* (\*1941, Arbeiter, NEVS), *P. J. Veršenik* (\*1944, Dreher, NEVS), *E. I. Slepkov* (\*1938, Schlosser, NEVS), *V. N. Gricenko* (\*1941, Schlosser, NEVS), *V. K. Karpenko* (\*1944, Fräser, NEVS), *Ju. F. Timofeev* (\*1940, Schlosser, NEVS), *F. G. Limancev* (\*1917 Arbeiter, NEVS); *A. N. D’jakonov* (\*1915, Lagerleiter, Betrieb für Bergbauausrüstungen), *V.*

čov zwei Mitglieder des ZK-Parteipräsidiums, seine beiden Stellvertreter auf Partei- und Regierungsebene in das Krisengebiet: den Zweiten Sekretär des ZK der KPdSU *Frol P. Kozlov* (1908-1964) und den Ersten Stellvertreter des Vorsitzenden des Ministerrates *Anastas I. Mikojan* (1895-1978), der sich als Krisenmanager schon in Ungarn 1956 bewährt hatte. Sie empfingen am späten Nachmittag des 2. Juni 1962 in einem militärisch abgesicherten Gebäude (ehemalige Kadettenschule) die von den Kundgebungsteilnehmern gewählte neunköpfige Delegation der Streikführer. Diese verlangten, das Militär aus der Stadt und aus den Betrieben abzuziehen, diejenigen zur Verantwortung zu ziehen, die das Blutbad angerichtet hatten sowie die Lebensbedingungen der Arbeiter generell zu verbessern. Die ZK-Vertreter stimmten dem zu, forderten ihrerseits von den Arbeitervertretern, die Ordnung wieder herzustellen und den Streik zu beenden. Die Abordnung kehrte in Begleitung einiger Militärs auf den Platz vor dem Gebäude des Stadtpartei Komitees zurück und informierte die dort erneut versammelte Menge, dass die ZK-Mitglieder zugesagt hätten, die Ereignisse zu untersuchen und die Schuldigen streng zu bestrafen.<sup>32</sup> Die Demonstranten verließen aber erst eine Stunde später den Platz, nachdem erneut Panzer anrückten. Auch am 3. Juni kam es zu Menschenansammlungen und Protesten. Um 15 Uhr versuchte der ZK-Sekretär Kozlov ohne Erfolg, in einer Rundfunkansprache, die über Lautsprecher übertragen wurde, die Bevölkerung zu beschwichtigen.<sup>33</sup>

Trotz militärischen Besetzung, Verhaftung von 240 Personen und des Auftretens der beiden Parteiführer in einigen Betrieben der Stadt gingen die Unruhen weiter. Erst am 7. Juni 1962 wurde der Ausnahmezustand in der Region aufgehoben.<sup>34</sup>

## Kein Anlass für eine politische Wende

Wie reagierte die Kremlführung auf die Juni-Ereignisse? Als es drei Jahre zuvor (1959) auf der industriellen Großbaustelle im kasachischen Termir-Tau zu Massenunruhen kam, beschäftigte sich die obere und regionale Partei- und Staats-

I. Avdejev (\*1932, Dreher, Betrieb für Bergbauausrüstung); V. F. Fedorkov (1927, Arbeiter, Dienstleistungskombinat), A. D. Gribova (\*1922, Friseurin, Dienstleistungskombinat), V. V. Konstantinov (\*1940, Student, Technische Lehranstalt Nr. 7), V. I. Solov'ev (\*1940 Berufsschüler), A. M. Zverjeva (1941), K. K. Kelen (\*1916), V. P. Linnik (1937), A. M. Chitov, M. Ch. Terleckij. Vgl. Informacija Predsedatelja KGB pri SM SSSR V. I. Semičastnogo N. S. Chruščevu ob ubitych vo vremja massovyh besborjadkov v Novočerkasske/14. Juni 1962, in: Istoričeskij archiv 1/1993, Dok. 8, S. 131-132.

<sup>32</sup> Dem Verf. liegen keine Dokumente über die personelle Zusammensetzung der Arbeiterabordnung und die Inhalte der Debatten und Vereinbarungen vor. Zu den Wortführern der Delegation zählten u.a. *V. P. Borisov* (\*1937, Schlosser, Südgasleitungsbau) und *B. N. Mokrousov* 1923-1962 (Dreher, Werkzeugmaschinenfabrik).

<sup>33</sup> Vgl. Vystuplenie sekretarja CK KPSS, člana Prezidium CK KPSS, F. P. Kozlova po mestnomy radio Novočersska 3 junja 1962 g, istoričeskij archiv 1/1993, Dok. 5/3. Juni 1962, S. 118-122, hier S. 118-120

<sup>34</sup> Vgl. Informacija zamestitelja Predsedatelja KGB pri SM SSSR P. I. Ivašutin/7. Juni 1962, in: Istoričeskij archiv 1/1993, Dok. 6, S. 127-128.

führung mehr als ein halbes Jahr damit. Der Massenstreik und die Unruhen vom Sommer 1962 im Gebiet Rostov am Don (vor allem in den industriellen Ballungszentren in und um Novočerkassk, Šachty, Rostov und Taganrog) und ähnliche landesweite Ereignisse<sup>35</sup> wurden nur beiläufig vom Präsidium des ZK der KPdSU am 10. Juni 1962 im Tagesordnungspunkt II behandelt: „Die Aktion ist gut durchgeführt worden. Einen anderen Ausweg gab es für uns nicht. Die Schwächen unserer Arbeit sind sichtbar geworden. Die Mehrheit stimmt dem zu. Genosse Basov [Erster Sekretär des Gebietskomitees, K.-H.G.] erwies sich als schwacher Parteiarbeiter. Schlussfolgerung – unsere Arbeit verbessern. Man muss die Arbeit der Organe des KGB verstärken. Die Genossen Šelepín [1961-1967 ZK-Sekretär, 1958-1961 und November 1962 - Dez. 1965 KGB-Chef, K.-H.G.], Semičastnyj und Ivašutin bereiten dazu Maßnahmen vor.“<sup>36</sup> Die autoritäre kollektive sowjetische Führung reagierte – nicht anders als Diktator Stalin – mit militärischer und polizeilicher Gewalt auf die Proteste der Arbeiter gegen die Missachtung ihrer Grundinteressen und gegen staatliche Willkür. Die sowjetische Führung sicherte, dass die Massenunruhen nicht landesweit oder gar im Ausland bekannt wurden.<sup>37</sup> Die politischen Akteure wurden als Kriminelle und Staatsfeinde diffamiert, ihre Führer zu Lagerhaft oder zum Tode verurteilt.<sup>38</sup> Der Terror (wenn auch graduell anders als zu Stalins Zeiten) und die Geheimhaltung sozialer und politischer Unruhen war noch immer Mittel für das Funktionalisieren des maßgeblich unter Stalins Herrschaft entstandenen zentralen administrativ-bürokratischen Systems. Zu dem Gerichtsprozess (20. bis 22. August

<sup>35</sup> So die Streiks und Proteste in Riga, Kiev und Čeljabinsk sowie Streikandrohungen in Ivanovo, Vladimir, Magnitogorsk, Tambov, Donečk, Leningrad. Außerdem wurde im Vergleich zu 1961 im ersten Halbjahr 1962 eine Verdoppelung illegal verbreiteter antisowjetischer Dokumente (3.705 Exemplare von 2.522 Autoren) durch den Geheimdienst registriert. Auch die Zahl der aufgedeckten Untergrundgruppen stieg von 47 (mit 180 Personen) im Jahre 1961 auf 80 (mit 215 Personen) im ersten Halbjahr 1962 an. Vgl. Informacija predsedatelja KGB pri sovete Ministrov SSSR V. E. Semičastnyj v CK KPSS o rasprostranении antisovetskich anonymnich dokumentov/15. Juli 1962, in: Istoričeskij archiv, 4/1993, Dok. 12, S. 170-172.

<sup>36</sup> Archivy Kremļa: Prezidium CK KPSS 1944-1964, Dokument 252. Protokoll Nr. 35. Zasedanija 10 ijunija 1962, S. 668.

<sup>37</sup> Zusammenhang mit den Massenunruhen in Novočerkassk, Rostov, Šachty und Taganrog beorderte der KGB unter Leitung des Stellvertretenden Vorsitzenden Ivašutin 140 Geheimpolizisten in das Gebiet Rostov, um zu verhindern, dass Informationen über die „unerwünschten Ereignisse“ von Funkclubs in Novočerkassk und Šachty in das Ausland gelangten. Vgl. Informacija predsedatelja KGB pri SM SSSR V. E. Semičastnyj v CK KPSS ob obstanovke v Novočerkasske/12. Juni 1962, in: Istoriceskij archiv, 1/1993, Dok. 8, S. 130.

<sup>38</sup> Als Hauptschuldige wurden insgesamt 132 Aktivisten der Streikbewegung ausgemacht und als kriminelle Verbrecher vor Gericht gestellt und abgeurteilt. In einem der Prozesse in Novočerkassk (22. - 24. August 1962) wurden 14 Arbeiter angeklagt. Sieben der aktivsten Streikführer wurden zum Tode verurteilt (Zajcev, Mokrousov, Kuznecov, Čerpanov, Korkač, Sotnikov und Šuvalov) und weitere sieben (Devčenko, Černych, Gončarov, Služenko, Dement'jev, Katkov und Šerban) erhielten Lagerhaft zwischen 10 und 15 Jahren. Vgl. Informacija zamestitelja predsedatelja KGB pri SM SSSR P. I. Ivašutin i General'nogo prokura SSSR R.A. Rudenko v CK KPSS o sudebnom processe v g. Novočerkasske/ 23. August 1962, in: Istoriceskij archiv, 4/1993, Dok. 14, S. 174.

1962) wurden ausgewählte Vertreter aus Betrieben geladen, die danach in Belegschaftsversammlungen über die „gerechte Aburteilung“ der als „Verbrecher und Hooligans“ bezeichneten Streikführer berichten sollten. Der Generalstaatsanwalt der UdSSR *Roman A. Rudenko* (1907-1981)<sup>39</sup> informierte Chruščov darüber: „Die öffentlichen Gerichtsverhandlungen hatten große erzieherischen Einfluss auf die Bevölkerung. ... Erst jetzt begriff ein Teil der Bevölkerung der Stadt, dass die Unruhen von verbrecherischen Elementen provoziert worden sind.“<sup>40</sup> Die Ursachen der sozialen und politischen Unruhen wurden nicht überwunden. Die Führungsspitze sah die Ursachen der Streikbewegung in der unzureichenden ideologischen und politischen Befähigung der Kader auf der Gebiets-, Stadt- und Betriebsebene. Deshalb wurden einige Funktionäre aus der Partei ausgeschlossen, ihrer Posten enthoben oder auf andere Ämter abgeschoben.<sup>41</sup> Für die Kreml-Führung waren die Massenunruhen vor allem Anlass, den Repressivapparat (Innenministerium, Geheimpolizei, Justiz) auszubauen und stärker auf die Arbeiterzentren auszurichten.<sup>42</sup> Es fiel den herrschenden sowjetischen Politikern, die seit 1953 das System reformieren wollten, schwer, in den sozialen und politischen Unruhen kardinale Hinweise auf den tatsächlich bestehenden Zustand der sowjetischen Gesellschaft zu erkennen und – wie es noch Lenin 1921 getan hatte – den schwierigen wie risikoreichen strukturellen Umbau des politischen und wirtschaftlichen Systems durchzuführen, dafür vor allem Arbeiter und Bauern selbst zu mobilisieren.

<sup>39</sup> Roman Andrejevič Rudenko (1907-1981): Jurist, seit 1936 Parteimitglied, Staatsanwalt im Gebiet Doneck (seit 1938) und der Ukrainischen SSR (seit 1944), 1945 sowjetischer Hauptankläger auf dem Nürnberger Kriegsverbrecherprozess, seit 1953 Generalstaatsanwalt der UdSSR.

<sup>40</sup> Vgl. Informacija zamestitelja predsedatelja KGB pri SM SSSR P. I. Ivašutin i General'nogo prokura SSSR R. A. Rudenko/14. August 1962, in: Istoriceskij archiv, 4/1993, Dok. 14, S. 174.

<sup>41</sup> Im Bericht der Leiters Abteilung Propaganda und Agitation beim ZK der KPdSU der Russischen Unionsrepublik, V. I. Stepakov, wird dazu festgestellt: „Das Büro des Gebietskomitees Rostov der KPdSU schloss Genossen B. N. Kuročkin aus der Partei aus und entband ihn von seiner Funktion als Betriebsdirektor wegen seiner herzlosen Beziehungen zu den Sorgen und Nöten der Arbeiter, wegen der Vernachlässigung der Organisation der Arbeit und der Festlegung der Arbeitsnormen. Genosse M. F. Pererušev erhielt eine strenge Rüge und wurde als Parteisekretär des Betriebes abgelöst. Für unzureichende Führung des Stadtpartei Komitees, vor allem gegenüber der Parteiorganisation des Elektrolokomotiven-Werkes und wegen unzureichender Forderungen an die Kader erhielt der Erste Sekretär des Stadtkomitees Genosse T. S. Loginov eine strenge Rüge. ... Der Vorsitzende des Stadtsovjets V. M. Zamula erhielt eine Parteirüge für die ernsthaften Vernachlässigungen der kulturellen und materiellen Lebensbedingungen der Arbeiter des Elektromotiven-Werkes und der Bewohner der Siedlung ‚Oktober‘“. Zitiert und vom Verf. aus dem Russischen übersetzt nach Zapiska zavedujuščego Otdelom propagandy i agitacii CK KPSS po RSFSR V. I. Stepakova v CK KPSS o sudebnom processe v g. Novočerkassk/24 August 1962, in: Istoriceskij archiv 4/1993, Dok. 15, S. 176.

<sup>42</sup> Vgl. Vypiska iz protokolla Nr. 42 zasedanjia Prezidiuma CK KPSS ot 19 ijulja 1962g i materialy k nemu; Prikaz Predsedatelja Komiteta gosudarstvennoj bezopasnosti pri Sovete Ministrov Sojuza SSR za 1962 god; Prikaz General'nogo prokura SSR ob usilenii prokurskogo nadzora za rassledovanijem del goudarstvennych predstuplenijach i passmotrenijem ich v sudach, in: Istoriceskij archiv 4/1993, Dok. Nr. 11, S. 162, 163-168 und 168-169.



Zudem stemmte sich der konservative Teil der Nomenklatura gegen Veränderungen, da sie den Verlust ihrer privilegierten sozialen und politischen Stellung befürchtete. Dieser konnte sich noch immer auf die in Jahrzehnten erhalten gebliebene patriarchalische Mentalität eines beträchtlichen Teiles der Arbeiter und Kolchosbauern stützen. Die Unruhen in der Unionsrepublik Georgien im Frühjahr 1956 waren eine solche negative Reaktion auf den beginnenden Entstalinisierungsprozess, der kurz zuvor von Parteichef Chrusčov auf dem XX. Parteitag 1956 neue Schubkraft erhalten hatte. Es sollte allerdings nicht übersehen werden, dass ein Gesellschaftsumbau in Richtung eines erneuerten Sozialismus inmitten der Hochzeit des kalten Krieges (Berlin- und Kubakrise) auch die Gefahr in sich barg, dass das Land von seinen nichtkapitalistischen Entwicklungspfad abdriftet, in Abhängigkeit zu den kapitalistischen Hauptmächten gerät. Denn diese hielten noch immer an ihrem Ziel fest, die sowjetische Weltgroßmacht auszuschalten und auf diesem Sechstel der Erde generell eine bürgerlich-kapitalistische Gesellschaften zu restaurieren. Die Chancen für den Umbau in einen Sozialismus auf demokratischer und emanzipatorischer, marktwirtschaftlicher und national-föderativen Grundlage in der multiethnischen UdSSR waren nach der „Tauwetterperiode“ geringer geworden. Wie sich unter der neuen sowjetischen Führung Michael Gorbachovs (1985-1991) zeigte, war die krisenhafte staatssozialistische Gesellschaftsordnung wahrscheinlich außerstande, der ökonomischen, politischen und ideologische Anziehungskraft der kapitalistischen Großmächte zu widerstehen, so dass die herrschende Nomenklatura – im Unterschied zu der in China – sich für den Übergang zum Kapitalismus und zur Aufteilung der UdSSR in ein Dutzend Nationalstaaten entschied.<sup>43</sup>

## Anlage

Aus der Rundfunkansprache von ZK-Sekretär Frol Kozlov am 3. Juni 1962 in Novočerkassk

„Im Auftrag des ZK der KPdSU und der Sowjetregierung sind wir in Eure Stadt gekommen, um vor Ort die Zustände aufzuklären, die zur Unruhe und zur Störung des normalen Lebens geführt haben. Ihr könnt davon ausgehen, Genossen, dass wir untersuchen, was zu dieser ernsten Situation geführt hat. Man kann schon jetzt sagen, dass die Urheber der Unordnung kriminelle Elemente waren. Denn anständige Sowjetbürger können nicht die Anstifter solcher Pogrome in Betrieben und Einrichtungen sein, die über Vertreter der Sowjetmacht und gesellschaftlicher Organisationen herfallen, die die Zugverbindungen blockieren, Arbeiter zwingen ihre Arbeit niederzulegen, die die Lebensgrundlagen in der Stadt zerstören. Ist es nicht offensichtlich, dass solche Aktionen gegen Volk und Staat gerichtet sind? Das alles sind grobe Verletzungen der sowjetischen Gesetze. So können nur Leute handeln, die nicht das Wohl der Menschen wollen, die eigensüchtige Ziele

<sup>43</sup> Vgl. Karl-Heinz Gräfe: Die Wiedergeburt des Kapitalismus in Russland, in: Utopie kreativ. Diskussion sozialistischer Alternativen, Berlin 2004, Heft 161/März 2004, S. 257-267.

verfolgen, oder solche, die Provokateuren auf dem Leim gehen. Wie konnte es geschehen, dass ein Teil der Arbeiter vor allem des Elektrolokomotiven-Werkes ‚Budjonnyj‘ ihre Arbeit im Stich ließ und sich an organisierten Unruhen beteiligte? Hinter wem sind die Arbeiter hergelaufen? Gestern Abend empfangen wir eine von Euch gewählte Gruppe von Abgeordneten. ... Sie waren mit uns einverstanden, dass es unbedingt notwendig ist, die Ordnung wiederherzustellen. Sie baten, dass wir im örtlichen Rundfunk zu den Unruhen, die von kriminellen Elementen inszeniert wurden, Stellung nehmen. Wie Ihr wisst, trat gestern Abend Genosse Mikojan im Radio auf, legte unsere Haltung dar und forderte alle auf, den Platz zu verlassen, die Arbeit wieder aufzunehmen, die Lage in der Stadt zu normalisieren. Der größte Teil der Bürger ging nach Hause. Nur Rowdys und Provokateure störten weiterhin die Normalisierung. ... Die Abordnung ... erklärte uns, dass die Unterbrechung der Arbeit im Budjonnyj-Werk und die Teilnahme der Arbeiter an den Unruhen auf Mängel der Arbeitsnormen, der Arbeit der Handelsorgane und die Erhöhung der Einzelhandelspreise für Fleisch- und Milchprodukte zurückzuführen ist. Es kann natürlich Mängel bezüglich der Arbeitsnormen und der Organisation des Lebensmittelhandels geben, aber ist das ein Grund dafür, die Produktion und das Leben in der Stadt durcheinander zu bringen? ... Bezüglich der Erhöhung der Preise für Fleisch- und Milchprodukte müssen wir erklären, dass der Beschluss des ZK und der Sowjetregierung unbedingt erforderlich war und strikt durchgeführt wird. Es ist bekannt, dass die Arbeiterklasse in Moskaus und Leningrad, Gor‘kij und Sverdlovsk, in Mittelasien und im Baltikum, in allen großen und kleineren industriellen Regionen des Landes, das alle Sowjetmenschen die Beschlüsse von Partei und Regierung verstehen und vollständig durchsetzen. Wir haben mit großer Befriedigung festgestellt, dass die meisten Arbeiter und Angestellten, Studenten und Lehrer in Novočerkassk auch die richtige Politik unserer Partei und Regierung verstehen. Sie unterstützten nicht die Unruhestifter. Nur ein Teil dieser Arbeiter des Budjonnyj-Werkes hat das Wesen unserer Maßnahmen nicht begriffen und ist den unredlichen Elementen gefolgt. ... Für den Aufschwung der Viehwirtschaft, für die mächtige Entwicklung der Landwirtschaft sind enorme Mittel erforderlich – für die Verbesserung der Mechanisierung, die Erhöhung der Arbeitsproduktivität und die Senkung der Selbstkosten landwirtschaftlicher Produkte. Sie sind erforderlich, um die materielle Interessiertheit der Kolchosbauern und Sowcho-sarbeiter zu fördern. Wo soll man die Mittel hernehmen? Die Investitionen für die Industrie und für den Wohnungsbau kürzen? Aber beides sind Grundlagen für die Entwicklung der Volkswirtschaft und für das Wachstum des Wohlstandes. Soll man diese Grundlagen zerstören? Kein anständiger Mensch kann das wollen. ... Wir können auch nicht vergessen, dass die Imperialisten erneut das sowjetische Volk mit Krieg bedrohen. ... Kann man unter diesen Bedingungen die Investitionen für unsere Industrie und Verteidigung kürzen?<sup>44</sup>

<sup>44</sup> Zitiert und vom Verf. aus dem Russischen übersetzt nach: Vystuplenie sekretarja CK KPSS, členu Prezidiumu CK KPSS, F. P. Kozlova po mestnomy radio Novočersska 3 ijunja 1962 g, istoriceskij archiv 1/1993, Dok.5, S. 118-122, hier S. 118-120.

Jörg Wollenberg

## Basisdemokratie und Arbeiterbewegung

### Erinnerungen an verschüttete Traditionen aus Anlass der Festschrift für Günter Benser (Teil I)

„Ein Volk muss seine Freiheit selbst erobern, nicht zum Geschenk erhalten.“ Schon 1798 gab Georg Friedrich Rebmann als Anhänger der Mainzer Republik diese apodiktische Antwort auf die nicht erst seit 1989/90 aktuelle Frage, ob ein undemokratisches System durch eine (militärische) Intervention von außen erfolgreich zerschlagen werden darf – oder ob die Beseitigung der alten Machträger allein dem eigenen Volk zu überlassen ist. Mindestens viermal hatte die deutsche Arbeiterbewegung die Möglichkeit, diese von einem der hellstichtigsten Köpfe der deutschen Jakobiner formulierte Forderung in die Realität umzusetzen.

Über die Hintergründe der von oben zerschlagenen basisdemokratischen Bewegungen und Erneuerungsversuche einer sozialistischen Republik in Zeiten gesellschaftlicher Umbrüche von 1848/49, 1918/19, 1945/46 und 1989/90 informiert der Sammelband „Basisdemokratie und Arbeiterbewegung“. Der von Rainer Holze, Mitglied im Vorstand des Förderkreises Archive und Bibliotheken zur Geschichte der Arbeiterbewegung, und Siegfried Prokop, Vorstandsvorsitzender der Rosa-Luxemburg-Stiftung Brandenburg, herausgegebene Band<sup>1</sup> vereinigt Beiträge eines wissenschaftlichen Kolloquiums zu Ehren von Günter Benser. Dieser in Ost und West geschätzte marxistische Historiker ist einer der profiliertesten Kenner der Quellen nicht nur zur DDR-Geschichte, der daran beteiligt war, das für Zeithistoriker unentbehrliche Parteiarchiv der SED vor der Zerschlagung zu retten. Der ehemalige Direktor des Instituts für Geschichte der Arbeiterbewegung, der zuvor am Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED leitend tätig war, erlebte als akribischer Quellensucher in der Wendezeit einen „Jungbrunnen“, u.a. mit selbstkritischen Bemerkungen und Überarbeitungen seiner historischen Analysen zum Kampf um eine einheitliche antifaschistisch-demokratische deutsche Republik nach 1945, wie der „Wessi“ Dietrich Staritz als einer der Laudatoren neben Siegfried Prokop einleitend bemerkt.

24 Historiker und Sozialwissenschaftler kommen im Band zu Wort. Neben den mit dem Ende des Staatskapitalismus und der kapitalistischen Restauration teilweise skandalös „Abgewickelten“ aus der DDR auch sieben westdeutsche Wissenschaftler unterschiedlichster Couleur. Darunter Peter Brandt, der mit einem prägnanten Resümee zur Antifa-Bewegung nach 1945 zusammen mit Rolf Badstübner, Heinz Niemann und Reiner Zilkenat einem der Forschungsschwerpunkte Günter Bensers nachgeht und die Grenzen von Basisak-

---

<sup>1</sup> Rainer Holze/Siegfried Prokop (Hrsg.), Basisdemokratie und Arbeiterbewegung. Günter Benser zum 80. Geburtstag, Berlin 2012, 288 S.

tivitäten unter der alliierten Besatzungsherrschaft auslotet. Schon in den 1970er Jahren war es zu einem der wenigen konstruktiven Wettbewerbe zwischen Ost und West am Beispiel der Aufarbeitung von rund 500 antifaschistischen Ausschüssen in Deutschland zwischen Benser und der Gruppe um Niethammer, Borsdorf, Brandt, Rürup, Klessmann u.a. gekommen. Die Arbeiterinitiativen von unten, die Betriebsrätebewegung im Osten oder die Betriebsausschüsse im Westen, scheiterten trotz aller Einheitssehnsucht nicht nur an den alliierten Vorbehalten, sondern auch an den Führungsgremien der KPD in Berlin unter Walter Ulbricht und der SPD in Hannover unter Kurt Schumacher. Dem folgten in der Bundesrepublik die Restauration der Funktionseliten des Nationalsozialismus und in der DDR „Stalinisierung und demokratische Defizite“ (Badstübner).

### Zwischen Zentralismus und Basisinitiative

Dass der Weg zur Einheitspartei vielfach als „Vereinigung ohne Zwang“ (Zilkenat) stattfand, gehört zu den Defiziten der Forschung.<sup>2</sup> Reiner Zilkenat erinnert an die „Einheit ohne Zwang“ am Beispiel der Konstitution der SED in Berlin-Neukölln 1945/46. Dass der West-Berliner dabei Karl Schröder übersieht, ist möglicherweise ein bedauerliches Relikt der offiziellen Geschichtsschreibung der DDR, der allzu lang auch westdeutsche Linke folgten. Angehörige kommunistischer oder sozialistischer Splittergruppen blieben häufig als Verfolgte des NS-Regimes unerwähnt, so auch der Schriftsteller Dr. Karl Schröder.

Dazu einige Hinweise: Karl Schröder (1884-1950) war 1913 Mitglied der SPD geworden, stieß 1918 zum Spartakusbund und gehörte als Delegierter aus Berlin zu den Gründungsmitgliedern der KPD. Mit Alexander Schwab führte er die linke Opposition in der KPD an und wurde im April 1920 Gründungsmitglied der KAPD. Nach Konflikten mit dieser Partei gründete er die Gruppe „Rote Kämpfer“ und leitete den damals größten Lesering für Arbeiter, den Bücherkreis in Berlin. 1936 wurde Schröder verhaftet und zu acht Jahren Zuchthaus verurteilt, die er im KZ Börgermoor und im Zuchthaus Brandenburg-Görden absaß. Nach der Befreiung beteiligte sich der in Neukölln den Krieg überlebende Schröder am Neuaufbau und der Reformierung des Schulwesens in Berlin-Neukölln, wo er zugleich von 1946 bis 1948 die Volkshochschule leitete. Als SED- Mitglied aus der West-Berliner Schulverwaltung entlassen, übernahm er im Ost-Berliner Schulbuchverlag Volk und Wissen eine Stelle als Lektor. Hier stieß er erneut auf die ebenfalls aus West-Berlin ver-

<sup>2</sup> Wenig bekannt ist z.B., dass einer der ersten Aufrufe zum „Aufbau einer sozialistischen Einheitspartei“ am 3. Juli 1945 in Braunschweig aus der Feder von Alfred Kubel stammt, dem damaligen Repräsentanten des Internationalen Sozialistischen Kampfbundes (ISK) und späteren SPD-Ministerpräsidenten von Niedersachsen. Der Aufruf wurde am 2. August 1945 von Mitgliedern der KPD ebenso unterzeichnet wie von Anhängern der SPD, SAP und der KPO. Und noch am 16. Dezember 1945 verpflichteten sich die Mitglieder auf der Abschlusstagung der KGF (Kampfgemeinschaft gegen den Faschismus) in Bremen, „die Bildung einer Sozialistischen Einheitspartei“ als „Hauptziel“ weiter zu verfolgen.

triebenen Freunde von Fritz Karsen und der Karl-Marx-Schule aus Neukölln um Robert Alt, Paul Oestreich und Heinrich Deiters, die als ehemalige Anhänger des „Bundes Entschiedener Schulreformer“ das Bildungssystem der SBZ und DDR mit prägen sollten. Kein Geringerer als Heinrich Scheel hat Karl Schröder einen warmherzigen Nachruf gewidmet.<sup>3</sup> Ein Grund mehr, um in einer Fortsetzung der Arbeit an „Basisdemokratie und Arbeiterbewegung“ an die vielen Sozialisten, Anarchisten und Kommunisten zu erinnern, die neben diesen Pädagogen teilweise schon vor 1933 Wanderer zwischen Ost und West wurden: Spannende demokratische Lebensläufe in der Regel jenseits tradierter ideologischer Frontstellungen, von denen einige wenige wie Wolfgang Abendroth oder Ernst Bloch in diesem Band zu Wort kommen.

Die Konflikte zwischen Zentralismus und Basisdemokratie waren durchaus nicht nur ein Grundzug der revolutionären Prozesse in der SBZ und DDR. Sie sind geradezu kennzeichnend für die deutsche Arbeiterbewegung, und das nicht erst für die beiden Hauptströmungen nach 1918 mit dem unterschiedlich interpretierten demokratischen Zentralismus und der Abwehr von Basisinitiativen. Das thematisieren im ersten Hauptteil des Sammelbandes u.a. Walter Schmidt, Ralf Hoffrogge, Manfred Neuhaus und Hartmut Henicke mit ihren unterschiedlichen Zugangsweisen zum Demokratieverständnis der deutschen Arbeiterbewegung von 1848 bis 1918. Gerhard Engel und Annelies Laschitzka mit Eckhard Müller behandeln dagegen in Fallstudien überschaubare Möglichkeiten der freien Selbstbestimmung der Volksmassen am Beispiel der Demokratiekonzepte von Rosa Luxemburg und der Bremer Linksradikalen. Dass im Gefolge der Zerschlagung der Rätebewegung und der Zurückdrängung der nur am Rande behandelten anarcho-syndikalistischen Arbeiterbewegung sich nach 1920 in den Partei- und Gewerkschaftsapparaten sozialdemokratischer Provenienz die Ideologie der Sozialpartnerschaft und die Fixierung auf die parlamentarische Demokratie durchsetzte, verdrängte auch nach 1945 die in der IG Metall unter Otto Brenner und von einigen Wissenschaftlern um Peter von Oertzen, Erich Gerlach, Fritz Opel und Wolfgang Abendroth thematisierten Versuche, in Anlehnung an Rosa Luxemburg über den Kampf um mehr Mitbestimmung als Schule des Klassenkampfes Ansätze zur Demokratie in Betrieb und Wirtschaft durchzusetzen und an rätedemokratische Überlegungen von Karl Korsch anzuknüpfen (siehe dazu die Beiträge von Andreas Diers und Gregor Kritidis).

Für beide Autoren reichte der Platz nicht, um diese Überlegungen in die Grundsatzdiskussion einzuordnen, die im „Roten Gewerkschaftsbuch“ von 1932 von oppositionellen Kommunisten und Linkssozialisten in Gang gesetzt wurde und die nach 1945 über die Verfasser der einflussreichen Broschüre um August Enderle und Jacob Walcher noch einmal Einfluss auf die Arbeiterbewegung in Ost und West gewann. Gleichzeitig setzten sich die Gewerkschaftskritiker mit dem von Fritz Naphtali vorgelegten Theoriegebilde der

---

<sup>3</sup> „Kämpfen will ich bis zum letzten Atemzug“. Begegnungen eines jungen Menschen mit Karl Schröder, in: Karl Schröder, *Die letzte Station*, Bremen, 1995, S. 11-21.

„Wirtschaftsdemokratie“ der ADGB-Führung auf dem Hamburger Kongress von 1928 auseinander. Ein Konzept, mit dem die Führungen der Sozialdemokratie und der freien Gewerkschaften das todkranke kapitalistische System heilen und „Arzt am Krankenbett des Kapitalismus“ spielen wollten (Fritz Tarnow). Ein bis heute viel zitiertes Programm, dem schon 1928 das damalige (Noch-)Mitglied der KPD und der KPdSU, August Thalheimer, einen Gegenentwurf in einer Artikelserie in der „Einheit – Zeitschrift für Fragen des Sozialismus und der Gewerkschaftseinheit“ widmete – mit der Ausgangsfrage: „Ist Wirtschaftsdemokratie überhaupt im Kapitalismus möglich?“

Die Wiederaufnahme dieser Diskussion in der 68er Bewegung richtete sich nicht nur gegen die von Günter Benser im Einleitungsbeitrag thematisierten „erstarrten Strukturen“ und das „reglementierte Leben“ als „Scheidelinie zwischen ‚alter‘ und ‚neuer‘ Linken“ (S.43). Sie betraf auch die „erstarrte Arbeiterbewegung“ in der BRD während der „Septemberstreiks“ und der Kämpfe gegen die Notstandsgesetze. Hier bildeten die vom Vorstand der IG Metall unter Otto Brenner zunächst noch geförderten Basisinitiativen in den Betrieben mit den Bildungsobleuten und den Vertrauensleuten den Ausgangspunkt für eine Erneuerung von unten. Allzu schnell sollte dieses Konzept der „Ver-gewerkschaftung der Betriebsräte“ (Korsch) und der Umwandlung in eine Mitglieder- und Kampforganisation am Widerstand der Betriebsratsfürsten der Großbetriebe und des hauptamtlichen Apparats scheitern. Diese Wiederanknüpfung an die Rätebewegung zielte darauf ab, der 1920 und erneut 1952 gegen den erbitterten Widerstand der Arbeiterbewegung durchgesetzten staatlichen Gesetzgebung (mit der Friedenspflicht und den zur Sozialpartnerschaft verurteilten, formal von der Organisation unabhängigen Betriebsräten) ein eigenes basisorientiertes Modell entgegen zu setzen. Denn, um Günter Benser zu widersprechen, auch wenn die Rätebewegung sich in Deutschland nicht verstetigen ließ, so lebte sie keinesfalls „in der begrenzten, aber dennoch schätzenswerten Einführung von Betriebsräten fort“ (S. 37).

Gisela Notz greift in ihrem Beitrag über „basisdemokratische Wirtschaftsmodelle“ nicht auf diese Diskussionen zurück, sondern thematisiert angesichts der heutigen „gesellschaftlichen und ökonomischen Entwicklung, verbunden mit Erwerbslosigkeit, Orientierungslosigkeit, sozialer Ausgrenzungen und Armut“ andere Alternativen zu traditionellen Wirtschaftskonzepten und zur kapitalistisch-patriarchalen Arbeitsgesellschaft. Dabei zitiert sie u.a. die ansonsten im Sammelband eher ausgegrenzten Frühsozialisten wie auch die anarchistischen Ansätze von Gustav Landauer oder Rudolf Rocker und neuere Modelle der „solidarischen Ökonomie“ und der „alternativen Wirtschaft“. Auch die einst bewährte sozialistische Genossenschaftsbewegung wird wieder reaktiviert und am Beispiel des links-alternativen, basisdemokratischen Gemeinschaftsprojektes der Kommune Niederkaufungen bei Kassel konkretisiert. Grundlegender für eine sozialistische Perspektive sind in diesem Zusammenhang Ulla Pleners Thesen zu radikaler Demokratie und zur Spontantät: „Allumfassende Demokratie“ als ein Weg zur sozial gerechten Gesellschaft. Spontane Volksbewegungen und Massenaktionen als erste Ansätze zu

Formen der direkten (Basis-)Demokratie wie in der Pariser Kommune von 1871, den Sowjets von 1905 und 1917 oder den Räten von 1918/19 und den Antifa-Ausschüssen von 1945.

## **Scheitern der Basisdemokratie von 1989**

Es handelt sich insgesamt um erstaunliche und offene Anknüpfungen an Traditionen sozialistischer Bewegungen trotz des folgenreichen Scheiterns der „Basisdemokratie von 1989“. Stefan Bollinger, Kurt Schneider, Jörg Roesler und Günther Glaser beschreiben und verteidigen einige dieser „basisdemokratischen“ Rechte und Erfahrungen aus dem „41. Jahr der DDR“ (Bollinger) als „Inneneinsichten einer Revolution“ (Schneider) und „Chancen für die Wirtschaftsdemokratie“ (Roesler) oder als Veränderung der Nationalen Volksarmee „in der friedlichen Revolution der DDR zwischen Beharrung und Wandel“ (Glaser). Angesichts der Restauration des Kapitalismus durch den Anschluss der DDR an die Bundesrepublik wirken diese Erinnerungen an einige temporäre Erfolge der oppositionellen Sammelbewegung zur demokratischen Erneuerung wie ein Schwanengesang auf eine Staatskrise, die euphemistisch eine „friedliche Revolution“ verkündete und die als „abgebrochene Revolution“ zum restaurativen Anschluss an die Bundesrepublik führte. Sie kulminierte in einer radikalen Plünderungsagentur gegen Ostdeutschland mit Hilfe der Treuhänder, ohne wirksame Gegensteuerung durch die westdeutsche Arbeiterbewegung. Das war die Geburtsstunde der neuen europäischen Großmacht und ökonomischen Supermacht als politische Einheit im Rahmen einer ungezügelt kapitalistischen Marktwirtschaft mit den Gefahren eines Wiederauflebens des Deutschnationalismus.

Dagegen wirken die Betrachtungen von Felix Tych zum „Epochenjahr 1989/90“ und zu den Ansätzen einer Basisdemokratie in der katholischen Arbeiterbewegung mit Namen Solidarność wesentlich nüchterner. Der polnische Historiker und intime Kenner von Rosa Luxemburg sieht in ihr eine große soziale Bewegung zwischen 1980 und 1989, die Polen 1989 wieder unabhängig und weitaus demokratischer machte als in der sogenannten Zwischenkriegszeit. Aber von Anfang an war unter den Solidarność-Mitgliedern eine Art Patriotismus verbreitet, der nicht das Polen seiner Bürger, sondern ein Polen für die ethnischen Polen meinte. Mit ehemaligen Solidarność-Aktivistinnen teilt Felix Tych deshalb die Sorge, dass diese Art von Patriotismus die PiS möglich machte, die Partei des Jaroslaw Kaczynski, die „heute eine nicht geringere Bedrohung ist als einmal der Kommunismus“ (Andrzej Romanowski). Tychs Fazit: „Solidarność – das traurige Fräulein S. – war und ist weiterhin Trägerin nicht nur edler Werte“.

Ein Elitenwechsel wie in der DDR blieb den Polen weitgehend erspart. Die Diskriminierung der ostdeutschen Intellektuellen fand ihren Höhepunkt in der Abwicklung der Geschichtswissenschaft, die jüngst von Werner Röhr präzise und bedrückend dargestellt worden ist.<sup>4</sup> Schon 1946 hatte einer der internati-

<sup>4</sup> Werner Röhr, *Abwicklung. Das Ende der Geschichtswissenschaft der DDR*, Band 1: *Analyse einer Zerstörung*, Berlin 2011 (vgl. die Besprechung von Alexander Bahar in diesem Heft, S. XXX; *Ann. d. Red.*)

onal hochgeachteten Historiker der DDR, Walter Markov, festgehalten: „Die Geschichte ist von allen Wissenschaften die auffälligste und wehrloseste, wenn es den Zeitgeist gelüstet, sie zu vergewaltigen und zu beschmutzen“. Nur das Alter bewahrte den Jubilar Günter Benser vor den extremen Folgen einer persönlich diskriminierenden Abwicklung. Aber die Zerstörung seines Instituts konnte er trotz der Neustrukturierung als Institut für Geschichte der Arbeiterbewegung nicht verhindern. Es wurde mit seinen Archiven nur bis 1992 aus dem beschlagnahmten Vermögen der SED von der sog. Treuhandanstalt finanziert – bei vorzeitiger Entlassung des Großteils der Mitarbeiter/Innen. Laudator Siegfried Prokop erwähnt die im Anhang dokumentierte beeindruckende Forschungsleistung und Publikationsliste mit 507 Titeln, die Bensers Institut ebenso wenig rettete wie seine Beteiligung an der demokratischen Volksbewegung. Am 10. November 1989 ergriff Benser z.B. im Berliner Lustgarten vor über 150.000 Berlinern das Wort und forderte die Erneuerung der SED von unten. An dem im Dezember 1989 gegründeten Institut für Geschichte der Arbeiterbewegung entstand eine „Arbeitsgruppe Opfer des Stalinismus“; bislang geheim gehaltene Dokumente wurden im Dietz-Verlag veröffentlicht (z.B. die Rede von Chruschtschow von 1956 über den Personenkult von Stalin). Bensers Veröffentlichungen nach 1990 gehen offen mit den Grenzen des parteioffiziellen Geschichtsbildes der DDR um. Als einer der ersten konnte er auch ihm bis dahin verschlossene Archivbestände nutzen und eine fünfbandige Quellenedition über Dokumente zur Geschichte der kommunistischen Bewegung in Deutschland, Reihe 1945/1946, vorlegen.

Die fundierte, weit ausholende historische Querschnittanalyse von Günter Benser auf seinem Ehrenkolloquium über „Basisdemokratie gestern, heute und morgen“ wagt vor dem Hintergrund neuer Erkenntnisse einen Bogen vom Athen Perikles bis zur Gegenwart unter dem zentralen Gesichtspunkt, wie in einem demokratischen Gemeinwesen Entscheidungen kompetent im Allgemeininteresse bei Beachtung und Respektierung der Belange von Minderheiten transparent und zweckmäßig getroffen werden können – bei gleichzeitiger Beachtung der Entfaltung der Produktivkräfte und der Gestaltung der sozialen Verhältnisse wie auch der demografischen Entwicklung. Erstaunlich ist dabei, dass Günter Benser als namhafter Vertreter der legendären Aula-Generation an der Universität Leipzig auf eine Darstellung der Vorkämpfer einer volksverbundenen Demokratie im Gefolge der Französischen Revolution weitgehend verzichtet. Die lange tonangebende konservativ-deutschnationale Historikerzunft in Westdeutschland ignorierte diese Volksmassen in der Geschichte als Vorkämpfer der Republik. Wer über diese als Landesverräter und Anhänger des französischen Erbfeindes lange diffamierten Anhänger der deutschen Jakobiner etwas erfahren wollte, war auf die Forschungen des von Walter Markov und Manfred Kossok geleiteten Instituts für Allgemeine Geschichte in Leipzig angewiesen. Sie kooperierten mit den französischen Revolutionsforschern um Albert Soboul und prägten die vergleichende Revolutionsforschung der Neuzeit, zusammen mit Außenseitern der Zunft wie Walter Grab aus Tel Aviv und Heinrich Scheel. Diesem Repräsentanten der DDR-



Geschichtswissenschaften widmeten seine Freunde zum 70. Geburtstag ebenfalls einen Sammelband, um an die Bedeutung des Widerstandskämpfers und Jakobinerforschers vom internationalen Rang zu erinnern, ohne dass ein westdeutscher Historiker sich dabei zu Wort meldete.<sup>5</sup>

So muss es nicht überraschen, aber dennoch verwundern, dass die als Abwickler tätigen westdeutschen Historiker nach der Wende dem Direktor des an der Leipziger Universität wieder gegründeten Instituts für Universal- und Kulturgeschichte, Manfred Kossok, die demokratisch legitimierte Anerkennung aus „rechtsstaatlichen“ Gründen versagten: Das Institut müsse aufgelöst werden, weil es in der westdeutschen Wissenschaftslandschaft kein vergleichbares Institut gäbe. Ein für Gesamtdeutschland vorbildliches Institut durfte nicht aus der DDR-Wissenschaft hervorgehen. Dieses Urteil vertrat ausgerechnet Wolfgang Mommsen, der damalige Vorsitzende des Verbandes der Historiker der Bundesrepublik. Wie sein Bruder Hans und sein Vater, der Marburger Historiker Wilhelm Mommsen, gehört er zu den ausgewiesenen Kennern von „Größe und Versagen des deutschen Bürgertums“ von 1848/49, jener „ungevollten Revolution“ (Wolfgang Mommsen), zu deren Anhängern und Verteidigern der Urgroßvater Theodor Mommsen zählte, der Jurist, Politiker und Historiker, der für seine dreibändige „Römische Geschichte“ mit dem Nobelpreis für Literatur ausgezeichnet worden war. Es ist für diesen Zusammenhang bezeichnend, dass die in den Schulen von Markov und Soboul oder bei Grab und Rudé behandelten Volksmassen als Vorkämpfer der Demokratie auch am 150. Geburtstag der 1848-Revolution in der zentralen Frankfurter Ausstellung ausgeklammert blieben, wie ebenso die von den Revolutionären in Anlehnung an die Frühsozialisten thematisierte soziale Frage keine Berücksichtigung fand. Die damalige Forderung nach Sozialversicherung, nach einem Sozialstaat, zählt bis heute zu dem „Unabgegoltenen der Geschichte“. Sozialproteste mit der Forderung nach „Freiheit, Wohlstand und Bildung für alle“ bildeten 1848 den Ausgangspunkt für einen Weg zur Verfassung, der erst 1918 und dann immer noch gegen Widerstände beschritten wurde, bald auch scheiterte und erst nach 1945 – erneut widersprüchlich – aufgenommen werden konnte. Angesichts des heutigen inflationären Gebrauchs des Begriffs der „Zivilgesellschaft“ ist immer wieder an die Janusköpfigkeit der bürgerlichen Gesellschaft zu erinnern. Ihre Verwerfungen erlauben eigentlich keine Überhöhung zur Zivilgesellschaft. Diesem Mythos sollten wir mit Rüdiger Hachtmann mit der „Abrissbirne“ begegnen.<sup>6</sup>

---

<sup>5</sup> Helmut Bleiber und Walter Schmidt (Hrsg.), *Demokratie, Antifaschismus und Sozialismus in der deutschen Geschichte*, Berlin 1988.

<sup>6</sup> Rüdiger Hachtmann: *Historiker als Unruhestifter*, in : 1999, *Zeitschrift für Sozialgeschichte* des 20. und 21. Jahrhunderts, Heft 1/2000, S. 184-200

*Alexander Bahar*

## **Abgewickelt und totgesiegt**

### **Studie zum Ende der DDR-Geschichtswissenschaft**

Mit dem juristischen Terminus „Abwicklung“ bezeichnet das am 1.1.1900 eingeführte Bürgerliche Gesetzbuch (BGB) die Regelungsvorgänge, die nach der juristischen Liquidation einer Firma, eines Betriebes oder einer Kapitalgesellschaft anfallen: die Auflösungs- und Übereignungsprozesse, die Sammlung, Prüfung und Erledigung der gegenseitigen Verbindlichkeiten. Sie kann sowohl private wie juristische Personen, Vereinigungen, Organisationen, selbst Verwaltungsbezirke oder ganze Staaten betreffen. Eine Abwicklung setzt danach also stets eine juristische Liquidation voraus. In den Jahren nach der sogenannten Wende hingegen wurde mit „Abwicklung“ der Vorgang der juristischen oder faktischen Liquidierung selbst bezeichnet. Juristisch und faktisch liquidiert wurden nach 1989 neben den staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen der ehemaligen DDR auch deren wissenschaftliche Institutionen. Nach dem als Wiedervereinigung gefeierten Anschluss der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik an die im Systemkampf siegreiche BRD wurden diese einem historisch beispiellosen Konkursverfahren unterworfen. Den Vorgaben politischer Instanzen gemäß von westdeutschen Kommissionen „evaluiert“, stand am Ende in der Regel ihre Eliminierung oder bestenfalls die „Einpassung“ einzelner passgerecht gemachter Bruchstücke in den Wissenschaftsbetrieb der BRD.

Diesen für die deutsche Historiographie wenig rühmlichen Prozess hat Werner Röhr am Beispiel der DDR-Geschichtswissenschaft nun erstmals systematisch dokumentiert, analysiert und mit wertvollen geschichtsphilosophischen Betrachtungen kommentiert.<sup>1</sup> Der erste Band der zweibändigen Untersuchung über „Das Ende der Geschichtswissenschaft der DDR“ (Bd. 2. ist inzwischen ebenfalls erschienen) ist hier zu besprechen. Er ist in fünf Kapitel gegliedert (zuzüglich Vorwort, ausführlicher Einleitung und Nachwort). Kapitel 1 informiert ausführlich über die Forschungsorganisation der Geschichtswissenschaft in der DDR, deren zentrale historische Einrichtungen, ihre Forschungsfelder- und Ergebnisse sowie die übergeordneten Leitungsgremien. Kapitel 2 diskutiert die in der DDR-Geschichtswissenschaft wirkenden politischen Regulationsmechanismen. Die Reaktionen der Historiker auf die im Zuge der „Wende“ im Herbst 1989 einsetzenden Prozesse in der DDR dokumentiert Kapitel 3, während Kapitel 4 die Positionsveränderungen der BRD-Historikerzunft im Verhältnis zur DDR-Historiographie für denselben Zeitraum darstellt. Ausführlich werden in Kapitel 5 Evaluierung, Abwicklung sowie (ggf.) Neuausrichtung dieser Institutionen nachgezeichnet. In einem Nachwort umreißt der Autor schließlich die Folgen dieses

---

<sup>1</sup> Werner Röhr: Abwicklung. Das Ende der Geschichtswissenschaft der DDR. Band 1. Analyse einer Zerstörung. Edition Organon, Berlin 2011, 519 Seiten, 30,90 Euro; Band 2. Analyse ausgewählter Forschungen. Übersichten – Register. Edition Organon, Berlin 2012, 30,90 Euro.

Vorgangs für die Geschichtswissenschaft im „wiedervereinigten“ Deutschland. Im zweiten Band seines Opus magnum, der auch ein umfangreiches Register sowie Struktur- und Personalübersichten zu den behandelten Instituten und ihrer Abwicklung enthält, stellt Werner Röhr ausgewählte Forschungsergebnisse der DDR-Geschichtswissenschaft detailliert vor und unterzieht sie einer kritischen Analyse. Röhrs umfassende Untersuchung vereint Dokumentation, Chronologie, geschichtsphilosophische Überlegungen und politische Analyse.

Bereits nach kurzem Einlesen in das Buch wird klar: Der Autor ist mit seinem Forschungsgegenstand bestens vertraut. Und dieser Eindruck festigt und verstärkt sich noch bei der weiteren Lektüre. Der gesamte Band beeindruckt nicht nur durch einen gewaltigen, dabei akribisch aufgearbeiteten Materialfundus (das gilt in besonderer Weise für die sehr ausführlichen Kapitel 1 und 5), sondern auch durch analytische Schärfe und Differenziertheit des Urteils bei gleichzeitiger Parteilichkeit – für die Wissenschaft.

Seit 1981 Mitarbeiter am Institut für deutsche Geschichte (bis 1990 Zentralinstitut für Deutsche Geschichte), wurde Werner Röhr zugleich Zeuge und Opfer des Prozesses, den er in dem ersten Band seiner Untersuchung detailliert beschreibt und analysiert. Von Haus aus Philosoph und Historiker, wurde er 1981 wegen der Solidarisierung mit politisch gemaßregelten Kollegen aus der SED ausgeschlossen, aus dem Akademieinstitut für Philosophie geworfen und erhielt faktisch Berufsverbot. Röhr hat sich seit 1981 vor allem mit historischen Forschungen zur Okkupationspolitik der Achsenmächte im Zweiten Weltkrieg befasst und mehrere Bücher dazu veröffentlicht. Von 1994 an lehrte er für mehrere Jahre als Gastprofessor Geschichte der Philosophie an der Universität Zielona Góra (Polen).

Warum ein Buch, das sich ausschließlich der Abwicklung der DDR-Geschichtswissenschaft widmet? Werner Röhr gibt darauf eine klare Antwort: „Wohl keine andere Wissenschaftsdisziplin, auch nicht die unmittelbar ‚staatsnahe‘ Rechtswissenschaft, wurde bei der Zerschlagung des Wissenschaftssystems so umfassend und mit so grundsätzlichem Beseitigungsfuror behandelt wie die Geschichtswissenschaft. Dabei ging es in erster Linie darum, die Hochschullehrer zu entfernen.“ (9) Und dieser Prozess geht weiter, denn: „Seit der Abwicklung wird die politische und publizistische Verteufelung dieser Wissenschaft [...] fortgesetzt. Beide Prozesse verweisen auf den Grund: Sie sollen helfen, die DDR weiter zu ‚delegitimieren‘, wobei unterstellt wird, der DDR damit ihre historische Rechtfertigung nehmen zu können.“ (9) Von allen Wissenschaftsdisziplinen haben sich laut Röhr „westdeutsche Historiker am meisten als Fachexperten des Anschlusses, als Begründer, Helfer und Radikalisierer der Aktivitäten des Bundesinnenministeriums und des Wissenschaftsministeriums angeboten. Sie haben ihrer Wissenschaftsdisziplin damit einen Bärendienst erwiesen.“ (11)

## **Bruch mit der Tradition des idealistischen Historismus**

Kenntnisreich und detailliert zeichnet Röhr das Bild einer um Emanzipation bemühten DDR-Historiographie, zu deren „wissenschaftlichen Ausgangspunkten [...] ihr Bruch mit der tradierten deutschen Geschichtswissenschaft

als Geisteswissenschaft“ (3) gehörte, wie er in Deutschland seit der Reichseinigung von 1871 vorgeherrscht hatte. Die Historiographie sollte sich zur Gesellschaftswissenschaft wandeln, was „einen Bruch mit dem historischen Idealismus“ bedeutete, „der die authentische Wirkungsmacht der Ideen und Auffassungen in den favorisierten Haupt- und Staatsaktionen der herrschenden Klasse gegeben sah.“ (3) Die Abwendung vom idealistischen Historismus bedeutete nach Röhr „mehr als das Herunterholen der Geschichte vom bürgerlichen Ideenhimmel auf den Boden irdischen Lebens. Er erforderte, sich forschend jenen Klassen und Schichten sowie jenen Bedingungen und Ereignissen zuzuwenden, die die bisherige Historiographie als nicht geschichtswürdig ignoriert oder mißachtet hatte.“ Damit verloren zugleich jene Gegenstände, die vorher vor allem als geschichtswürdig gegolten hatte, ihre Präferenz: Haupt-, Hof- und Staatsaktionen, Diplomatie-, Militär- oder Geistesgeschichte.

Die Geschichte der bisher von der Zunft der deutschen Historiker nicht für geschichtswürdig erachteten Volksmassen zu untersuchen und zu schreiben, wurde für die aus der Emigration kommenden wie auch für die in der DDR ausgebildeten Historiker zur besonderen Verpflichtung. Ausgehend von der Marxschen Erkenntnis der Widersprüche als Triebkräfte der gesellschaftlichen Entwicklung rückten die Klassengegensätze und ihre Austragung in den Klassenkämpfen sowie deren Höhepunkte in den Revolutionen in den Focus der Forschung. „Nie zuvor“, schreibt Werner Röhr, „waren diese Kämpfe durch deutsche Historiker so gewürdigt worden wie in der DDR.“ (4) Das betraf sowohl den Widerstand der Bauern von seinen passiven Formen bis zum Bauernkrieg, die kommunale Bewegung und die Bürgerkämpfe in den Städten als auch die Herausbildung und Entwicklung der Arbeiterbewegung. Hinzu kam als zweiter bevorzugter Gegenstand die Erforschung der „historischen sozialökonomischen Wurzeln des deutschen imperialistischen Weltherrschaftsstrebens sowie dessen Ausdrucksformen und Wirkungen im ersten Weltkrieg, im Faschismus und im Zweiten Weltkrieg.“ (5)

Für einen in der alten Bundesrepublik ausgebildeten Historiker ist Röhrs Darstellung ganz besonders erhellend, vermittelt sie dem Leser doch nicht nur einen umfassenden Überblick über die Bandbreite und die Tiefe der in der DDR betriebenen Forschungen (über die sowohl in den Mainstream-Medien als auch an bundesdeutschen Universitäten bis heute wenig Erhellendes zu erfahren ist). Er muss auch (stauend) zur Kenntnis nehmen, dass die Rahmenbedingungen, unter denen Forscher in der DDR arbeiteten, in nicht wenigen Punkten erheblich besser waren als in der alten und erst recht in der neuen BRD.

Bei der Auswahl ihrer Forschungsgegenstände waren die DDR-Historiker durchaus parteilich, konstatiert Röhr. Doch ihre Parteilichkeit etwa für die unterdrückten Volksmassen, für fortschrittliche Bewegungen und Ideen etc. habe das Bemühen um objektive Forschung und rückhaltlose Aufklärung keineswegs ausgeschlossen. Ganz im Gegenteil: die DDR-Geschichtswissenschaft trug bedeutend zur Erforschung des Faschismus und der beiden Weltkriege bei, sie verfügte über das einzige deutsche Institut für Wirtschaftsgeschichte sowie über ein Institut für Universal- und Kulturgeschichte der Neuzeit, das ebenfalls in der BRD seines-

gleichen suchte und sucht. Die – sozial- und regionalgeschichtlich ausdifferenzier- ten – Untersuchungen zum Übergang vom Feudalismus zum Kapitalismus setzten wissenschaftliche Standards. Vergleichbares gab es in der alten Bundesrepublik nicht. Das gilt nicht minder für die Revolutions- und die Lateinamerikageschichte in Leipzig. Was das große Gebiet der Geschichte der Arbeiterbewegung angeht, so wurde dieses bei allen zu beklagenden Mängeln und selbst auferlegten Lücken überhaupt erst in der Breite erschlossen. Soweit die bundesdeutsche Geschichtswissenschaft hier überhaupt wissenschaftlich aktiv wurde, dann jeweils mit großer Verzögerung und in der Regel als Reaktion auf die Pionierleistungen der ostdeutschen Kollegen. Auch in einigen traditionellen Standardbereichen wie der Alten Geschichte und der Klassischen Archäologie sowie aus der wilhelminischen Zeit übernommenen Editionen versuchte man, Begonnenes fortzusetzen und Standards zu halten, hatte aber entsprechend den begrenzten Möglichkeiten des kleinen Landes häufig Prioritäten zu setzen.

Ihre besten Leistungen erbrachten DDR-Historiker laut Röhr in der Regel dort, wo sie versuchten, die Marxsche Auffassung von Geschichtsmaterialismus als Maxime eigener Forschungen kritisch umzusetzen. Die DDR-Geschichtswissenschaft habe hingegen dort deutlich an Niveau und Wissenschaftlichkeit verloren, wo sie Dialektik und Materialismus zugunsten teleologischer Annahmen und apologetischer Zwecke aufgab.

Röhr lässt keinen Zweifel daran, dass dies viel zu oft geschah. So sei etwa der Anspruch, die Sozialgeschichte der Klassen zu schreiben, insgesamt zu gering eingelöst worden. An die Stelle der Haupt- und Staatsaktionen sei funktional auf einer anderen Ebene die Geschichte der Parteibeschlüsse und -aktionen getreten. Unter der Flagge eines programmatischen Bekenntnisses zum Geschichtsmaterialismus habe selbst dessen partielle oder völlige Desavouierung präsentiert werden können. Trotz jener Defizite der Historiographie, die den geringen Ressourcen des Landes geschuldet waren und trotz jener, die politischer oder wissenschaftlicher Ignoranz oder Dogmatisierung entsprangen, fällt Röhrs Bilanz insgesamt positiv aus. So sei das internationale Niveau zahlreicher Arbeiten von Agrar-, Montan-, Stadt- oder Wirtschaftshistorikern nie ernsthaft angezweifelt worden, auch seien DDR-Historiker weltweit geschätzt und anerkannt gewesen.

## **Weißer Flecken, Erkenntnisverbote und Resultatsvorgaben**

Wer nach der Lektüre des ersten Kapitels geneigt sein mag, dem Autor Vor-eingenommenheit oder partielle Kritiklosigkeit gegenüber der DDR-Geschichtswissenschaft zu unterstellen, weil er deren Spitzenleistungen, ihr durch vielseitige Kooperation und Vernetzung belegtes internationales Renommee immer wieder betont, der wird im zweiten Kapitel gründlich eines Besseren belehrt. Nachträgliche Idealisierung der DDR-Historiographie ist in der Tat das Letzte, das sich dem Autor vorwerfen ließe. Werner Röhr kennt die von ihm untersuchten Forschungseinrichtungen und deren Funktionsweise zu genau, als dass er für deren Schwächen und Mängel blind wäre. Wogegen er sich wehrt, ist die pauschale Herabwürdigung und Disqualifizierung, die

darauf abzielt, die von der DDR-Historiographie erbrachten und auch international anerkannten wissenschaftlichen Leistungen nachträglich in toto zu delegitimieren. Stattdessen plädiert Röhr dafür, deren Ergebnisse jeweils am selbst gesetzten Anspruch zu messen. Dabei gelangt er zu einer durchaus differenzierten Beurteilung der Leistungen dieser Geschichtswissenschaft.

Zu den parteipolitisch-bürokratischen Regulierungsmechanismen, die in die Historiographie der DDR hineinwirkten, gehörten nach Röhr neben der gezielten Förderung bestimmter Themenfelder, die für die Geschichte der eigenen Bewegung oder des eigenen Staates als relevant angesehen oder für die historische Legitimation der Geschichtskonzeption wie der eigenen Politik für wichtig erachtet wurden, auch deren Gegenteil: „weiße Flecken“, sprich die punktuell „produzierte Unwissenheit“ bzw. Tabuisierung ganzer Forschungsfelder. „Zu solchen ‚weißen Flecken‘ wurden jahrzehntelang die Massenverbrechen des Stalinregimes und die Biographien ihrer Opfer. Der Sache nach ging es meist um ein Erkenntnisverbot für politische Entscheidungen, deren Opfer und Folgen, die den verkündeten Zielen der führenden Partei kraß widersprachen. [...] In der Unterordnung unter Vorgaben, die ein Erkenntnisverbot begründeten, gaben Historiker ihre eigene Professionalität preis“ (221) urteilt Röhr.

Eine andere Form der parteipolitisch-bürokratischen Regulierung stellten nach Röhr klare Resultatsvorgaben durch die SED-Führung dar: Vorgaben der ZK-Abteilungen der SED für historische Forschungen betrafen in erster Linie die Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, die Geschichte der KPD in der Weimarer Republik und jene der SED nach 1946. Röhr nennt als bekanntes Beispiel dafür die Kontroverse um den Charakter der deutschen Novemberrevolution. Walter Ulbricht, damals Erster Sekretär der SED, zwang Historiker, die diese Revolution als deutsche Parallele zur russischen Oktoberrevolution begriffen, zur Korrektur. Die Novemberrevolution durfte nach Ulbricht keine „sozialistische“ Revolution gewesen sein, weil die sozialistische Zielstellung keine ausreichende Massenunterstützung gefunden hatte und ohne Erfolg blieb. „Doch der eigentliche Hintergrund“, schreibt Röhr, „war der Stalinsche Anspruch auf alleinige Ursprünglichkeit. Die praktische Konsequenz dieses aus der Not des Ausbleibens der Weltrevolution geborenen Anspruchs war eine Politik der praktischen Verhinderung weiterer sozialistischer Revolutionen in der Welt.“ (222)

Röhr spricht von einem „Sacrificium intellektualis“, das den DDR-Historikern abverlangt wurde. Geschuldet war dies der spezifischen historischen Situation der ehemaligen DDR. Für deren staatliche Konstituierung war das Bündnis der deutschen Kommunisten und Antifaschisten mit der Sowjetunion grundlegend. Es war folglich auch der Existenzrahmen für die Herausbildung und Entwicklung der Geschichtswissenschaft. Damit habe die Geschichtswissenschaft der DDR aber auch „die für den Stalinismus kennzeichnende Beziehung der damaligen Kommunistischen Partei der Sowjetunion zur Wissenschaft in wesentlichen Zügen“ übernommen. (232)

Röhr nennt einige dieser für die Geschichtsschreibung spezifischen Züge („Sünden“, die weder ein originäres Produkt des Stalinismus noch dessen Monopol sei-

en, wie er betont): Degradierung und Prostitution gesellschaftstheoretischen Denkens; verhinderte Aufdeckung und Aufklärung von Sachverhalten und des Schicksals von Personen, die im Widerspruch zur aktuellen Politik oder zur Person des Despoten standen (allen voran Trotzki), bis hin zur physischen Vernichtung bestimmter Zeugnisse und Zeugen; Forschungsverbote für historische Ereignisse oder Entscheidungen, die aktuellen politischen Interessen und Zwecken zu widersprechen schienen; Modifizierung von Teilwahrheiten nach tagespolitischen Erfordernissen und nachträgliches Umschreiben historischer Abläufe, Biographien und Entscheidungen für aktuelle politische Zwecke; Theoriefeindlichkeit, da jedes taktische Moment in den Rang einer Gesetzmäßigkeit erhoben wurde; eine katechetische Simplifizierung der Geschichtsprozesse und die Behandlung dieser Simplifizierungen bzw. Irrtümer und Dummheiten Stalins als politische Norm der Geschichtsschreibung; eine teleologische Betrachtung der Geschichte vom Resultat her; Hagiographie und Legendenproduktion; systematische Verfälschung der Parteigeschichte und Erhebung der Fälschungen zur Norm der Geschichtsschreibung (etwa im „Kurzen Lehrgang“ Stalins). (232)

Eigenständiges marxistisches Denken galt laut Röhr in der DDR spätestens seit der Niederschlagung der Konterrevolution in Ungarn im Herbst 1956 als „gnoseologischer Frevel“ und wurde kriminalisiert. Die bis dahin entwickelte Kritik am „Stalinismus“ wurde von da an von der politischen Führung unter Ulbricht zurückgewiesen und zurückgenommen, in diesem Kontext, insbesondere an der Leipziger Universität, entwickeltes marxistisches Denken als staatsfeindlich und „konterrevolutionär“ gerichtlich abgeurteilt. „Worin bestand der gnoseologische Frevel dieser Wissenschaftler?“, fragt Röhr. Die Antwort ist unmissverständlich: „Sie nahmen den Marxismus wissenschaftlich und politisch ernst.“ (238)

## **Keine „Herrschaftswissenschaft“**

Dem Vorwurf der BRD-Historiker, die Geschichtswissenschaft der DDR sei eine „Herrschaftswissenschaft“ gewesen, habe also vor allem dazu gedient, die Herrschaft der Staatspartei SED zu legitimieren und diese zu beraten, widerspricht Röhr vor diesem Hintergrund scharf. Diese praktisch als „Hexenhammer“ fungierende Stigmatisierung sei syntaktisch (Herrschaftswissenschaft = Wissenschaft von der Herrschaft) so inkorrekt, wie sie semantisch falsch sei. Der Vorwurf der „Herrschaftswissenschaft“ sage über Wissenschaftlichkeit oder deren Verletzung unmittelbar nichts aus, „aber er enthebt seine Autoren der Notwendigkeit wissenschaftlicher Kritik an Prämissen, Verfahren und Resultaten der gebrandmarkten Historiographie – und schließt jede wissenschaftliche Auseinandersetzung mit ihr aus.“ (227) Weder sei die DDR-Geschichtswissenschaft politisch souverän gegenüber den Herrschaftsbedürfnissen gewesen, noch hätten die Herrschenden selbst das geringste Bedürfnis gehabt, sich bei ihren Entscheidungen von Wissenschaftlern dieser Disziplin beraten zu lassen: „Der Glaube der Führung an ihre eigene Weisheit und Unfehlbarkeit ließ sie wirkliche Beratung für überflüssig halten.“ (230) Als Konsequenz aus der fehlenden Inanspruchnahme und Wirksamkeit der Geschichtswissenschaft als „Herrschaftswissenschaft“ folgert Röhr, „daß jene historische Legitimation, die diese Wissenschaftsdisziplin für die regierende

Staatspartei zu erbringen vermochte, in erster Linie eine sekundäre, eine nachträgliche Rechtfertigung von Entscheidungen darstellte, die wesentlich ohne ihre Mitwirkung, genauer gesagt unter Ausschluss ihrer Mitwirkung, zustande gekommen waren.“ (230) Der wissenschaftliche Beitrag der DDR-Historiographie zur Politikberatung oder zur Strategiebildung der politischen Führungskaste sei daher „gestrost mit Null anzusetzen“ (228). Auch der verwandte, ebenfalls von bundesdeutschen Historikern erhobene Vorwurf, die DDR-Historiographie habe sich durch die „umfassende Instrumentalisierung für die Politik der SED“ selbst disqualifiziert (Hermann Weber), ist nach Röhr „schlichtweg falsch“ und gehe am Problem vorbei. „Ideologische Voreingenommenheit“ habe Weber gehindert, die Problemstellung zu begreifen, „wie denn eine den Regeln wissenschaftlicher Methodik entsprechende Arbeit zugleich Legitimationsideologie sein konnte“. (240) Zweifellos sei die Unterordnung der Geschichtswissenschaft unter jeweilige politische Bedürfnisse der Staatspartei nicht nach wissenschaftlichen, sondern nach politischen Kriterien erfolgt. Diese hätten im politischen Bedarfsfall auch die verkündeten wissenschaftlichen Maßstäbe sowie die aus der Marx'schen Theorie abgeleiteten inhaltlichen Prioritäten und Maßstäbe, die sich marxistische Historiker selbst gesetzt hatten, außer Kraft gesetzt. Die seien zwar bis zu ihrem Untergang von den sozialistischen Staatsparteien nie verleugnet worden, „doch sie waren nicht der wirkliche Maßstab für Förderung oder Ausschluß. Sie konnten auch zur bloßen Fassade herabgewürdigt werden.“ (238)

Die von Röhr vorgenommene strikte Trennung von „politischem Legitimationsanspruch“ und „autonomen Wissenschaftsanspruch“ mag spitzfindig erscheinen, macht aber den Blick auf das eigentliche Problem frei: „Eine Wissenschaftsdisziplin für disqualifiziert zu erklären, weil ihre Forschungsergebnisse auch politische Legitimationsfunktion erfüllen“, geht in der Tat am Kern der Sache vorbei. Um Wissenschaft erfolgreich instrumentalisieren zu können, müsse Wissenschaft vorausgesetzt sein. „Das wirkliche Erkenntnisproblem hinsichtlich der Unterordnung der Geschichtswissenschaft unter die politische Führung der Staatspartei“ bestehe doch gerade darin zu erklären, schreibt Röhr, „daß die Historiker nicht durch Legendenbildung, sondern auch und gerade durch wissenschaftlich unzweifelhafte Ergebnisse legitimatorisch wirken konnten und meist auch wollten. Diese ideologische Funktionsweise ist aufzuklären, nicht aber vorauszusetzen, daß wissenschaftliche Verfahren und Ergebnisse per se daraus ausgeschlossen seien.“ (239f.)

## **Evaluation und Liquidation**

Relativ knapp geraten ist die Darstellung der Reaktionen ostdeutscher Historiker auf die „Rückwende 1989/90“ und die kapitalistische Restauration (Kapitel 3). Diese bewegten sich Röhr zufolge zwischen „Selbstpreisgabe“ und eilfertiger Anpassungsbereitschaft einerseits und den Versuchen zu „selbstbewusster Erneuerung“ andererseits, wobei letztlich alle Ansätze eigenständiger Erneuerung der Geschichtswissenschaft mehr oder minder gewaltsam abgebrochen, administrativ unterdrückt oder sogar verboten wurden. Eigenständiger Erneuerung stand nicht nur die Blockadepolitik der Siegermacht BRD



entgegen, sondern auch die Passivität und mehr noch der „Umsattlungseifer“ (Wolfgang Ruge) einer großen Zahl von Historikern der DDR. Letzterer verband „die ‚Entdeckung‘ der eigenen ‚Instrumentalisierung‘ durch die SED mit einer demonstrativen Abwendung von der eigenen Vergangenheit“ (244). Nur wenigen DDR-Historikern wie Wolfgang Ruge sei es gelungen, „eine schonungslose Selbstkritik zu üben, ohne ihre DDR-Identität zu verleugnen“ (244). „Gegenüber einer Flut des politischen Opportunismus und des vorauseilenden Gehorsams gegenüber West-Historikern, die den politischen Sieg im Wettkampf der Systeme als eigene Leistung und als Beweisgrund eigener wissenschaftlicher Überlegenheit, ja Unfehlbarkeit verkauften“, fasst Röhr zusammen, habe es „jede selbstbestimmte Erneuerung äußerst schwer“ gehabt. (250)

Die sich „von der Kooperation zur Disqualifizierung“ wandelnde Haltung westdeutscher Historiker sowie des Verbandes der Historiker Deutschlands (VHD) und seines damaligen Vorsitzenden Wolfgang Mommsen zur DDR-Historiographie von Herbst 1989 bis zum Herbst 1990 rekonstruiert Werner Röhr im 4. Kapitel seiner Studie. In Abhängigkeit von den Entscheidungen der Kohl-Regierung auf dem Wege zur Abwicklung der DDR, so Röhr, veränderte sich die Haltung dieses Verbandes in schneller Folge. War noch im Herbst 1989 eine Intensivierung der Kooperation mit den DDR-Kollegen auf Augenhöhe zu konstatieren, so zeichnete sich ab den Märzahlen 1990 eine zunehmende Bevormundung ab – bis hin zur „Alleinvertretungsanmaßung“ des VHD auf dem Weltkongress der Historiker in Madrid im Sommer 1990, als die VHD-Vertreter sich vehement der Wiederwahl eines DDR-Historikers in das höchste Gremium der internationalen Historikervereinigung widersetzen. Damit war der VHD wieder bei seiner Position aus der Zeit des Kalten Krieges angelangt, als er auf seinem Verbandstag in Trier 1958 marxistischen Historikern aus der DDR das Wort verboten hatte. Wenige Tage vor der staatlichen Vereinigung auf dem Bochumer Kongress im September 1990, das zum Tribunal gegen die ehemaligen Kollegen aus der DDR geriet, hatte der VHD mit der Forderung nach Abwicklung der DDR-Geschichtswissenschaft eine letzte Positionsänderung vollzogen. „Die unumgängliche grundlegende Neuorientierung der Geschichtswissenschaft in den fünf neu entstehenden Bundesländern“ wurde nun als Verbandsaufgabe formuliert.

In den Augen der westdeutschen Verbandsfunktionäre bestand die besondere Perfidie der DDR-Historiker darin, „einen Staat legitimiert zu haben, der in ihren Augen niemals legitim war.“ Dabei machten die Funktionäre des VHD gar nicht erst den Versuch, zwischen den DDR-Historikern zu differenzieren. Das ging soweit, dass etwa Hans-Ulrich Wehler allen Historikern der DDR durch die Bank intellektuelle Redlichkeit absprach.

Nach derartigen Stellungnahmen verwundert es kaum, dass sich einige Vertreter der westdeutschen Historikerzunft im Umgang mit den ostdeutschen Kollegen als die schlimmsten Inquisitoren gebärdeten, wie Werner Röhr in Kapitel 5 detailliert darlegt. Das umfangreiche Kapitel dokumentiert anhand der zwei wichtigsten Gruppen von Instituten, wie sich die Abwicklung der DDR-Geschichtswissenschaft, vorgenommen durch die Wissenschaftsministerien der

im Herbst in Ostdeutschland gebildeten neuen Landesregierungen, vollzog. Die Beschaffung der Informationen dazu erwies sich als schwierig, weil Röhr die Einsichtnahme in die schriftlichen Zeugnisse der „Neuordnung“ an den Universitäten und Akademien unter Verweis auf das bundesdeutsche Archivgesetz und seine Fristenregelungen wiederholt verweigert wurde. Dem Autor blieb daher nichts anderes übrig, als diese Lücken, so weit als möglich, durch die Jahre währende Recherche nach verstreut vorhandenen schriftlichen Unterlagen sowie durch Gespräche mit Beteiligten bzw. Betroffenen zu schließen. Es sei zu betonen, urteilt Röhr, „dass manche Kollegen aus den alten Ländern um Analyse, Differenzierung und Urteil bemüht blieben, dass entgegen der Ausgrenzung Einzelpersonen wie ganze Institute an der Kooperation festhielten und dass gegen die Schäden der Abwicklung Kollegen wie Institutionen vereinzelt Hilfe leisteten.“ „Doch Verbandspolitik“, fügt er hinzu, „war das nicht.“ (10)

Mit seinen Empfehlungen, alle vier historischen Institute der Akademie der Wissenschaften aufzulösen, folgte der Wissenschaftsrat, so Röhr, „faktisch [...] der Forderung des Verbandes der Historiker Deutschlands vom September 1990“ (303). Die vom Wissenschaftsrat verantwortete und durchgeführte „Evaluierungsfarbe“ endete denn auch mit deren Auflösung. Die Auflösungsempfehlungen folgten, wie Röhr darlegt, der vorgegebenen politischen Aufgabe und hatten in keinem Fall irgendetwas mit der differenzierten und meist sehr positiven Evaluierung der wissenschaftlichen Leistungen der Institute zu tun. Im Gegenteil: „Die Arbeitsgruppen ‚Geisteswissenschaften‘ bzw. ‚Wirtschafts- und Sozialwissenschaften‘ empfahlen nämlich ausgerechnet jene Institute aufzulösen, die sie selbst für die leistungsfähigsten hielten.“ (304) Maßgebend für das Urteil der Evaluatoren war laut Röhr „allein das Kriterium der ‚Einpassung‘, und das diktierte den Ausschluß [...] einer besseren oder auch nur unliebsamen Konkurrenz.“ (304) Die politisch gewollte „Überstülpung der bundesdeutschen Strukturen auch und gerade dann, wenn diese zuvor von denselben Gutachtern grundsätzlich kritisiert worden waren“, habe es eben eingeschlossen, auch jene Institute zu schließen, „für die es in der BRD kein Pendant gab“. (303) „Sie wurden nicht geschlossen, weil sie nicht leistungsfähig, sondern weil sie für die BRD-Wissenschaftsstruktur zu leistungsfähig waren.“ (305) Während die Akademieinstitute pauschal aufgelöst wurden, blieben die universitären Geschichtsinstitute formal bestehen, wurden aber als „in Gründung“ behandelt, d.h. entsprechend einer neuen Lehrstuhlstruktur wurden neue, vor allem westdeutsche Professoren berufen und die alten entlassen. Die Initiative, Regulierung und Kontrolle dieser Abwicklung, bei der politischen Säuberung des Personals und bei den Entlassungen übernahmen die Wissenschaftsministerien der neu gebildeten Länder. Der Haupthebel, mit dem Massenentlassungen erzwungen wurden, war dabei die Kürzung der Finanzmittel. Oft fanden die damit beauftragten Kommissionen die wissenschaftlichen Institutionen der DDR seien überbesetzt – was gemessen an dem vorangegangenen Abbau von Kapazitäten in den geisteswissenschaftlichen Fakultäten der Bundesrepublik – sicher der Fall war.

Bei der Abwicklung der DDR-Geschichtswissenschaft ging es, fasst Röhr zusammen, „nicht um deren Beurteilung, sondern um die wissenschaftliche, politische und moralische Disqualifizierung der DDR-Historiker durch ihre Konkurren-

ten und um ihren faktischen Ausschluß aus der Wissenschaft. Entsprechend dieser Zwecksetzung hielten die Vertreter des westdeutschen Fachverbandes, welche sich zu Anklägern, Richtern und Vollstreckern aufschwangen, um anschließend die geräumten Pfründen zu übernehmen, es für überflüssig, sich um elementare Voraussetzungen einer Urteilsbildung auch nur zu bemühen.“ (8) Stattdessen blieben sie, so Röhr, „lieber auf der Ebene vorgefaßter oder manipulierter Meinungen“, „eine dem Gegenstand angemessene Beurteilung“ hielten sie „nicht nur für überflüssig, sondern für den Zweck der Abwicklung auch für schädlich.“ (8)

## **Nach dem Kahlschlag totgesiegt**

Eine ernüchternde Bilanz zieht Werner Röhr im Nachwort des Buches, das sich mit den Auswirkungen der rigiden Abwicklung der DDR-Geschichtswissenschaft auf die bundesdeutsche Historiographie auseinandersetzt. Habe diese in den 1970er und 1980er Jahren durch die Integration der Sozialgeschichtsforschung (Bielefelder Schule) und die beginnende kritische Sicht auf die Expansionspolitik des deutschen Imperialismus („Fischer-Kontroverse“ ab 1959 um die Hauptverantwortung des kaiserlichen Deutschlands für den Ausbruch des Ersten Weltkriegs) sowie den „Historikerstreit“ von 1986/87 an Profil gewonnen hatte, sieht er sie nach 1990 einer Re-Nationalisierung ausgesetzt, die einhergeht mit einem Geschichtsrevisionismus, dessen „ideologischer Hauptnenner“ die erneuerte Totalitarismuskonzeption wurde (481). Mit dem wissenschaftlichen Kahlschlag in der DDR habe sich die westdeutsche Geschichtswissenschaft gewissermaßen totgesiegt und ihre „Unterordnung unter medial geformte Herrschaftsbedürfnisse“ (484) praktisch vollzogen. Deren eigene Vertreter hätten den Aufklärungsanspruch, von dem ihre sozialgeschichtliche Richtung seit den 1960er Jahren lebte, zugunsten einer Unterordnung unter Herrschaftsinteressen aufgegeben. Die neubundesdeutsche Geschichtswissenschaft sei damit genau zu dem geworden, was ihre Vertreter der ostdeutschen Historiographie vorgeworfen hatten, bloße Herrschafts-„wissenschaft“, was Röhr beispielhaft an der Darstellung der faschistischen Diktatur als sozialrevolutionäre Variante eines säkularen Modernisierungsprozesses“ (477) durch Historiker wie R. Zitelmann, der florierenden „Vertreibungsforschung“ (485) sowie am erneuten Aufblühen der „Militär-geschichte (im engeren Sinn als Schlachtengeschichte), Diplomatie- und Geistesgeschichte“ (475) belegt. „Je dringlicher die Geschichtswissenschaft der nationalen Sinnstiftung zu dienen hat“, so Röhrs zutreffende Analyse, „desto mehr muß sie ihre Kritik gegenüber der deutschen Vergangenheit reduzieren.“ (475). Als einen Kronzeugen dieser Entwicklung zitiert Werner Röhr den Direktor des Instituts für Zeithistorische Forschungen Potsdam, Martin Sabrow, der die gegenwärtige Geschichtspolitik als „ein ganzes Netz von Formelkompromissen“ bezeichnete, „die in ähnlichen Aushandlungsprozessen zwischen Politik und Wissenschaften“ (man könnte ergänzen: und den Mainstream-Medien) „entstanden wie weiland historische Grundlagenwerke in der DDR“.

Kritisch sei hier anzumerken, dass der von Werner Röhr zumindest Teilen der bundesdeutschen Geschichtswissenschaft zugestandene Aufklärungsanspruch

bereits lange vor der „Wende“ schweren Schaden gelitten hatte, sich die Tendenz zur Re-Nationalisierung und apologetischen Geschichtsschreibung bereits in den späten 1970er und verstärkt in den 1980er Jahren abzuzeichnen begann. In seiner Wirksamkeit als Schrittmacher der Anpassung, insbesondere in den historischen, Sozial- und Geisteswissenschaften der BRD, nicht zu unterschätzen ist in diesem Zusammenhang der 1972 unter dem Bundeskanzler und SPD-Säulenheiligen Willy Brandt eingeführte Radikalenerlass, der in den Folgejahren zu geschätzten 10.000 Berufsverbotsfällen führte. Die Liquidation insbesondere der Geschichtswissenschaft der DDR mit daraus resultierenden unzähligen „de facto“-Berufsverböten muss in diesem historischen Kontext gesehen werden. Das von Werner Röhr umfassend dokumentierte und analysierte Konkursverfahren, dem die DDR-Historiographie seit 1990 unterworfen wurde, baute auf die bundesdeutsche Berufsverbotspraxis der Brandt-Ära auf und ist deren logische Fortsetzung und Steigerung ins Monströse.

### **Hätte eine Erneuerung eine Chance gehabt?**

Es ist eine offene – und letztlich vielleicht müßige – Frage, ob eine Erneuerung der DDR-Geschichtswissenschaft (im marxistischen Geist) im Falle einer „Wiedervereinigung“ auf Augenhöhe möglich gewesen wäre. Thomas Kuczynski, ebenfalls ein „Abgewickelter“, hat Werner Röhr in einer Rezension in „Ossietzky“ vorgehalten, ein Blick auf die analogen Vorgänge in Osteuropa hätte dem Autor gezeigt, „daß die durch den ‚Anschluß‘ obsolet gewordenen Ansätze zu einer geschichtswissenschaftlichen Erneuerung in der DDR vermutlich über kurz oder lang zu ähnlichen Resultaten wie dort geführt hätten. [...] Diejenigen Historiker [...], die angesichts ‚jäger politischer Wendungen‘ schon früher ihre Wendigkeit unter Beweis gestellt hatten, vollzogen, von wenigen Ausnahmen abgesehen, ihre eigene Wende und wandten sich einer vaterländisch-nationalistisch dominierten Geschichtsschreibung zu. Den meisten DDR-Historikern jedoch hat die Abwicklung eine analoge Wende verwehrt.“

Kuczynskis objektivem Befund ist nicht zu widersprechen. Tatsächlich stellt sich die Frage: Hätte es unter der nicht geringen Zahl an gut ausgebildeten DDR-Historikern ein ausreichendes Potenzial an Willigen für eine selbstkritische marxistische Erneuerung ihrer Wissenschaft gegeben, die auch das Rückgrat gehabt hätten, ihre Positionen in dem so ganz im Kielwasser des „Anschlusses“-Taumels der Kohl-Politik schwimmenden bundesdeutschen Wissenschaftsbetrieb offensiv zu vertreten. Das gilt wohl kaum für jene ehemaligen DDR-Professoren, die sich nach der Wende wunderten, dass sie von denselben Westakademikern, die sie in der Honecker-Zeit auf Kongressen hofiert hatten, nun wie ein Nichts behandelt wurden. Ihnen stehen Historiker-Persönlichkeiten wie (die von Werner Röhr memorialisierten) Wolfgang Ruge, Manfred Kossok und Helmut Bleiber gegenüber. Immerhin ist nicht auszuschließen, dass die, nennen wir sie einmal: nonkonformistische DDR-Historikergarde zum Stachel im Fleisch einer – in diesem Fall – gesamtdeutschen Geschichtswissenschaft mit möglicher Vorbildfunktion für die Studierenden hätte avancieren können. Genau derartiges aber galt es ja aus Sicht der Abwickler zu verhindern.

*Marica Frangakis*

# **Die Staatsschuldenkrise in Griechenland und das europäische Projekt**

## **Dynamik und Folgen**

Die Krise der öffentlichen Schulden in Griechenland zeigt die Asymmetrien und Widersprüche im europäischen Projekt sowie in der Herausbildung und Formierung des griechischen Kapitalismus. Daher kann man argumentieren, dass die Krise die Rolle eines Katalysators spielt und Probleme zutage gefördert hat, die in einem langen sozialen und wirtschaftlichen Prozess entstanden sind. Außerdem haben die Maßnahmen als Reaktion auf die Krise diese tatsächlich verschlimmert, wie der Fall Griechenlands nur zu deutlich zeigt. Daher ist nach fünf Jahren Krise die Frage nach dem Ausweg dringender als je zuvor.

Dass Griechenland – trotz seiner besonderen historischen und institutionellen Eigenheiten – kein Sonderfall ist, wird auf breiter Basis von den sozialen und politischen Bewegungen geteilt, die sich gegen die Sparmaßnahmen und den Versuch des Finanzkapitalismus wenden, die Schuld an und die Kosten der Krisenbewältigung auf die arbeitenden Klassen und die Gesellschaft insgesamt abzuwälzen.

In diesem Sinne werden soziale Proteste und Kämpfe in ganz Europa aufeinander abgestimmt, wodurch sie eine größere Wirkung auf den politischen Prozess sowohl auf nationaler als auch auf europäischer Ebene haben. Dies ist eine notwendige Voraussetzung für den Kampf gegen Sparmaßnahmen und den Finanzkapitalismus. Jedoch ist es keine hinreichende Voraussetzung.

Insbesondere muss der Kampf durch Bemühungen verstärkt werden, ein neues europäisches Projekt zu schaffen, und zwar eines, das die sozialen und produktiven Kräfte auf der Basis eines neuen Paradigmas mobilisiert, welches eine sozial und ökologisch nachhaltige Entwicklung fördert, wobei die Ungleichheiten zwischen den europäischen Ländern sowohl kurz- als auch langfristig abgebaut werden. Erst dann wird es möglich sein, das europäische Projekt wieder zu revitalisieren.

Im Folgenden behandelt Abschnitt 1 den Unterschied zwischen Kern und Peripherie in der EU; Abschnitt 2 analysiert den Fall Griechenlands: die Besonderheiten der Entstehung des griechischen Kapitalismus, den Umgang mit der Krise und die wirtschaftlichen, sozialen und politischen Folgen der Sparpolitik; Abschnitt 3 stellt die Frage nach einem „Ausweg“.

## **1. Asymmetrien und Ungleichheiten in der Europäischen Union**

Die Anfänge des europäischen Projekts gehen auf das Ende des Zweiten Weltkriegs, den Kapitalbedarf für die Rekonstruktion Europas sowie den Wunsch der europäischen Völker nach Frieden und Fortschritt zurück. Obwohl die Entstehung der ursprünglich drei Europäischen Gemeinschaften vor allem den Be-

dürfnissen des Kapitals diene, bedeutete sie auch den Beginn einer neuen Ära voller Hoffnung für den konfliktgeschüttelten europäischen Kontinent.

Dieser Aspekt des europäischen Projekts begann Mitte der 1980er Jahre mit dem Aufkommen und der Verbreitung des Neoliberalismus an Bedeutung zu verlieren, zunächst in den angelsächsischen Ländern und dann im übrigen Europa. Die Einheitliche Europäische Akte (1986) war ein wichtiger Schritt in diese Richtung und wurde mit der Einführung der einheitlichen Währung besiegelt, die ausschließlich auf fiskale und monetäre Disziplin gegründet war und zu einem autoritären Regime willkürlicher Regeln und Indikatoren führte. Die finanzielle Deregulierung war der letzte Akt in der Umgestaltung des europäischen Projekts in eine Richtung, die sowohl dem Markt wie auch dem Wettbewerb dienen sollte. Als die Finanzkrise ausbrach, war dieser Transformationsprozess bereits abgeschlossen. Restriktive Fiskal- und Geld-Politik, Lohnkürzungen, Marktöffnung und Privatisierungen waren die Eckpfeiler der europäischen Konstruktion, was umso mehr für die Eurozone gilt. Dieser Prozess schuf jedoch Asymmetrien und Ungleichheiten, die die EU und die Eurozone in verschiedene Kategorien von Mitgliedstaaten aufspalteten. Mehr oder weniger alle Beobachter gehen von einer Spaltung in Kern- und Peripherieländer aus, obwohl die Kriterien für solch eine Einteilung unterschiedlich sein mögen.

Eine der Einteilungen, die am häufigsten in der Literatur diskutiert wird, beruht auf der unterschiedlichen Lohnpolitik in den Kern- und Nicht-Kernländern sowie ihrem Bezug zur Produktivität. Vor allem wird argumentiert, dass Deutschland und andere, hauptsächlich nordeuropäische Länder vor dem Hintergrund der währungspolitischen Vereinigung und finanzpolitischen Deregulierung exportorientierte Wachstumsstrategien verfolgten – verbunden mit wachsender Ungleichheit und Verschuldung der peripheren Länder, insbesondere in Südeuropa, die sich für ihr eigenes Wachstum auf die Binnennachfrage stützen mussten. Die steigende Binnennachfrage und die höheren Lohnkosten in den Peripherieländern führten zu den aktuellen Leistungsbilanzdefiziten und zu einer erhöhten Verschuldung, ein Prozess, den die Banken der Kernländer mit Genuss finanzierten. Die Finanz- und Wirtschaftskrise hat gezeigt, dass diese Situation nicht tragbar war.<sup>1</sup>

Die Asymmetrien zwischen den Kern- und Peripherieländern werden auch in einer mehr langfristigen Perspektive diskutiert. Ein solcher Ansatz stammt von Best (2012), der die langfristigen Folgen des produktorientierten Wettbewerbs betont.<sup>2</sup> Produktbezogene Wettbewerbsfähigkeit beruht mehr auf Pro-

---

<sup>1</sup> Vgl. M. Vernengo, und E. Perez-Caldentey, The euro imbalances and financial deregulation: A post Keynesian interpretation of the European debt crisis, *Real-World Economic Review*, Issue no. 59, 2012; E. Stockhammer, Greek debt and German wages – The role of wage policy and economic policy coordination in Europe, paper presented at the conference „Economic policy: in search of an alternative paradigm“, Middlesex University, Dec. 2010; E. Tsakalotos, Contesting Greek exceptionalism: the political economy of the current crisis, Univ. of Athens, Dec. 2010.

<sup>2</sup> M. Best, Productive structures and Industrial Policy in the EU, paper prepared for the EuroMemorandum 2012, May 2012.

duktionspotentialen und nicht so sehr auf Wettbewerbsfähigkeit bei den Preisen. Zudem sind solche Produktionspotentiale in die produktiven Strukturen einer Region eingebettet. Im Vergleich zu den Peripherieländern haben die Kernländer anscheinend erfolgreichere und innovativere Produktionsstrukturen. Das liegt sowohl an den geschichtlich herausgebildeten Wirtschaftsstrukturen, also dem historischen Erbe der verschiedenen Regionen, als auch am Mangel an einer vernünftigen Industriepolitik seitens der EU. Obwohl den peripheren Ländern die organisatorischen Voraussetzungen hierfür fehlten, haben die EU-Strukturfonds durch direkte Hilfen<sup>3</sup> zu einem Paradigma der „client-agency Beziehung in der Industriepolitik“ ermutigt. Bei anderen Maßnahmen der Strukturfonds, wie Unterstützung beim Aufbau von Infrastruktur und Qualifikation, fehlt die strategische Vision einer langfristigen Entwicklungskonzeption, ein Mangel, an dem die peripheren Länder immer noch leiden.

Eine eher an einer langen Sicht der europäischen Spaltung in Metropolen und Peripherie interessierte Position vertritt Samir Amin (2012)<sup>4</sup>. Ähnlich wie Best betont Amin die Bedeutung der Produktionspotentiale. Er teilt die Länder in drei Gruppen ein: (1) Der Kern – GB, Frankreich, Deutschland, Niederlande, Belgien, Schweiz, Österreich und Skandinavien – Länder, in welchen der Kapitalismus früh Fuß fasste und heute am höchsten entwickelt ist; (2) Italien, Spanien und Portugal, in denen der Kapitalismus sich in einer späteren Phase entwickelte und auch heute noch einige Besonderheiten aufweist; (3) die durch die Sowjet-Zeit geprägten Länder und Griechenland, in welchen die sich entwickelnde Bourgeoisie via Mitgliedschaft in EU und NATO in die kapitalistische Welt re-integriert wurde. Da die Europäische Zentralbank die Banken auf Kosten der Regierungen bevorzugte, verschärfte die einheitliche Währung diese Spaltung. Der grundlegende Konflikt, so Amins Schlussfolgerung, besteht zwischen den herrschenden Klassen des Zentrums auf der einen und den Arbeitern in der EU auf der anderen Seite.

Zur gleichen Schlussfolgerung gelangt Hudson (2012), ein anderer Forscher auf dem Gebiet der politischen Ökonomie der EU.<sup>5</sup> Er betont die dominierende Rolle des Finanzsystems beim Aufbau von Ungleichgewichten zwischen sozialen Klassen, nicht zwischen Ländern. Ihm zufolge konstituieren die Finanz-, Versicherungs- und Immobilieninteressen eine Klasse, die bestens von der ökonomischen Rente lebt, die sie aus der übrigen Wirtschaft herauspumpt. Da die Schulden durch ihre eigene Dynamik wachsen, übersteigt der zur Bedienung der Kredite erforderliche Ertrag den ökonomischen surplus, so dass die Wirtschaft und insbesondere Lohnabhängige und Rentner für den Schuldendienst in Haft genommen werden. Und damit dieser Kurs weiter verfolgt werden kann, muss die Finanzwelt auch den politischen Prozess unter Kontrolle bringen, zu Lasten der Demokratie.

---

<sup>3</sup> Best, a.a.O., S. 16.

<sup>4</sup> S. Amin, Implosion of the European System, in: Monthly Review, Sept. 2012.

<sup>5</sup> M. Hudson, The Road to Debt Deflation, Debt Peonage and Neofeudalism, WP No. 708, Levy Economics Institute of Bard College, February 2012.

Der kurze Überblick zur aktuellen Diskussion über Ungleichgewichte in der EU soll die große Bandbreite methodologischer Ansätze aufzeigen – von pragmatischen bis zu eher theoretischen oder abstrakten Konzeptionen. Dennoch lassen sich eine Reihe gemeinsamer Standpunkte festhalten, die folgendermaßen zusammengefasst werden können:

- Grundsätzlich ist man sich darin einig, dass die 27 Mitgliedsstaaten der EU kein homogenes Ganzes bilden und dass die Mitgliedschaft in der EU den Abstand zwischen den Produktionsstrukturen nicht verringert hat.
- Auch herrscht Einigkeit darüber, dass die Einheitswährung zusätzlich dazu beigetragen hat, die regionalen Unterschiede zu verstärken.
- Zudem wird von allen mehr oder weniger deutlich hervorgehoben, dass die dominante Rolle der Finanzwirtschaft ein signifikantes Element für den kapitalistischen Akkumulationsprozess in der EU darstellt.
- Der Konflikt findet zwischen den herrschenden Klassen der Kernländer und den arbeitenden Klassen sowohl der Kern- als auch der peripheren Länder statt. Diese Sicht wird vor allem von Hudson und Amin vertreten; bei den anderen genannten Autoren findet sich diese Feststellung eher implizit.

Im Ganzen erweist sich die Analyse der momentanen Ungleichgewichte und Konflikte in der EU als nützlicher Ansatz, um die Dynamik der Staatsschuldenkrise zu verstehen. Auf der anderen Seite ist der Fall Griechenland aufgrund seiner Implikationen für das europäische Projekt insgesamt von besonderem Interesse.

## 2. Der Fall Griechenland

### 2.1. Stationen der Entwicklung des Kapitalismus in Griechenland

Die Ursprünge des modernen Griechenland reichen zurück ins 19. Jahrhundert, als Teile von ihm unabhängig vom Osmanischen Reich wurden. Dieser Prozess fand Mitte des 20. Jahrhundert seinen Abschluss. Die Geschichte des jungen Staates war sowohl im 19. wie auch im 20. Jahrhundert voll von lokalen wie internationalen Kriegen. Erst nach 1950 kehrte eine Art Normalität ein, auch wenn die Wunden des Bürgerkriegs (1944-1949) nur langsam heilten.

Die 1950er und 1960er Jahre waren Perioden ökonomischen Wiederaufbaus und schnellen Wachstums, in denen die als „legale Steuerflucht“ titulierte Schlupflöcher für verschiedene soziale Gruppen etabliert<sup>6</sup> wurden. Die Hauptcharakteristika des griechischen Steuersystems, in dem zwei Drittel der Einnahmen von indirekten Steuern und nur ein Drittel aus der Einkommenssteuer herrühren, wobei dieser Anteil hauptsächlich von Lohn- und Gehaltsempfängern aufgebracht wird, stammen aus dieser Zeit und bestehen bis heute.

Die Junta, die von 1967 bis 1974 bestand, verfolgte eine expansionistische, wenn auch halbherzige Wirtschaftspolitik im Zeichen des in dieser Zeit gef-

<sup>6</sup> G. Stathakis, The fiscal crisis of the Greek economy, paper presented at the conference of the International Initiative for Promoting Political Economy (IIPPE), Sept. 2010.



tenden Ziels „Wachstum um jeden Preis“. Der Kollaps des Bretton Woods Systems, dessen Mitglied Griechenland 1953 geworden war, und die Ölkrisen in den 1970ern beschädigten die im Aufbau begriffene griechische Wirtschaft. Das zwang die konservative Regierung, die der Junta folgte, zur Nationalisierung großer Teile der Wirtschaft. Die Ursprünge der Probleme der öffentlichen Finanzen Griechenlands gehen auf diese Periode zurück. In den 1980ern wurden diese Probleme mit dem Aufstieg der PASOK-Sozialisten und der Einführung rudimentärer Elemente eines Sozialstaates, die es bis dato nicht gegeben hatte, noch akuter.

In den 1990ern wurde die Wirtschaftspolitik von dem strategischen Ziel bestimmt, der europäischen Währungsunion beizutreten. Die Wirtschaft wurde zwar durch eine restriktive Politik stabilisiert, doch ohne jeden Versuch, die Wettbewerbsfähigkeit der Produktionsstrukturen zu steigern. Tourismus, Schifffahrt, Baugewerbe, Banken und Telekommunikation bildeten die wichtigsten Wirtschaftszweige, d.h. eine Kombination verschiedener Dienstleistungssektoren und ihnen zugeordneter Produktionsbranchen.<sup>7</sup> Die Landwirtschaft, die zum Zeitpunkt des Beitritts Griechenlands zum Gemeinsamen Markt ein Drittel der Wirtschaftsleistung des Landes ausmachte, schrumpfte sehr schnell. Gleichermäßen konnte sich der industrielle Sektor nie mehr von der radikalen De-Industrialisierung in den 1980er Jahren erholen. Die Hauptmerkmale der griechischen Wirtschaft spiegelten sich im Leistungsbilanzdefizit, das unter den Bedingungen günstiger Kredite in den 2000er Jahren immer weiter stieg.

## 2.2 Asymmetrien und Ungleichgewichte

Dieses knappe Portrait der wirtschaftlichen Entwicklung weist Griechenland in verschiedener Hinsicht als Teil der Peripherie der EU aus. Erstens scheint hier die These Amins zuzutreffen, dass Griechenland „generalisierte Monopole“ fehlen, d.h. solche, die im strengen Sinn national sind, auch wenn sie ihr Geschäft auf europäischer oder transnationaler Ebene betreiben. Amin selbst stellt sich die Frage, ob nicht die griechische Schifffahrtsbranche eine Ausnahme von der Regel darstellt, auch wenn er deren Status als griechisch anzweifelt.<sup>8</sup> Amins Vorbehalt ist richtig. Die griechischen Reedereien kontrollieren zwar 16,2 Prozent der globalen Schiffstonnage, dicht gefolgt von den japanischen mit 15,8 Prozent, tragen aber nur mit 6 Prozent zum griechischen Sozialprodukt bei.

Bests Ansatz der Analyse der Produktionsstrukturen ist auch für Griechenland anwendbar. Besonders der Peripherie wird unterstellt, nicht genug innovative Unternehmen aufbauen zu können, um Fortschritte bei der Produktivität zu erzielen und Arbeitsplätze zu schaffen. Ein wichtiger Indikator in dieser Hinsicht sind die Ausgaben für Forschung und Entwicklung (FE). Ziel der Europe2020 Strategie ist es, in der ganzen EU diese Ausgaben bis 2020 auf 3 Prozent des Brut-

---

<sup>7</sup> Stathakis, ebd.

<sup>8</sup> Amin, a.a.O., S. 2.

toinlandsprodukts zu steigern. Griechenland hat sich dabei kein eigenes nationales Ziel gesteckt; der bisherige Stand ist bescheiden: Die Gesamtausgaben für FE beliefen sich auf 0,58 Prozent im Jahr 2001 und wuchsen nur auf 0,6 im Jahr 2007.

Andere Euro2020 Ziele, die für den Produktionsstrukturen-Ansatz wichtig sind, betreffen die Bildung. Vorgesehen ist in der EU bis 2020 eine Anteilssteigerung der Absolventen mit Hochschul- oder einem vergleichbaren Abschluss an den 30-34jährigen auf 40 Prozent und eine Verminderung des Anteils von vorzeitigen Schulabgängern auf 10 Prozent der Alterskohorte von 18-24 Jahren. Die Ziele liegen in Griechenland bei 32 und 9,6 Prozent.

**Tabelle 1: Lohnstückkosten und Handelsbilanzen 2001-2010 in der EU und Griechenland nach Kernländern und Peripherie**

Jahr	Lohnstückkosten (2000 = 100)			Handelsbilanz (Prozent BIP)		
	Kern-Länder	Nicht-Kern-Länder	Griechenland	Kern-Länder	Nicht-Kern-Länder	Griechenland
2001	100,03	100,86	97,00	1,18	-5,30	-11,40
2002	100,95	104,40	106,60	2,90	-5,14	-12,70
2003	104,83	110,66	110,00	2,40	-4,62	-12,30
2004	105,20	113,80	112,50	2,73	-5,06	-10,50
2005	104,13	115,54	113,30	2,20	-6,56	-10,70
2006	103,95	116,90	113,90	2,88	-7,64	-12,70
2007	104,40	119,28	115,70	3,33	-8,62	-15,60
2008	105,48	123,58	119,60	2,20	-9,46	-16,30
2009	107,18	123,52	122,80	1,68	-7,26	-14,00
2010	104,63	118,28	118,80	1,88	-6,20	-11,80
2001-2010	104,08	114,68	110,06	2,34	-6,59	-12,80

Kern-Länder: Deutschland, Frankreich, Belgien, Österreich; Nicht-Kern-Länder: Irland, Griechenland, Spanien, Portugal, Italien. Angaben nach: Eurostat; Vernengo et al. (2012), Tab. 6, eig. Ber.

Es ist wichtig anzumerken, dass der Anteil jener Personen, die in Griechenland 2002 eine höhere Bildung genossen haben, 23,4 Prozent der relevanten Bevölkerungsgruppe ausmachte. Der Anteil lag also sehr nahe am EU27-Durchschnitt von 23,5 Prozent. Während aber 2009 der EU27-Durchschnitt auf 32,2 Prozent anstieg, blieb Griechenland mit lediglich 26,5 Prozent zurück. Auf der anderen Seite war der Anteil von frühen Schulabgängern in der Gruppe der 18-24jährigen 2009 mit 14,5 Prozent auf dem Niveau der EU27, wobei er im Jahre 2002 noch 16,5 Prozent betragen hatte (EU27: 17 Prozent).

Während Bests Analyseverfahren versucht, die Aufmerksamkeit auf grundlegende strukturelle Veränderungen zu richten, vor allem in Verbindung mit Innovationen in der Produktion, steht im Fokus des Ungleichgewichtsansatzes die unterschiedliche Lohnpolitik in der EU und ihre Auswirkungen auf die Außenhandelsbilanzen unter den Bedingungen der Deregulierung der Finanzmärkte. So wurde beobachtet, dass nach der Einführung des EURO Deutschland und einige andere Länder im Gegensatz zu den peripheren Ländern eine zurückhaltende Lohnpolitik verfolgten. Als Resultat konnten die ersteren meistens einen Handelsbilanzüberschuss verbuchen, letztere mussten ein Defizit hinnehmen. Wie Tabelle 1 zeigt, ergibt sich im Vergleich ein Muster von „Kern“- und „Nicht-Kern“-Ländern, in das Griechenland hineinzupassen scheint.

Überdies nahm die finanzielle Deregulierung in Griechenland seit den 1990ern an Fahrt auf und war in den frühen 2000ern abgeschlossen. Damit wurden die nötigen Kreditressourcen für Investitionen und Konsumtion geliefert. Die dadurch ansteigende Verschuldung der griechischen Wirtschaft, und zwar sowohl des staatlichen als auch der privaten Sektoren, machten sie speziell anfällig für den Druck der Finanzmärkte. Verschärft wurde diese Anfälligkeit noch durch die in Griechenland nach 2000 kontinuierlich negativen Haushaltsbilanzen, ein Merkmal, das nicht für alle peripheren Staaten gleichermaßen gilt.

Insgesamt genommen weist unsere Analyse Griechenland als einen peripheren Mitgliedsstaat der EU aus. Die Mitgliedschaft in der EU seit 1981 hat nicht geholfen, diesen Status zu überwinden; und die Mitgliedschaft in der Eurozone tendierte dazu, diesen Status zu konsolidieren. Damit ist Griechenland nicht allein. Während die historischen Besonderheiten für jedes einzelne Land von Belang sind, hilft der institutionelle Rahmen der EU viele der fortbestehenden Unterschiede der Länder zu verstehen. In Folge der Krise haben sie sich noch verschärft.

### 2.3. Krisenbewältigung?

Im April 2009 überstiegen die öffentlichen Schulden in Griechenland die 3-Prozent-Grenze des Stabilitäts- und Wachstumspakts. Das Defizit-Verfahren des Vertrages trat in Kraft. Den Finanzspekulant<sup>9</sup>en wurde damit signalisiert, dass Griechenland ein wehrloses Opfer war.<sup>9</sup> Die konservative Regierung trat in der Mitte der vierjährigen Legislaturperiode zurück und im Oktober 2009 fanden Parlamentswahlen statt, welche die PASOK-Sozialisten für sich entscheiden konnten.

Im November 2009 wurden die Haushalts-Zahlen nach oben revidiert, wodurch das laufende Defizit von 4,4 Prozent des BIP – die bisherige Vorhersage basierte auf der Annahme eines Wachstums von 0,2 Prozent – auf 15,4 Prozent stieg. Dementsprechend wurde die öffentliche Schuld von 115,1 Prozent des BIPs auf 126,8 Prozent korrigiert. Zum Teil war diese Abweichung dem Rückgang des BIP (-3,1 Prozent) geschuldet; zum Teil ging sie auf die schlechte Qualität der griechischen Statistiken zurück. Damit kam das The-

---

<sup>9</sup> E.C. Decision no 2009/415.

ma Glaubhaftigkeit auf, was Griechenland gegenüber den Finanzspekulan-ten noch verletzlicher machte.

So geriet der Ball ins Rollen. Die Zinsen auf griechische Staatsanleihen mit 10 Jahren Laufzeit fingen an zu steigen und der Zinsabstand zu den vergleichbaren deutschen Staatsanleihen weitete sich aus. Der Credit-Default-Swaps(CDS)-Markt wurde auf den schnellen Profit aufmerksam, der mit Wetten auf die griechische Staatspleite gemacht werden konnte. Anfang 2010 wurden die Austeritätsprogramme gestartet, aber sie blieben ohne Einfluss auf den weiteren Anstieg der Zinsen für Staatsanleihen zu astronomischer Höhe.<sup>10</sup> Im Mai 2010 wurde mit dem griechischen Staat auf der einen und der Troika, bestehend aus Europäischer Kommission, der EZB und dem IWF auf der anderen Seite, das erste Rettungspaket vereinbart. Dieses war an strenge, der neoliberalen Agenda der „european leaders“, der europäischen Führungsmächte, verpflichtete Auflagen geknüpft: Haushaltskonsolidierung, Privatisierung, Renten- und Arbeitsmarktreformen usw.

Mitte 2011 wurde klar, dass die ambitionierten finanzpolitischen Ziele der Vereinbarung nicht eingehalten werden konnten, vor allem, da sich die Wirtschaft im freien Fall befand: Die Produktion brach ein und die Arbeitslosigkeit stieg in unerwartete Höhen. Die Unzufriedenheit in der Bevölkerung schlug schnell in Unruhen und Proteste um, die im Juni 2011 eine unerwartete Regierungsumbildung und im November deren Rücktritt bewirkten. Eine „technokratische“ Regierung unter dem Vorsitz des Ex-EZB-Vizepräsidenten und ehemaligen Goldman-Sachs-Managers Lucas Papadimos übernahm die Regierungsgeschäfte. Im Oktober 2011 wurde ein zweites Rettungspaket vereinbart und Übereinstimmung über die Notwendigkeit eines „private sector involvement (PSI)“ erzielt, also die Restrukturierung der von Privaten gehaltenen Staatsschuldentitel. Das zweite Rettungspaket wie auch das PSI-Programm wurden Anfang 2012 abgeschlossen.

Insgesamt umfassten die beiden Rettungspakete 237,4 Milliarden Euro, wobei der Beitrag der EU sich auf 197,5 Milliarden belief und der IWF 39,93 Milliarden beisteuerte. Von dieser Summe betreffen zwei Drittel Zahlungen an die Gläubiger Griechenlands, also an europäische und griechische Banken, die griechische Staatsanleihen halten. Gegenüber allen anderen staatlichen Aufgaben hat der Schuldendienst bei den Banken oberste Priorität. Bis jetzt wurde eine Summe von 148,5 Milliarden Euro ausgezahlt, wobei jede Auszahlung Diskussionen um die Leistungsfähigkeit des griechischen Haushaltes zur Folge hat und als Aufhänger für neue Sparprogramme dient. Letztlich hat die PSI-Vereinbarung mit den privaten Gläubigern nicht dazu beigetragen, die Dimension der öffentlichen Schulden auf ein tragbares Level zurückzuführen, da sie sich nur auf den abgesicherten Teil der Schuldenlast bezog (57 Prozent) und durch neue Kreditaufnahme finanziert wurde.<sup>11</sup>

<sup>10</sup> Zum Beispiel stieg die Rendite auf griechische 10-Jahres-Staatsanleihen von 5,43% im Januar 2009 auf 12% im Mai 2010, 25% im Oktober 2011 und 84,7% im November 2011! Gegenwärtig liegt sie bei 28,7% (Oktober 2012).

<sup>11</sup> M. Frangakis, The puzzle of European integration: Will Greece be the first piece to fall

Aus verschiedenen Gründen erwies sich das Krisenmanagement sowohl der europäischen wie auch der griechischen Eliten als schwerer Fehler.

- Auf der einen Seite ignorierten die griechischen Eliten, sogar noch nach Ausbruch der weltweiten Finanzkrise Ende 2007, die weiter bestehenden Probleme der griechischen Wirtschaft. Weder wurde im Vorfeld der Wahlen von 2009 die Lage der griechischen Wirtschaft angemessen diskutiert, noch stellten sich die PASOK-Sozialisten der bitteren Realität, nicht einmal angesichts der Eskalation der Krise im Jahr 2010. Diese Attitüde lässt sich nicht nur mit dem Fehlen einer strategischen Vision erklären, sondern auch mit dem Ziel der griechischen Herrschaftseliten, sowohl die Schuld an der Krise als auch die Kosten für ihre Lösung der griechischen Gesamt-Gesellschaft aufzubürden, besonders aber den Lohn- und Gehaltsempfängern. Dies bot eine einmalige Chance, Reformen durchzuführen, gegen die es lange Widerstand gegeben hatte. In diesem Sinne hatten europäische und griechische Eliten ein gemeinsames Interesse: die Durchsetzung einer neoliberalen Agenda. Dies erklärt auch, warum die griechische Regierung nicht einmal den Versuch unternahm, über die Bedingungen des Rettungspaketes zu verhandeln. Jeder Vorschlag einer Restrukturierung der Schulden wurde postwendend zurückgewiesen, obwohl angesichts der fortschreitenden Krise und der unerbittlichen Auflagen des Stabilitäts- und Wachstumspaketes von Anfang an offensichtlich war, dass die Staatsschulden untragbar waren.
- Auf der anderen Seite wurden die europäischen Führungsmächte über weite Teile kritisiert, „zu spät“ gehandelt und „zu wenig“ getan zu haben um die Staatsschuldenkrise in Griechenland und anderen Ländern in den Griff zu bekommen. Grundsätzlich wurde die Krise seitens der europäischen Eliten als Liquiditätskrise angesehen, so dass die Leistung finanzieller Hilfe zu strikten Auflagen als angemessene Lösung erschien. Indem sie so handelten, machten sie sich den Standpunkt der Gläubiger zueigen, die ein Interesse daran haben, Bankrotteure zu bestrafen und glauben, dass schmerzvolle Anpassungsprogramme nichts Schlechtes sind, sondern als Warnung für andere Länder durchaus Sinn machen.<sup>12</sup> Später, als die Krise sich voll entfaltet wurde klar, dass das extreme Austeritätsprogramm und die rigiden Auflagen der Strukturreformen für Griechenland nur Vorboten einer tiefer greifenden neoliberalen Agenda waren, welche die europäischen Eliten mit dem Ziel verfolgen, ihre Pfründe zu sichern und weiter zu konsolidieren. Zur Legitimierung dieser Maßnahmen wurde das Narrativ der „finanziellen Verschwendung“ bemüht, obgleich dieses von immer mehr Teilen der europäischen Bevölkerung in Frage gestellt wird. Der Fall Griechenland, mit seinen geschichtlichen und institutionellen Zusammenhängen und Besonderheiten, bot die einmalige Chan-

---

through? Paper presented at the conference on ‘The Eurozone from Maastricht to 2020: A critique of a project and a trajectory’, organized by Coimbra University, April 2012.

<sup>12</sup> M. Wyszplotz & J.A. Montecino, More pain, no gain for Greece, CEPR, February 2012.

ce, dieses Narrativ durch konzertierte Anstrengungen der populistischen Medien, der orthodoxen Ökonomengilde und der Mainstream-Politiker zu etablieren – nicht nur in Deutschland, sondern auch in Griechenland!

## 2.4. Das Gespenst der Austerität – Ökonomische, soziale und politische Auswirkungen

In einem Brief an den Finanzminister vom 9. Januar 2012 warnte der Ombudsmann der Bürger, dass die Sparmaßnahmen der griechischen Anpassungsprogramme besonders die schwächsten Gruppen der Gesellschaft treffen. Weiterhin stellte das Oberlandesgericht von Athen fest, dass viele dieser Maßnahmen gegen die griechische Verfassung verstoßen (Entscheidung 599/2012), während der „Allgemeine Griechische Arbeiterverband“ (GSEE), der Dachverband der griechischen Gewerkschaften, beim Obersten Gerichtshof eine Beschwerde über die Aufkündigung von Tarifverträgen und die per Regierungsbeschluss reduzierten Mindestlöhne einreichte.

Die Sparmaßnahmen haben schwerwiegende Konsequenzen für die Wirtschaft nach sich gezogen.<sup>13</sup> Das BIP ist in der 5-Jahres-Periode von 2008 bis 2012 um 20 Prozent geschrumpft, die Investitionen sind um 50 Prozent zurückgegangen. Ohne dass der Rückgang von Exporten aufgefangen werden konnte, sank die Binnennachfrage um 25 Prozent, während die Staatsschulden um ca. 60 Prozent zugelegt haben. Die Zinszahlungen des griechischen Staates, die in der Welt gemessen am BIP schon traditionell zu den höchsten gehörten, erreichten in der Tat den höchsten Stand in den Jahren 2010 und 2011 mit 5,6 bzw. 6,7 Prozent des BIP, wobei zu erwarten ist, dass sich diese Situation im Jahr 2012 nicht ändern wird (Prognose: 7,4 Prozent).

Nach der Rekordmarke von 2009 fiel das laufende Staatsdefizit auf 10,5 Prozent des BIP im Jahr 2010 und 9,5 Prozent 2011, wobei die Troika (EU, EZB, IWF) dies als zu hoch erachtet. Trotzdem, nimmt man die Zinszahlungen aus, sank das öffentliche Defizit auf 4,9 Prozent im Jahr 2010 und 2,8 Prozent im Jahr 2011. Daher kann als Argument ins Feld geführt werden, dass die im Rahmen der Rettungspakete veranlassten Sparmaßnahmen nicht nur die Probleme in der griechischen Wirtschaft verstärkt, sondern auch die Agonie verlängert haben, diese zu überwinden, insofern die Interessen der Gläubiger über die der Gesellschaft gestellt werden.

Die sozialen Bürden, die der Mehrheit der griechischen Bevölkerung auferlegt wurden, lassen sich anhand folgender Trends veranschaulichen:

- Die Arbeitslosigkeit stieg von 8,3 Prozent der Bevölkerung im erwerbsfähigen Alter auf 17,7 Prozent im Jahr 2011 und 24,4 Prozent im Juni 2012.
- Bestimmte soziale Gruppen hat es dabei besonders hart getroffen. Im Juni 2012 lag die Arbeitslosenrate für Frauen bei 28,1 Prozent und 55,4 Pro-

<sup>13</sup> Angaben nach Eurostat. Vgl. F. Saraceno, Greek Tragedies, März 2012, sowie eig. Berechnungen.

zent für die unter 25-Jährigen. Noch 2007 hatten sie bei 16,3 Prozent bzw. 22,9 Prozent gelegen. So nimmt es auch nicht Wunder, dass durch die Emigration junger, gut ausgebildeter Menschen nun ein Brain-Drain einsetzt. Dies wird auf lange Sicht dazu führen, dass Griechenlands Status als peripheres Land weiter zementiert wird.

- Der Anteil der Langzeitarbeitslosen an der Erwerbsbevölkerung stieg von 4,1 Prozent im Jahr 2007 auf 8,8 Prozent im Jahr 2011, was den ansteigenden Druck sowohl auf den sozialen Zusammenhalt der Gesellschaft als auch die wirtschaftliche Entwicklung deutlich macht.
- Die gesteigerte Flexibilität auf dem Arbeitsmarkt hat zu einem steilen Anstieg von Individual- oder betriebspezifischen Arbeitsverträgen und einem 30-prozentigen Lohnverfall im Privatsektor geführt.
- Diese Entwicklung wird durch den hohen Anteil von freiberuflich Tätigen an der Erwerbsbevölkerung verstärkt (31 Prozent im Jahr 2011 gegenüber 15 Prozent im EU-Durchschnitt), von denen 47,5 Prozent im Dienstleistungssektor arbeiten. Meistens handelt es sich dabei um Familienbetriebe, die keine Lohnarbeitskräfte beschäftigen und deren Schließung meist den Absturz der gesamten Familie in Arbeitslosigkeit und Not zur Folge hat.

Wie zu erwarten, haben sich Armut und Ungleichheit besonders verschärft. 2010 waren 27,7 Prozent der Bevölkerung von Armut und sozialer Ausgrenzung bedroht. Dabei war die Rate bei Kindern unter 17 Jahren (28,7 Prozent) und bei Frauen (29,3 Prozent) höher, wobei letztere in der Altersgruppe der 65-Jährigen und darüber zahlenmäßig überwiegen (126,5 Frauen auf 100 Männer, gegenüber 102 in der Gesamtgesellschaft). Anzumerken wäre hier, dass es zu den Zielen des Europe2020 Plans gehört, bis zum Jahr 2020 von 116 Millionen mindestens 20 Millionen Menschen aus ihrer Armut zu befreien. Unbeschadet dessen hat Griechenland in seinem nationalen Europe2020 Plan keine Ziel zur Armutsreduzierung vorgegeben, auch wenn es zu den ärmsten Staaten unter den EU-Mitgliedern zählt.

Die Einkommens-Ungleichheit ist ebenso hoch und nimmt weiter zu. Nehmen wir als Beispiel das Einkommen der oberen 20 Prozent im Jahr 2009, so sehen wir, dass diese Gruppe 6,2 mal mehr verdiente als die untersten 20 Prozent, (2005 betrug der Multiplikator noch 5,5, der EU Durchschnitt betrug 5,1).

Die Haushaltskürzungen im Gesundheits- und im Erziehungssystem erhöhen die sozialen Belastungen Arbeitsloser, von Armut betroffener, noch nicht emigrierter Jugendlicher und alter Menschen weiter, die sich in einer immer unsichereren Einkommenssituation sehen. Da verwundert es nicht, dass die sozialen Spannungen das politische System unter Druck setzen. Chang (2012) bemerkt dazu „Kein Wunder, die Protestierenden sind zurück. Sie sind wütend über die klammheimliche Umformulierung des Gesellschaftsvertrags.“<sup>14</sup>

---

<sup>14</sup> Ha-Joon Chang, The root of Europe's riots, in: The Guardian, Sept 28, 2012.

In der Tat befindet sich das politische System Griechenlands in einem Zustand des Wandels. Die zwei traditionell dominanten Parteien – die konservative „Neue Demokratie“ und die PASOK, eine sozialistische Partei im Geiste des „New Labour“, die 44 bzw. 33 Prozent der abgegebenen Stimmen in den 2009er Wahlen auf sich vereinen konnten, erreichten bei den Wahlen im Jahr Juni 2012 ihre bis dato schlechtesten Ergebnisse: 12,3 Prozent und 29,7 Prozent.<sup>15</sup> Dies kann als Maß des Vertrauens- und Legitimitätsverlusts der griechischen Eliten gelten, die sich seit Mitte der 1970er Jahre an der Macht abwechselten.

Das politische Vakuum, das die Stimmenverluste der zwei ehemals größten Parteien hinterlassen hatten, wurde durch den Aufstieg der radikalen Linken als auch der populistischen und faschistischen Rechten gefüllt. So erreichte SYRIZA, ein linkes Wahlbündnis, das 2009 noch auf 4,6 Prozent der abgegebenen Stimmen gekommen war, im Juni 2012 mit 26,9 Prozent den zweiten Platz und avancierte so zur wichtigsten Oppositionspartei gegen eine Koalition aus Neuer Demokratie, PASOK und der Demokratischen Linken, einer neuen sozialdemokratischen Partei. Eine neue populistische Partei, die „unabhängigen Griechen“ kam auf 7,5 Prozent, während die faschistische Rechtspartei „Goldene Morgenröte“, die sich bis dato im Schatten bewegt hatte, 6,9 Prozent der Stimmen holen und erstmals ins Parlament einziehen konnte.

Insgesamt gesehen befindet sich das griechische politische System in einem vollständigen Umbau. Die Ausmaße der an die 1930er Jahre erinnernden Depression und die sich daraus ergebende soziale Strangulation verweisen auf eine neue politische Ära. Was auf dem Spiel steht, ist nicht bloß die Demokratie in Griechenland, sondern die Legitimität der gesamten europäischen Demokratie.

### 3. Ausblick und Alternativen

Der griechischen Sage nach wurde der Kontinent „Europa“ nach einer phönizischen Frau hoher Abstammung benannt, die von Zeus in Gestalt eines weißen Stiers entführt und nach Kreta gebracht wurde, wo er das heiligste Wesen war.<sup>16</sup> Dabei handelt es sich um eine Geschichte von Gewalt, Trauma und Verführung. In einer verstörenden Weise scheint das europäische Projekt durch eine ähnliche Phase falscher Versprechen, tiefer Enttäuschung und trister Zukunftsbilder zu gehen.

Es geht nicht bloß um die wachsenden sozialen und demokratischen Defizite, die von Anfang an der europäischen Konstruktion eingeschrieben waren. Offenbar steht auch das Ziel wirtschaftlicher und finanzpolitischer Integration

<sup>15</sup> Zu den Juni-Wahlen 2012 vgl. Jannis Milios, Ökonomische Krise und politischer Wandel in Griechenland, in: Z 91, September 2012, S. 34ff. (Anm. d. Red.)

<sup>16</sup> Der früheste literarische Bezug auf den europäischen Mythos findet sich in Homers Ilias, normalerweise auf das 8. Jahrhundert v.u.Z. datiert.



auf wackeligen Füßen, diskutiert man doch, auch wenn das bis jetzt undenkbar schien, offen das Szenario eines Kollapses der Eurozone. Obgleich sich die europäischen Machthaber dagegen stemmen, bringen sie Europa durch ihre Aktionen in Griechenland und den anderen verschuldeten EU-Staaten immer mehr in diese Richtung.

Alle Internationalen Organisationen sind sich über die schlechten Aussichten der europäischen Wirtschaft für 2012 und 2013 einig. Geht es nach dem IWF, wird die Wirtschaft in den entwickelten Ökonomien weltweit 2012 um 1,4 und um 2 Prozent im Jahre 2013 wachsen, während für die Eurozone ein Schrumpfen von -0,3 Prozent im Jahr 2012 und eine leichte Erholung um 0,9 Prozent im Jahr 2013 prognostiziert werden. Die Europäische Kommission geht von ähnlichen Vorhersagen mit -0,3 Prozent für 2012 und einer Wachstumsrate in der Eurozone von 1 Prozent für 2013 aus. Für die gesamte EU fällt der Blick etwas optimistischer aus (0 bzw. 1,3 Prozent). Die OECD sagt für die nächste Zeit ein sehr schwaches Wachstum und eine milde Rezession in der Eurozone voraus, gefolgt von einer sehr moderaten Erholung.<sup>17</sup> Es lässt sich also ein Zusammentreffen von wenig oder gar keinem Wachstum mit wachsenden Disparitäten in der ganzen EU beobachten.

Die sozialen und politischen Implikationen der derzeitigen Situation sind besorgniserregend. Wachsende Wohlstands- und Einkommensunterschiede, Armut und soziale Exklusion unterminieren den sozialen Zusammenhalt der europäischen Gesellschaften, der als Kompromiss aus den Nachkriegsjahren hervorgegangen war und den die Diskreditierung des kapitalistischen Systems nach der Großen Depression erzwungen hatte. Die Proteste in Griechenland, Spanien, Portugal, die sich oft gewalttätig ausnehmen, können als Indikator einer rapide zunehmenden Delegitimierung des europäischen Projektes verstanden werden. Was auf dem Spiel steht, ist die Demokratie selbst: „Griechenland ist der Kanarienvogel in der Mine“, insofern seine Probleme zwar extrem, aber nicht einzigartig sind.<sup>18</sup>

Also, was muss getan werden? Gibt es eine Alternative zur gegenwärtigen Zwickmühle, in der sich Europa befindet? Konkreter noch, gibt es für Griechenland und die anderen verschuldeten Länder unter der Knute der Austeritätsregime eine Zukunft? Hierbei handelt es sich zweifellos um schwierige Fragen, an deren Antworten man sich nur herantasten kann. .

Im ersten Abschnitt haben wir verschiedene Ansätze zur Kern/Peripherie-Aufteilung der Europäischen Union und den damit verbundenen Asymmetrien untersucht. Wir haben festgehalten, dass über verschiedene Wege diese Ansätze zu einer Reihe gemeinsamer Schlussfolgerungen geführt haben. Namentlich (1.) die Notwendigkeit einer langfristigen Politik der wirtschaftlichen Entwicklung, die sich der regionalen Differenzen in der EU annimmt;

---

<sup>17</sup> IMF, Economic Outlook, April 2012; CEE, European Economic Forecast, Spring 2012; OECD Interim Assessment, 6.9.2012.

<sup>18</sup> M. Wolf, Much too much ado about Greece, in: Financial Times, 14.2.2012.

(2.) die Stärkung von Arbeiterrechten und die Restrukturierung des institutionellen Rahmens der Eurozone, so dass gegensätzliche Lohnpolitiken verhindert werden; (3.) die Regulierung der Finanzsphäre, so dass Finanzmärkte keinen Einfluss mehr auf die Regierung ausüben können, während im Moment das Gegenteil der Fall ist.

Diese Schlussfolgerungen umreißen ein langfristiges Projekt. Dennoch müssen auch kurzfristige Maßnahmen ergriffen werden. Solche schließen (1.) eine Änderung des Narrativs ein, eine notwendige Voraussetzung dafür, dass eine neue politische Orientierung in der Öffentlichkeit hegemonial werden kann; (2.) eine sofortige Aussetzung aller Austeritätsprogramme und die Wiederherstellung menschenwürdiger Lebensstandards; (3.) die Wiederinkraftsetzung der öffentlichen Dienste und die Inklusion sozialstaatlicher Ziele in die Wirtschaftspolitik; (4.) das Aufhalten und die Umkehr des schleichenden Abbaus von Rechten der abhängig Beschäftigten und Arbeitsschutzgesetzen; (5.) Kick-start der Wirtschaft, besonders in den dahingerietenden Ökonomien der Peripherie.

Dies sind eher Beispiele als eine erschöpfende Liste von Vorschlägen. Dennoch steht eine Frage noch im Raum: Was ist mit den Staatsschulden? Das Vorhaben, die Anleihegläubiger um jeden Preis zu schützen hat seine Grenzen erreicht. Die europäischen Eliten haben den Tag der Erkenntnis so lange wie möglich vor sich her geschoben, mit dem Europäischen Stabilitätsmechanismus genauso wie mit den halbherzigen Versuchen, das Finanzsystem zu regulieren.<sup>19</sup> Die Erfahrung mit Griechenland hat doch den Beweis für die Ineffektivität dieser Politik erbracht! Stattdessen wäre es an der Zeit für eine Kombination aus Schuldenabschreibung für die verschuldeten Länder der Peripherie und einem Rekapitalisierungsplan für die Banken der Kernländer. Solch ein Ansatz würde für Griechenland und die anderen peripheren Länder die notwendige „Luft zum Atmen“ liefern, um aus dem Teufelskreis aus Sparmaßnahmen und Rezession auszubrechen, und er würde es den Kernländern erlauben, die tödliche Umklammerung von Banken und Staatsanleihen-Märkten aufzubrechen.

Was ist mit Griechenland? Kann Griechenland auf eine solche 180-Grad-Wende warten? Wie oben auseinandergesetzt, scheint das Land sich in einer doppelten Verlierer-Situation zu befinden. Wenn es dem momentanen Sparprogramm weiter folgt, hält es damit zum Preis großer sozialer Kosten und Umwälzungen die Gläubiger bei Laune. Wenn es aber die drängenden sozialen Probleme lösen will, könnten die Kreditoren dem Land den Boden unter Füßen wegziehen. Also, was muss getan werden?

*Erstens* ist ein Wandel des Narrativs geboten. Die „debt-audit“ Kampagne, die

<sup>19</sup> Der ESM wurde am 27. September 2012 etabliert mit einer maximalen Kapazität von €500 Mrd. Er wird die beiden bisher existierenden EU-Fonds, den EFSM (European Financial Stabilisation Mechanism) und den EFSF (European Financial Stability Fund), ersetzen, die aufgelegt worden waren, um Griechenland, Portugal und Irland finanziell zu stützen. Die Reform der Finanzpolitik hinkt in Europa den USA hinterher, während die Diskussion über eine Bankenunion gerade erst begonnen hat.

sich in vielen europäischen Ländern, darunter auch in Griechenland gebildet hat, bildet einen guten Startpunkt. Wie haben die griechischen Staatsschulden das heutige Niveau erreicht? Ist das alles gerechtfertigt? Sollte ein Teil dieser Verbindlichkeiten als untragbar eingestuft werden? Mit welchen Konsequenzen?

*Zweitens* wird Luft zum Atmen gebraucht. Die griechische Wirtschaft muss wieder wachsen können. Die Tatsache ist allgemein bekannt, dass man sich aus Schulden nicht herauschrumpfen kann. Aus Schulden kann man nur herauswachsen!

*Drittens* müssen die hausgemachten Probleme von den griechischen sozialen und politischen Kräften selbst angepackt werden. Dabei handelt es sich selbstredend um einen komplexen Prozess, der weder von außen erzwungen, noch innerhalb kurzer Zeit geleistet werden kann.

*Viertens* hat sich die griechische Austeritätserfahrung schon ins kollektive Bewusstsein der Europäer eingepreßt, wie die solidarische Mobilisation in ganz Europa gezeigt hat. Man könnte argumentieren, dass dies vielleicht einer der positiven Effekte der Staatsschuldenkrise sein könnte!

Und schließlich, soll sich Griechenland für bankrott erklären? Die quälendste Frage in so vielen Köpfen! Es gibt keine klare Antwort darauf. Die Folgen eines griechischen Bankrotts können nur ex post festgestellt werden. Das sind ungelegte Eier. Dennoch, wenn das, was im Moment passiert, noch lange so weiter geht, wird das Leben für die Mehrheit der Griechen vielleicht so untragbar werden, dass sie sich möglicherweise für einen Bankrott entscheiden und wahrscheinlich aus dem Euro austreten werden.

*Übersetzung: Alan Ruben van Keeken/Melusine Preusse*

*Dieter Boris*

## **Licht und Schatten auf den lateinamerikanischen Wegen der Transformation**

### **Anmerkungen zu einer wichtigen neuen Publikation**

In einer Zeit, in der die Debatte um die Perspektiven der lateinamerikanischen Linksregierungen – zumindest hierzulande – in den Hintergrund getreten ist und die verringerte Aufmerksamkeit auch mit gewissen Erschöpfungs- oder gar Stagnationstendenzen dieser Transformationsversuche zu tun zu haben scheint, muss jede aktuelle Publikation zu diesem Thema willkommen sein. Dies umso mehr, wenn es sich um sachkundige Beiträge aus der Feder bekannter linker lateinamerikanischer Autoren handelt, die zum Teil selbst in diesen politischen Prozessen aktiv waren oder sind. Miriam Lang, Büroleiterin der Rosa Luxemburg Stiftung (RLS) in Quito/Ecuador und verantwortlich für die meisten Anden-Länder des Subkontinents, hat eine Reihe von Beiträgen zusammengestellt und übersetzt, die teilweise schon früher anderswo publiziert worden sind und auf eine von ihr anlässlich der Eröffnung des Büros im Jahre 2010 durchgeführte Konferenz zurückgehen. Zum Teil sind auch neue Beiträge hinzugekommen.<sup>1</sup>

Im Folgenden sollen die einzelnen Beiträge (nicht zuletzt wegen der Relevanz der Thematik und der Autoren) vergleichsweise ausführlich dargestellt und kommentiert werden. Dies ist zusätzlich dadurch begründet, dass der Tenor und die Schlussfolgerungen der Artikel die gegenwärtige politische und programmatische Orientierung der Lateinamerikaabteilung der RLS (bei der Auswahl ihrer Projekte, ihrer Partner, der Ausrichtung von Konferenzen, der eingeladenen Referenten etc.) ziemlich genau widerspiegelt. Insofern handelt es sich hier um mehr als um einen Sammelband zu einem interessanten Thema.

Neben der Einleitung der Herausgeberin sind drei Artikel eher allgemein gehalten und behandeln die für die neuen Verfassungen in Bolivien und Ecuador (teilweise auch in Venezuela) wichtigen Konzepte vom „Plurinationalen Staat“ und vom „Buen Vivir“ als eine von der kapitalistisch geprägten Lebensweise abweichende, ja ihr entgegen gesetzte Lebensmaxime. Im Weiteren finden sich jeweils zwei Beiträge zu Bolivien, Ecuador, Venezuela sowie Kuba.

### **Plurinationalität und Demokratie**

Der portugiesische Rechtssoziologe *Boaventura de Sousa Santos* unterstreicht in seinem Beitrag, dass die Anerkennung von Plurinationalität eine bzw. die entscheidende Voraussetzung für eine tatsächliche Demokratie in vielen Ländern Lateinamerikas sei. Die Perspektive der Plurinationalität verändere unser Konzept

---

<sup>1</sup> Miriam Lang (Hrsg.), *Demokratie, Partizipation, Sozialismus. Lateinamerikanische Wege der Transformation* [Rosa Luxemburg Stiftung, Reihe Manuskripte, 96], Dietz Verlag, Berlin 2012, 180 S., 12,90 Euro.

von Demokratie, von Partizipation und von Sozialismus, da sie nicht nur eine Konfrontation mit dem Kapitalismus, sondern ebenso mit dem Kolonialismus impliziere. Schon sehr früh – aber dann auch im gesamten weiteren Text – streut der Autor Wortspiele ein, die als relativ inhaltsleer bezeichnet werden müssen. Eine Kostprobe: „Es ist genauso schwierig, sich sein (des Kolonialismus, D.B.) Ende vorzustellen, wie es schwierig ist, sich vorzustellen, dass er kein Ende haben könnte...“ (18). Unvermittelt wird eine „Überwindung der progressiven eurozentrischen Theorie“ postuliert, wobei in einem Nebensatz eingeräumt wird, dass das westliche Denken auch nicht vollständig „monolithisch“ sei. Das Konzept der „Plurinationalität“ verstehe unter „Nation“ eine ethnisch-kulturell geprägte Zugehörigkeit, kollektive Formen des Bürgerseins und einen „Konstitutionalismus von unten“, der im Unterschied zum modernen (westlichen) Konstitutionalismus nicht ein „Produkt der Eliten“ sei und zugleich ein Nebeneinander von Gleichheit und Differenz kenne. (Gab es im europäischen Konstitutionalismus – vom 18. bis zum 20. Jahrhundert – nicht auch eine Schubkraft und Mitwirkung der Massen beispielsweise in Frankreich, Italien, Deutschland?) Sodann folgen Breiten Seiten gegen das Konzept der „Entwicklung“, freilich ohne jegliche Bezugnahme auf theorie- und ideengeschichtliche Kontexte.<sup>2</sup> Santos behauptet, „Ziel der Entwicklungsidee sei es, dass es Unterentwicklung gibt“ (21), und diese sei „eine Maschine des Vergessens, die in der Geschichte der Moderne ihresgleichen sucht“ (21). Diesem Vergessen wird im „plurinationalen Sozialismus“ bzw. „transformatorischen Konstitutionalismus“ auf allen Ebenen entgegen gearbeitet und nicht nur die Idee der wirtschaftlichen und sozialen Gerechtigkeit – wie in der defizitären eurozentrischen politischen Theorie –, sondern auch die Idee der kognitiven Gerechtigkeit (Gerechtigkeit zwischen verschiedenen Wissensformen), die ontologische Gerechtigkeit (Gerechtigkeit zwischen verschiedenen Arten) und die historische Gerechtigkeit (gegen jegliche Diskriminierung aus der Vergangenheit) entgegengestellt. Diese Konzepte bleiben allerdings unerhellt.

Santos behauptet des weiteren, dass „Kritische Theorie immer progressiv“ (im Sinne von zukunftsorientiert) sei, und es falle ihr „schwer, zurückzublicken“ (21). Man fragt sich, welche Kritische Theorie Santos hier meint; normalerweise ist kritische Theorie gerade von einem ausgeprägten historischen Bewusstsein durchdrungen. Plurinationalität zeige, dass es verschiedene Arten von Demokratie gebe (repräsentative, partizipative und kommunale Demokratie), die allesamt notwendig seien und in unterschiedlichen Kombinationen zur Wirksamkeit gelangen müssten.

<sup>2</sup> Fast alle Autoren und Autorinnen des Sammelbandes geben sich als Anhänger des „Post-Developmentalism“ zu erkennen, also jener Richtung, die, programmatisch formuliert, nicht eine „alternative Entwicklung“, sondern „Alternativen zur Entwicklung“ postuliert. Dabei wird dem Konzept „Entwicklung“ per se eine teleologische, eurozentristische, kapitalismuspolemische Konnotation zugewiesen. Dass es eine Tradition marxistischen entwicklungstheoretischen Denkens gibt, für die all diese Zuordnungen keineswegs zutreffen, wird ignoriert oder geleugnet. So z.B. scheinen die entwicklungstheoretischen Arbeiten von K.H. Tjaden, R. Kößler, G. Hauck u.a. nicht bekannt zu sein.

In Lateinamerika gebe es gegenwärtig drei Regierungen, die sich als revolutionär bezeichneten (in Venezuela, Bolivien und Ekuador). Diese repräsentierten „eine Revolution neuen Typs, die im Widerspruch zur ‚eurozentrischen Kritischen Theorie‘ nicht Revolution und Demokratie gegeneinander stellt, sondern beides beinhaltet.“ (23) Auch diese – nicht näher begründete Aussage – überrascht, da doch viele bürgerliche oder sozialistische Revolutionsversuche gerade als Ausdruck höherer Formen von Demokratie verstanden wurden.

Der Beitrag endet mit der Forderung, dass unterschiedliche Formen von Demokratie miteinander zu kombinieren seien und eine definitive Entkolonialisierung sowie „Bündnisse mit indigenen Weltanschauungen“ damit einhergehen werden müssten. Man fragt sich, ob es sich hier um einen integralen Artikel von B. de Sousa Santos oder bloß um eine Zusammenstellung von diversen, verstreuten Bemerkungen aus unterschiedlichen Beiträgen handelt. Es erstaunt sehr, dass ein so geschätzter Autor, der sicherlich anderswo bedeutende Beiträge vorgelegt hat (und der bei der RLS hoch im Kurs steht), in diesem Sammelband mit einem solchen Artikel vertreten ist.

### „Buen Vivir“

Der folgende Beitrag von *Eduardo Gudynas* (28-45) über das Konzept des „Buen Vivir“ ist in sehr ähnlicher Form an verschiedenen anderen Orten (nicht zuletzt in einer gleichnamigen Broschüre der RLS) bereits veröffentlicht worden. Der Autor, ein uruguayischer Sozialökologe, bemüht sich zu zeigen, welche verschiedenen Inhalte das andine (sowohl bei den Ketschuas wie auch den Aymaras) bekannte Konzept des „sumak kawsay“ enthält. Dieses Konzept sei nicht nur eine Reaktion auf die „westliche“ Vorstellung von Entwicklung und Moderne, sondern biete zugleich eine Alternative dazu. Trotz vielfältiger Inhalte und Definitionen und trotz des sich im Ausbau befindlichen Konzepts ließen sich bereits einige Fixpunkte benennen: Geringe Bedeutung materieller Güter, Leben in Harmonie mit der Natur und Gesellschaft etc. Vor allem enthält dieses Konzept die Negation all dessen, was als typisch „westlich“ und der „Moderne“ entstammend begriffen wird. Dabei wird vom Bannstrahl der Negation sehr Unterschiedliches und dies ziemlich undifferenziert getroffen: Materielle Güter, Konsum, Eigentum, Entwicklung, Fortschritt, „westliche Wissenschaft“, Rohstoffabbau („Extraktivismus“) usw. – Gudynas räumt am Rande ein, dass „das europäische Denken“ auch nicht völlig homogen sei, aber auch mit dem „Sozialismus marxistischer Prägung“ habe das Konzept des „Buen Vivir“ höchstens einige Berührungspunkte, da der Sozialismus schließlich Produkt der europäischen Moderne sei und deren Vorherrschaft zu brechen sei (35). Das Konzept des „Buen Vivir“ positioniere sich jenseits von Kapitalismus und Sozialismus.

Die entscheidende Frage einer politischen Theorie und Analyse, ob das Konzept des „Buen Vivir“ mehr als ein abstraktes, quasi-philosophisches Leitbild für eine ferne Zukunft sein kann und ob aktuell dieses Konzept und seine Kategorien zur Analyse der gegenwärtigen Klassengesellschaften Lateinameri-

kas, der Gesetzmäßigkeiten der jeweiligen Wirtschaftsstrukturen, der politischen Institutionen und ideologischen Muster und Diskurse beizutragen vermag, wird ebenso wenig gestellt, wie über Einzelschritte im Übergang zur Verwirklichung des Konzepts des „Buen Vivir“ nachgedacht wird. Von daher müssen sehr viele Ausführungen dazu als spekulativ und abstrakt und in ihrer politischen Relevanz als sehr eingeschränkt nützlich qualifiziert werden. Dies wird auch nicht dadurch wesentlich korrigiert, dass Gudynas dem Staat eine zentrale Rolle bei der Umsetzung dieses Konzepts einräumt (42). Allerdings dürfe dieser seine Ressourcen nicht aus dem Rohstoffexport beziehen. Woher die Mittel kurz- und mittelfristig kommen sollen, verrät der Ökonom allerdings nicht.

Auf die Vieldeutigkeit und die Inkonsistenz dieses Konzepts hat erst kürzlich Pablo Stefanoni (2012) hingewiesen.<sup>3</sup> Zu Recht unterstreicht er, dass die aus indigenen Kosmvisionen stammenden Vorstellungen kaum mit den Erfahrungen/Problemen der real existierenden Indigenen und ihren Gemeinschaften verbunden sind und Probleme der Arbeitswelt, der Technologie, der Innovationen, der Märkte, der sozialstaatlichen Infrastrukturen fast völlig ausgeblendet bleiben. Ob „die Indigenen“, denen dieses Konzept zugeschrieben wird, wirklich so denken, sie z.B. Evo Morales wegen des „Buen Vivir“-Konzepts gewählt haben; was mit den vielen Mestizen und der nicht kleinen Minderheit der „Weißen“, mit den Städtern passieren soll in einer konstruierten Welt ländlicher Idylle – all das wird auch durch das häufige und stereotype Wiederholen „der Prinzipien der Komplementarität und Reziprozität“ keineswegs plausibler.

## Kommunitärer Sozialismus

*Raúl Prada*, ehemaliger bolivianischer Vizeminister für „Strategische Planung“ und Professor für Sozialwissenschaften und Philosophie – jetzt scharfer Kritiker der Regierung von Evo Morales – setzt sich in seinem Beitrag mit dem Verhältnis von „kommunitärem Sozialismus und plurinationalen Staat“ in Bolivien auseinander (46-62). Er möchte die Staatstransformation in Bolivien untersuchen und zugleich richtungsweisende Empfehlungen für den Weg zu einem „kommunitären Sozialismus“ aussprechen. Seine „Analyse“ beginnt mit einem Paukenschlag: Der Untergang der neoliberalen Regierung von Sánchez de Lozada im Oktober 2003 implizierte – seiner Auffassung nach – „auch den katastrophalen Zusammenbruch des Kolonialismus, Liberalismus, der Modernität und des Kapitalismus“ (48). Damit sei der Weg frei gewesen für eine Neugründung des Staates. Diese bestehe wesentlich in der „Wiederherstellung des Kommunitären“ und der „uralten pluralen Formen der Institutionen“. Dies impliziere die „Anerkennung der Existenz ursprünglicher, bäuerlicher und indigener Nationen und Völker vor der Kolonialzeit“ (48). Der damit verbundene „institutionelle

<sup>3</sup> Pablo Stefanoni, ¿Y quién no querría "vivir bien"? Encrucijadas del proceso de cambio boliviano, in: *Crítica y Emancipación*, (7): 9-25, primer semestre de 2012.

Pluralismus“ beinhaltet auch einen „Pluralismus der Verwaltung und der Normen“ (50) zwischen den vielfältigen „Nationen und Völkern“. Wie diese sehr aufwendige und „radikale Form verwaltungspolitischer Dezentralisierung“ funktionieren soll und wie die (national-)staatliche Einheit außerdem aufrecht erhalten bleiben soll, wird leider nicht näher thematisiert. Stattdessen werden schöne Zukunftsgemälde entworfen. Die verschiedene Bereiche und Sektoren umfassende Ökonomie des „plurinationalen Staates“ soll den „Sprung einer technologischen Revolution“ mit der „Wiederbelebung und Nutzung alter, überlieferter Techniken und Wissensformen“ verbinden, „wobei all dies in Harmonie mit der Natur stattfinden soll“ (51). Diese idyllischen Gedanken für die Zukunft des Landes – die ohne jegliche Realanalyse der bestehenden Klassenverhältnisse und der Funktionsmechanismen der gegenwärtigen Ökonomie auskommen – werden durch Warnungen darüber ergänzt, dass die aktuelle Regierung vom richtigen Weg abkommen könnte und damit „der alte Staat mit seinen Strukturen und Institutionen“ (53) wieder auferstehen könnte. Nur eine tief greifende Kulturrevolution, die einen Angriff auf „die Bräuche der Partei, der Regierung und des Staatsapparats“ (54) einschließt, könne dem entgegen arbeiten. Im Übrigen soll diese die Entkolonialisierung, die Entbürokratisierung, den Pluralismus, die Partizipation etc. vorantreiben sowie eine „neue Art von Gouvernementalität erfinden, die von den Massen gestaltet wird“ (55). Der dominante Diskurs (der Regierung Morales) sei „modernistisch, fortschrittlich, auf Entwicklung ausgerichtet, rationalistisch“ und von der Annahme ausgehend, „dass es nur eine einzige Zivilisationsform“ gebe, wobei „alle anderen als subalterne Kulturen verworfen werden“ (55). Diese Behauptung wird weder belegt, noch wird begründet, warum einerseits von Zivilisationen, andererseits von Kulturen die Rede ist. Das alles wird noch mit Gedankenfetzen und Termini von Foucault, Baudrillard etc. „gewürzt“ und zu einem eigenartigen compositum mixtum verarbeitet. Interessant ist, dass in diesem Falle die sonst per se verdächtigen „europäischen“ bzw. „eurozentristischen Denker“ nicht nur Gnade finden, sondern sogar als intellektuelle Gewährsleute herangezogen werden.

Am Ende fasst er noch einmal zusammen, was ein „kommunitärer Sozialismus“ alles enthalten soll: Egalität, keine Klassen; Gerechtigkeit; Freiheit; Abschaffung der Ausbeutung der Arbeitskraft; „breitest mögliches Partizipationsniveau und Bildung der neuen sozialen Subjekte“ (59); neue Form des Politikmachens, Rückgriff auf kommunitäre Praktiken der Reziprozität, des Schenkens etc. – all das und noch mehr müsste natürlich weltweit geschehen (57, 59). „Das Konzept des Staates im Übergang und das Konzept des staatlichen Übergangs zur kommunitären, autonomiebasierten Plurinationalität müssen von der Episteme der Komplexität und Pluralität aus gedacht werden.“ (62). Eine letzte Kostprobe dieser Wortgewalt sei noch zitiert: „Dem Leben das Leben zurückgeben, es dem abstrakten, systemischen Denken entreißen, das in der Starre der teleologischen Rationalitäten gefangen ist, das Denken selbst befreien, zulassen, dass es sein eigenes Potential und seine eigene Kreativität ausschöpft, die dem Leben innewohnt und über es hinausweist. Sprechen wir also von einem lebendigen Denken.“ (56)



## Konflikte in Bolivien

*Dunia Mokrani*, Politologin und RLS-Projekt Koordinatorin in Bolivien, konzentriert sich in ihrem – in ähnlicher Form schon bei der RLS publizierten – Beitrag auf Konfliktszenarien in der zweiten Amtszeit von Präsident Evo Morales (63-80). Hierbei beschreibt sie vor allem die überraschende Benzinpreiserhöhung um den Jahreswechsel 2010/11, einen Regionalkonflikt in Potosi um die von der Regierung versprochene Ansiedlung von Industriebetrieben, die Auseinandersetzungen mit der Arbeiterzentrale COB um Lohnfragen sowie den sog. TIPNIS-Konflikt, bei dem es um den Bau einer Überlandstrasse durch indigene Gebiete und Naturschutzterritorien geht. Alle diese Konflikte trugen sich in den Jahren 2010 und 2011 zu bzw. sind bis heute nicht entschieden. Die Verfasserin, die ebenfalls als scharfe Kritikerin der Regierung Morales hervorgetreten ist, äußert die Befürchtung, dass die gegenwärtige bolivianische Regierung immer stärker von ihren Versprechen und Programmatiken abweichen und sogar die in der neuen Verfassung niedergelegten Prinzipien verletzen könnte. Sehr kurz geht sie auf „kollektive Errungenschaften“ während der zweiten Amtszeit von Evo Morales ein (76f.) und skizziert ebenso knapp eine alternative Sicht der Konflikte, wie sie beispielsweise der Vizepräsident Álvaro García Linares interpretiert, nämlich als „kreative Spannungsfelder im Prozess des Wandels“ (78f.). Mokrani beklagt eine „fehlende Dialogbereitschaft“ der Regierung, die sogar zur Diffamierung früherer Mitstreiter greife, die NGOs pauschal verteufle und nicht bereit sei, ihre Position zu relativieren. Unerwähnt bleibt allerdings, dass die Regierung in den meisten der angeführten Konflikten Irrtümer zugegeben und einige Korrekturen begonnen hat.<sup>4</sup>

Offen bleibt, warum es zu dieser Entwicklung gekommen ist und welche gesellschaftlichen, ökonomischen oder politischen Ursachen sie hat. So jedoch kann beim Leser/bei der Leserin leicht der Eindruck entstehen, dass moralische oder charakterliche Defizite der gegenwärtigen bolivianischen Regierung sie von ihrem ursprünglichen Kurs abgebracht hätten.

*Patricia Chávez*, bolivianische Soziologin und engagiert in Frauenprojekten, versucht in ihrem Beitrag (81-91) die Kluft zwischen Anspruch/Diskurs einerseits und den realen Handlungsmöglichkeiten andererseits, vor allem von weiblichen indigenen Abgeordneten im bolivianischen Parlament, aufzuzeigen und zu erklären. Dabei verweist sie auf fortwirkende objektive, kulturelle und subjektive Schranken des immer noch „kolonialen, patriarchalen und rassistischen Staates“, die zwar verringert, aber längst noch nicht überwunden werden konnten. Sie lässt durchblicken, dass der „neu gegründete“ Staat noch so viele Kontinuitätsmomente zum alten aufweist, dass weniger „mit ihm“ als „gegen ihn“ Erfolge im Emanzipationskampf der subalternen, kolonialisierten und

<sup>4</sup> Inzwischen findet eine Volksabstimmung bezüglich der Überlandstraße im TIPNIS-Konflikt statt, bei der sich bislang die Mehrheit der betroffenen Bevölkerung für den Bau der Straße ausgesprochen hat (vgl. Benjamin Beutler in Portal amerika21.de v. 18. August 2012).

patriarchalisch beherrschten weiblichen Trägerinnen des Transformationsprozesses zu erwarten sind. Skeptisch resümiert sie: „Der Staat lässt sich also weder fragmentieren noch entkolonisieren, sondern er fragmentiert und kolonisiert seinerseits die Kräfte, die ihn in Frage stellen.“ (89) Daher plädiert sie dafür, die Achse der Diskussion zu verlagern. Nicht mehr gehe es darum zu fragen, „was der Staat tut, sondern darum, was die Gesellschaft tut, um die staatlich gesetzten Horizonte zu überschreiten“ (90). Daher müssten in der anstehenden Transformation „autonome soziale Räume“ geschaffen oder zurückerobert werden, um von dort aus „Strategien, Agenden und Problematiken, unabhängig vom staatlichen Blick und den theoretischen und praktischen Bedürfnissen des Staates“ (91) zu entwickeln und durchzusetzen. Die Frage bleibt allerdings, ob es analytisch und politisch sinnvoll ist, eine derartig rigide Entgegensetzung von Staat und Gesellschaft, die in dieser Form in Bolivien nie bestand und im augenblicklichen Veränderungsprozess gerade permanent in Frage gestellt wird, ohne Weiteres wieder zu beleben und damit eine Gegnerschaft auch zwischen dem (zumindest dem Anspruch nach) neu gegründeten Staat und der Gesellschaft zu konstruieren.<sup>5</sup>

### **Defizite partizipativer Demokratie: Ekuador, Venezuela, Kuba**

*Pablo Ospina*, Dozent an der Universidad Andina Simón Bolívar in Quito, beschreibt in seinem Beitrag (92-115) ausführlich die vielfältigen ökonomischen und sozialen Fortschritte der Regierung Rafael Correas in Ekuador, bemerkt allerdings, dass auf einigen Feldern, wie z.B. der Agrarreform eine gewisse Stagnation zu beobachten sei. Im zweiten Teil seines Artikels setzt er sich mit der Frage der Ausweitung demokratischer Partizipation auseinander und kommt zum dem Ergebnis, dass es die Regierung – entgegen den ursprünglichen Versprechen und entgegen den entsprechenden Passagen der neuen Verfassung – darauf anlege, die partizipativen Elemente zu begrenzen und zu kontrollieren. Dagegen werden seiner Auffassung nach die repräsentativ-demokratischen Momente wesentlich stärker als ursprünglich intendiert nun akzentuiert. Die damit verbundene hohe Machtkonzentration bei der Regierung sei anfangs notwendig gewesen, „weil eine schwache Regierung, vor allem

<sup>5</sup> Diese in der Geschichte der sozialen Bewegungen, vor allem auch der Arbeiterbewegung, immer wieder auftauchende Entgegensetzung hat Friedrich Engels scharfzünftig kritisiert. Autonomie (in der Gesellschaft) versus Autorität (im Staat bzw. vom Staat aus) seien weder „absolut gut“ noch „absolut schlecht“. „Autorität und Autonomie sind relative Dinge, deren Anwendungsbereiche in den verschiedenen Phasen der sozialen Entwicklung variieren... Die Antiautoritären fordern, daß der autoritäre politische Staat auf einen Schlag abgeschafft werde, bevor noch die sozialen Bedingungen vernichtet sind, die ihn haben entstehen lassen. Sie fordern, daß der erste Akt der sozialen Revolution die Abschaffung der Autorität sei. Haben diese Herren nie eine Revolution gesehen? Eine Revolution ist gewiß das autoritärste Ding, das es gibt; sie ist der Akt, durch den ein Teil der Bevölkerung dem anderen Teil seinen Willen mittels Gewehren, Bajonetten und Kanonen, also mit denkbar autoritären Mitteln aufzwingt...“ (Friedrich Engels: Von der Autorität, in: MEW 18, S. 307f.).

eine Minderheitsregierung, in den Netzen der traditionellen Macht gefangen geblieben wäre... Aber anstatt nun diese Macht zur Stärkung möglicher Verbündeter aus dem Volk für ihr langfristiges Projekt einzusetzen, hat sie sich von ihnen entfernt. Es ist eine Bürgerrevolution, die bisher ohne die Bürger/innen abläuft.“ (115) Diese Deformation führt Ospina auf die „zeitweilige Hegemonie der intellektuellen Mittelschicht in der Regierung“ sowie auf die große „persönliche Autorität des Präsidenten“ zurück. Allerdings sei dies eine Hegemonie, die auf tönernen Füßen stehe, weswegen ein derartiges „politisches Projekt ohne gesellschaftliche Akteure schon kurzfristig tot sein wird“ (115). Es fällt auf, dass diese sehr pessimistische Einschätzung der Perspektiven der Regierung Correa mit den immer noch hohen Popularitätswerten des Präsidenten – trotz vieler wahrscheinlich zutreffend aufgezeigter Defizite der „Bürgerrevolution“ – kontrastiert und daher diese Prognose möglicherweise nicht eintreten wird.

*Floresmilo Simbana*, Jurist und Historiker, an der Universidad Central del Ecuador lehrend und ehemaliges Mitglied des nationalen Führungsgremiums des indigenen Zentralverbandes CONAIE, beschäftigt sich mit der indigenen Bewegung seines Landes in ihrem Verhältnis zu den jeweiligen Regierungen seit der bewegten Zeit um die Jahrhundertwende (116-127). Dabei zeigt er auf, dass die indigene Bewegung des Landes, insbesondere die Dachorganisation CONAIE, bis ca. 2005/06 an allen anti-neoliberalen Bündnissen in zentraler Weise beteiligt war. Er vermerkt aber auch eine eigentümliche Dialektik: „Diese großen Organisationsstrukturen wurden in dem Maße, in dem sie ihre größten Siege errangen, zunehmend schwächer.“ (118) Den Hauptgrund sieht er in einer diffusen und gelegentlich nach rechts ausfransenden Bündnispolitik, die seit der Jahrhundertwende eine wachsende Distanzierung von ländlich-indigenen und städtischen Bewegungen mit sich brachte. Gleichwohl gelang es noch 2006 eine „strategische Niederlage des Neoliberalismus und des hegemonialen Blocks, der ihn stützte“ (119), herbeizuführen. In dieser Konstellation wird der Aufstieg R. Correas mit seiner (im Wesentlichen von urbanen Mittelschichten getragenen) Alianza País möglich. Der Verfasser gibt einerseits eine Krise und (zeitweilige) Spaltung der indigenen Dachorganisation CONAIE zu (121ff.), beteuert aber andererseits, dass diese durch die „Konfrontationen der Regierung Rafael Correas entstanden“ (126f.) seien und zudem propagandistisch übertrieben würde. Die ablehnende Haltung der CONAIE und ihrer Basis zur Volksbefragung vom Mai 2011 nimmt er als Beweis für die wieder solide Verankerung dieser Organisation, die seiner Auffassung nach wesentlich authentischer und glaubwürdiger als die Regierung „eine Gegenposition zum internationalen Kapital“ (127) repräsentiere. Eine wirkliche Analyse der Konflikte zwischen der Regierung und der CONAIE unterbleibt aber, die einzeilige Erwähnung der neuen „Bergbau- und Wassergesetze“ (124) reicht sicher dazu nicht aus.

*Andrés Antillano*, Stadtteilaktivist in Caracas, versucht neue Formen der Volksbeteiligung und ihre Widersprüche im „bolivarischen Venezuela“ zu analysieren (128-135). Nach einem kurzen historischen Rückblick auf die Vor-Chávez Ära beschreibt er einige Ebenen der Volksbeteiligung (z.B. Fachrunden über Wasserversorgung, Gesundheitsausschüsse, Wohnungs- und Bildungskommis-

sionen, Partizipation an der Raum- und Sektorpolitik, Selbstregierung und lokales Management usw.). Dabei kommt es seiner Auffassung nach fast überall zu Spannungen und Widersprüchen zwischen dem Ziel des Aufbaus eines veritablen Sozialismus der Selbstregierung des Volkes einerseits und der Stärkung bzw. Wiederbelebung eines alten Modells des Staatskapitalismus (unter einem „neuen progressiven Mantel“) andererseits. Diese Spannungen können sich – je nach Aktionsfeld – auf vielfältige Weise äußern, und es ist gelegentlich nicht sofort sichtbar, in welche Richtung bestimmte Maßnahmen/Aktionen führen. Der Verfasser scheint der Auffassung zu sein, dass jede Form von „Institutionalisierung“ fast zwangsläufig „auf Kosten der eigenen Autonomie und der politischen Initiative der Basis“ (134) geht. Die Beobachtung dieser Spannungen ist zweifellos zutreffend, ihre Analyse wird aber in dem knappen und sprachlich etwas unübersichtlichen Text nicht weiter getrieben, wenn der Verf. beispielsweise von der „Einforderung des Mehrwerts der kollektiven Produktion“ (132), von „verschwiegenen Thesen“ (133), von einer „Annäherung der Beziehungen zwischen Staat und Volksbasis“ (134) und von einem „Machtkampf zwischen Basis und der Elite des Staates“ (131) spricht.

*Edgardo Lander*, Soziologieprofessor an der Universidad Central de Venezuela und Aktivist der amerikanischen und venezolanischen Sozialforenbewegung, untersucht das aktuelle „venezolanische Dilemma“ als Konflikt zwischen „Staatszentrismus und Personenkult“ einerseits und „mehr Demokratie und Partizipation“ andererseits (136-152). Lander geht davon aus, dass „das Projekt der bolivarianischen Transformation in einer ernsten Krise steckt“ (136), was sich seiner Meinung nach nicht zuletzt an den Ergebnissen der letzten Parlamentswahlen (2010) festmacht, bei denen die Parteien der vereinigten Opposition bereits mehr Stimmen erhielten als die dem Regierungsblock zugehörigen. Auf die darauf einsetzende selbstkritische Diskussion wurden jedoch Antworten gegeben, die nicht in Richtung einer geforderten Kollektivierung von Entscheidungsprozessen, von Demokratisierung und Öffnung von Diskussionsräumen wiesen, wie an den noch – nach der alten Parlamentszusammensetzung – verabschiedeten Gesetzen sichtbar wird (139-143). Dadurch sei die von Chávez angekündigte „Radikalisierung“ des Prozesses als weitere Konzentration von Entscheidungsmacht, Personalisierung und Entdemokratisierung missverstanden worden, und es drohe die Tendenz, dass „die Kontrolle über den Staat und vom Staat aus immer wichtiger ... als Demokratie und Partizipation“ werde (144). Dabei kam es aber gelegentlich zu „paradoxen“ Situationen insofern, als just unter dem – zuvor kritisierten – „Ermächtigungsgesetz“, welches das Parlament für mehr als ein Jahr lang ausschaltete, gerade auch von sozialen Bewegungen entworfene Gesetze verabschiedet wurden (146). Trotz aller sozialer, rechtlicher, kultureller und partizipativer Fortschritte (z.B. hat Venezuela die Armutsquote in den letzten zehn Jahren um 20% reduziert und das Land weist mit 0,39% Gini-Koeffizient die geringste sozi-ökonomische Ungleichheit in Lateinamerika auf) hätten diese Prozesse insgesamt – so das m.E. sehr harte und nicht ganz nachvollziehbare Urteil Landers – „zur Stärkung der Herrschaftsstrukturen geführt..., die den

bürgerlichen Staat reproduzieren und zwangsläufig die wahren Möglichkeiten für eine politische Emanzipation der Bevölkerung und seine Eroberung der Souveränität bremsen.“ (147). Die vielfältigen von Lander aufgezeigten Ambivalenzen des Prozesses stehen ziemlich deutlich im Kontrast zu dieser apodiktischen Einschätzung, was keineswegs heißen soll, das Vorhandensein von vielen defizitären und deformierten Momenten des „bolivarianischen Prozesses“ (wie z.B. Bürokratismus, Sektierertum, Korruption und Klientelismus als systematischer Kooptationsmechanismus, geringe Planungskapazität, große Diskontinuität in personeller und sachlicher Hinsicht, mangelnde Effizienz, Verschwendung etc.) zu bezweifeln wäre. Vielmehr steht zur Debatte, ob es noch genügend Impulse und Korrekturpotentiale in diesem Prozess gibt, die sich auch Geltung verschaffen können. Gerade einige von Lander selbst beschriebenen Kräfte und Bewegungen in der letzten Zeit (zum Beispiel die große linke Sammelbewegung Gran Polo Patriótico und die Haltung der PCV) stellen in dieser Hinsicht positive Erscheinungen dar, die den vollständigen Pessimismus und die totale Enttäuschung über den Verlauf des bisherigen Revolutionsprozesses wohl etwas relativieren (148ff.) Aber sicherlich ist Lander darin zuzustimmen, dass der Ausgang der Präsidentschaftswahlen im Oktober 2012 sowie der weitere Fortgang des bolivarianischen Prozesses vor allem an der Frage von „institutionalisierten kollektiven Führungsmodalitäten“ (150), an der „Transformation der Produktion“ (152) und einer echten Demokratisierung mit entsprechenden, dauerhaften „Kontrollen von unten“ entschieden wird.

In seinem Beitrag (153-165) stellt *Aurelio Alonso*, Soziologe an der Universität La Habana, Essayist, Gründer und Redakteur vieler führender kubanischer Zeitschriften, Reflexionen zum Verhältnis von Souveränität und Demokratie an, vor allem in Bezug auf Kuba, und unterstreicht, dass Souveränität im weitesten Sinne eine unabdingbare Voraussetzung für Demokratie sei und das Ringen um Souveränität „ein ständiger Kampf“ (154), der nicht bloß mit einem Sieg gegen imperialistische Aggressoren ein für allemal zu erreichen sei. Er diskutiert Vor- und Nachteile der besonderen kubanischen Ansätze zu direkten, partizipativen Demokratieformen während der letzten 50 Jahre. Deren Verwässerung oder Deformation führt er auf einen zu geringen Grad der Institutionalisierung einerseits und auf die zu starke Anlehnung an das „formalistische sowjetische System“ (161), andererseits zurück, das in vieler Hinsicht bis heute noch nachwirke. Er schlussfolgert und wünscht für die Zukunft Kubas, dass die bislang vorherrschende „charismatische Legitimität allmählich von der institutionellen Legitimität abgelöst“ (162) werde. Damit könnte zugleich der „Übergang von einem gescheiterten Sozialismus zu einem nachhaltigen Sozialismus“ (164) erleichtert werden.

Der zweite und abschließende Beitrag (166-180) zu Kuba („Warum ist Kuba für die Linke zu einem schwierigen Problem geworden?“) wurde ebenfalls von *Boaventura de Sousa Santos* schon 2009 verfasst und von der RLS bereits anderswo publiziert.

Er geht davon aus, dass revolutionäre Prozesse getragen seien von zwei Polen, die „im Gleichgewicht“ stehen müssten: Widerstand und Alternativen. Letzte-

res sei in Kuba immer zu kurz gekommen, weil fast immer in seiner über 50-jährigen Revolutionsgeschichte der Widerstand im Vordergrund gestanden habe. Ein zweites zentrales Spannungsfeld sieht er zwischen dem Pol des „revolutionären Charisma“ einerseits und dem „reformistischen System“ andererseits, worunter er offenbar das bürokratische und reproduktive Alltagsgeschehen meint. Wenn erstes zu dominant sei, könne zweites sich nicht durchsetzen, weswegen wichtige Erfolgsbedingungen des revolutionären Prozesses wegfielen. Mit diesem vergleichsweise schlichten, im Einzelnen nicht weiter diskutierten schematischen Koordinatensystem versucht er die historische Komplexität der Kubanischen Revolution in einen theoretischen Rahmen zu pressen, der von einigen Autoren zu Recht hinterfragt wurde. Seine griffige Formel lautet: „Die beiden Seiten des ‚schwierigen Problems‘ – mangelndes Gleichgewicht zwischen Widerstand und Alternative und zwischen Charisma und System – sind eng miteinander verbunden. Die Prävalenz des Widerstands über die Alternative war zugleich Produkt und Hersteller der Prävalenz des Charisma über das System.“ (170) Die Therapie sieht er in der Nutzung der Erneuerungserfolge „der sozialistischen Linken in den letzten fünfzig Jahren“ (171). Das wachsende Auseinanderklaffen zwischen Theorie und Praxis habe im Süden dazu geführt, dass vollzogene Praktiken mit einer Art „Nachhuttheorie“ (171) post festum erklärt oder legitimiert wurden. Ein „demokratisch kontrolliertes Experiment“ mit zeitlichen Grenzen solle zum neuen „institutionellen Schaffensprinzip“ (178) neuer alternativer sozialistischer Formen gemacht werden. Auch hier finden sich neben interessanten und anregenden Gedanken auch kaum überzeugende Aussagen, wie z.B. diese: „Erstens leben wir in einer Zeit, in der die Vorstellung, dass es zum Kapitalismus keine Alternativen gibt, den höchsten Akzeptanzgrad seit Beginn des Weltkapitalismus erreicht hat.“ (179) Eine Behauptung, die nach aktuellen Befragungen in vielen Ländern – mit gegenteiligen Resultaten – wohl schwer aufrecht zu erhalten ist.

## Fazit

Alles in allem weist der von Miriam Lang herausgegebene Sammelband Licht und Schatten auf.

Positiv ist auf jeden Fall die Sammlung von Beiträgen lateinamerikanischer Autoren zu den linken Transformationsprozessen in Lateinamerika. In einigen Artikeln werden wichtige Informationen vermittelt und bedenkenswerte Kritikpunkte vorgebracht.

Als nachteilig kann empfunden werden, dass alle Analysen mehr oder weniger die gleichen problematischen Aspekte und Themenbereiche – in unterschiedlicher Schärfe – behandeln: Alle Beiträge durchzieht ein – nicht immer sehr differenzierter – Anti-Etatismus (gelegentlich kombiniert mit einem Anti-Parteienimpetus), eine Akzentsetzung auf Kritik am (Neo-)Extraktivismus, die allseitige Betonung der Philosophie des „buen vivir“ etc. bei gleichzeitiger – fast völliger – Ausblendung wichtiger Dimensionen der gesellschaftlichen Wirklichkeit:

- Auf die Analyse ökonomischer und sozialstruktureller Tendenzen wird weitgehend verzichtet.
- Die außenwirtschaftlichen Zwänge und außenpolitischen Bedrohungsszenarien kommen praktisch nicht vor.
- Die nach wie vor spürbare Existenz der herrschenden Klassen in den jeweiligen Ländern, ihre mediale Übermacht und kulturelle Dominanz sowie ihre internen und externen Bündnispartner in ihren Oppositionsstrategien tauchen in keinem der Beiträge wirklich auf, so dass sich von alledem losgelöst trefflich vom „guten Leben“ philosophieren lässt.

Die Einseitigkeit in der Auswahl der Themen und der AutorInnen (die kaum voneinander abweichende Positionen aufweisen) sowie die geringe Themenbreite sind offenkundig. Damit könnte die Publikation eher zu einer weiteren Polarisierung der Standpunkte in den betroffenen Ländern beitragen, anstatt einen Raum für plurale Diskussionen anzubieten und bei der Suche nach Gemeinsamkeiten – bei allen Differenzen – mitzuwirken. Es ist auch befremdlich, dass bei einigen Autoren und Autorinnen ein tiefer Gegensatz zwischen progressivem, alternativem Denken und sozialistisch-marxistischen Strömungen in Europa und ihren eigenen Positionen konstruiert wird, ohne entsprechende Denkansätze der Vergangenheit und Gegenwart ausreichend zur Kenntnis zu nehmen. Dieser Eindruck wird auch nicht wesentlich dadurch korrigiert, dass gelegentlich vereinzelte Begriffe europäischer postmoderner Autoren adaptiert werden.

So kann sicherlich nur eingeschränkt von einem geglückten Auftakt der sozialwissenschaftlichen Beschäftigung mit den aktuellen Transformationstendenzen in Lateinamerika gesprochen werden. Um Missverständnissen vorzubeugen: Nicht die in vielen Punkten notwendige Kritik an einzelnen Trends und Regierungsaktivitäten unter den gegenwärtigen Mitte-Links-Regierungen in Lateinamerika ist das Manko vorliegender Publikation, sondern ihre inhaltliche und theoretische Einseitigkeit in der Analyse gesellschaftlicher Prozesse. Es wäre wissenschaftlich wenig befriedigend und politisch nicht überzeugend, wenn die Position der RLS zur aktuellen Entwicklung in Lateinamerika nur durch eine Publikation wie dieser umrissen bleiben würde.

## Radical Thinking

Summer School 2012 der Berlin Group of Radical Thinking, 10. bis 11. August 2012, Helle Panke, Berlin

Frieder Otto Wolf rief und alle, alle kamen ... Über 50 junge Leute, meist im Lehrlings- oder Gesellenstadium der Philosophie, darunter auch ein paar ältere Semester und sogar ein philosophieinteressierter Naturwissenschaftler (der Berichterstat-ter). Warum es letzteren in diesen illustren Kreis verschlagen hatte, ist statt mit Worten schneller mit ein paar Links erklärt.<sup>1</sup> Dort wird auch sichtbar, warum Naturwissenschaftler bei der Betrachtung der eigenen Praxen kaum an Philosophie vorbeikommen. Dass die – wenigstens aktuell akademisch etablierten deutschen – Philosophen ihnen dabei eine geringe Hilfe sind, ist mehrfach beklagt worden. Auch der Berichterstat-ter wüsste davon ein Liedchen zu singen; das für eine Ent-täuschung erforderliche Täuschungspotenzial hinsichtlich der Erwartungen an die besuchte Veranstaltung hielt sich also schon vorab in Grenzen.

Über den Inhalt der einzelnen Beiträge und der Diskussion soll und muss hier mit Verweis auf die Webseite der Summer School nicht weiter berichtet werden. Ich konzentriere mich in meinen Nachbemerkingen auf die eigene Per-spektive – was kann ein philosophierender Scientist, philosophierend vor allem im Bedarf, eigenen Praxen Worte zu geben, einem solchen „radical thinking“ abgewinnen?

Auch mit einer gewissen Vertrautheit mit dem Gedankengut von Hegel und Spi-noza ist bereits der Einstieg (How to read Marx: Hegel or Spinoza?) schwierig – autonomy of the social, Herrschaftspraxen, order and domination –, denn meine vorsichtige Frage, was mit „dem Sozialen“ umrissen sei, stößt weitgehend ins Leere. Sie zielt natürlich darauf ab zu verstehen, ob hier auch über *meine Praxen* philosophiert wird. Schon im zweiten Vortrag das Bekenntnis „Science ist nicht mein Thema“, später dann mit Verweis auf Foucault die klare Verortung „Science als Handlanger des Kapitals“ (natürlich in gewählteren Worten ausgedrückt), die Praxen zumindest des alimentierten Scientisten waren schon immer herrschafts-stützend, es ist also nicht nur legitim, sondern geradezu erforderlich, deren Praxen in einer „radikalen Philosophie“ radikal zu kritisieren. Aber müsste man diese Praxen dazu nicht erst einmal kennen? Spannend auch die – allenfalls in homöo-pathischen Dosen zu stellende – Frage, warum nicht mit gleicher Radikalität die eigenen Praxen einer zelebriert pluralen Linken auf dem Hintergrund der Diaspora einer „häretischen“ Linken kritisiert werden.

Dass kurzschlüssige Argumentationen hier nicht nur mit Blick auf die Schick-sale von Galileo oder gar Giordano Bruno, sondern auch die Konstituierung der uns umgebenden technisch-kulturellen Welt (die Transformation von ar-

---

<sup>1</sup> <http://www.dorfwiki.org/wiki.cgi?HansGertGraebe/SeminarWissen>,  
<http://www.dorfwiki.org/wiki.cgi?HansGertGraebe/NetzProjekt>,  
<http://www.dorfwiki.org/wiki.cgi?HansGertGraebe/RohrbacherKreis>,  
<http://www.dorfwiki.org/wiki.cgi?HansGertGraebe/PhiloDebatte>



chai in techne) fehl am Platze sind, versuchte ich an mehreren Stellen ins Gespräch zu bringen. Die Differenzen ließen sich zunehmend lokalisieren in einem Bereich, der auch für die philosophischen Debatten unter Naturwissenschaftlern zentral ist<sup>2</sup> – eine sinnvoll gefasste theory of knowledge, die der Reichhaltigkeit beobachteter Phänomene gerecht wird.

Dass „radical thinking“, welches „kritische Subjekte“ in einer „revolutionären Praxis“ (*Christian Schmidt*) zu formen sucht, sich *auch* (und nach meinem Verständnis sogar *zuerst*) in einem radikalen Denken technologischer Wandel bewähren muss (oder wenigstens müsste), steht für mich außer Zweifel. Wenigstens ist dort ein Knotenpunkt meines philosophischen Reflexionsbedarfs als Scientist. Schmidt stellt lapidar fest: „Da haben wir differente Anschauungen.“ Wie ist das zu verstehen? Ist das Bild des gemeinsam Geschauten different oder haben wir Verschiedenes angeschaut? Ich denke, die Antwort ist evident und die Diskursverweigerung mit Händen zu greifen.

„What do philosophers do?“ – insbesondere die Anhänger einer radikalen Philosophie unter den Philosophen – fragt *F.O. Wolf* eingangs des zweiten Panels. Der „context of the culture industry“ wird aufgerufen, meine Frage, ob sich ein „computer scientist“ hier angesprochen fühlen dürfe, bleibt unbeantwortet. So stehe ich ein weiteres Mal allein da mit der Frage, was es denn (aus der Sicht der Schöpfer des Begriffs „Radikale Philosophie“) für einen philosophierenden „computer scientist“ bedeuten mag, *radikal* zu philosophieren.

Mir fiel in der Pause ein Heft in die Hände, das im Regal der Hellen Panke angeboten wird.<sup>3</sup> Daraus ein Zitat (Robert Havemann, 1963), das ich F.O. Wolf mit der Frage „What philosophers are for?“ entgegenhielt: „Die Philosophie ist, wenn wir von der besonderen Behandlung ihrer Geschichte und von der noch längst nicht abgeschlossenen schöpferischen Auseinandersetzung mit dem Idealismus und den Ideologien absehen, keine spezielle Wissenschaft mit einem bestimmten Gegenstand. Sie hat alle Gegenstände zum Gegenstand, aber diese wiederum nur vermittelt aller anderen einzelnen Wissenschaften von diesen Gegenständen. Der Reichtum ihrer Ideen ist der Reichtum der ganzen Wissenschaften. Ihre gegenwärtige Hauptfrage liegt darin, zu helfen, dass allen Wissenschaftlern die Dialektik und der Materialismus bewusst werde‘. Sobald dies aber erreicht sei, bedürfe es keiner selbständigen Philosophie mehr.“ Und weiter in der Fußnote: „Seine gleichsam letztgültige Formulierung dieses Standpunktes in seinen Vorlesungen lautet: ‚Indem wir die ursprüngliche Einheit der Wissenschaften wiederherstellen, brauchen wir keine besondere Wissenschaft dieser Einheit mehr. Wir brauchen kein besonderes System von philosophischen Lehrsätzen und Behauptungen. Wir brau-

<sup>2</sup> Vgl. etwa Hans-Peter Dürr: Warum es ums Ganze geht. Neues Denken für eine Welt im Umbruch, Oekom Verlag, München 2009. Auch Potsdamer Denkschrift, VDW 2005.

<sup>3</sup> Hubert Laitko: Denkwege aus der Konformität. Pankower Vorträge, Heft 146. Helle Panke, Berlin 2010. Siehe auch <http://www.mpiwg-berlin.mpg.de/Preprints/P367.PDF>

chen nur die positiven Wissenschaften und das Bewusstsein ihres großen inneren Zusammenhangs.“

Leider auch hier eine Leerstelle. Aber steht nicht die Frage, welche Rolle diese (bereits bei Marx zu findende<sup>4</sup>) Vision der *einen* Wissenschaft in einer „Theorie der Befreiung“ zu spielen hätte? Für den Moment bleibt dem philosophierenden Naturwissenschaftler nur, sich an den Rat der „Internationale“ zu erinnern: „Uns aus dem Elend zu erlösen: können wir nur selber tun!“ Bei der Verwirklichung der Forderung an Philosophie, „dass allen Wissenschaftlern die Dialektik und der Materialismus bewusst werde“, ist wohl seit der 11. Feuerbachthese wenig geschehen und auch auf die „radikalen Philosophen“ neuerer Zeit kaum zu rechnen, sondern ein solches Ergebnis nur als Eigenprozess eines „radical (re)thinking“ in den Naturwissenschaften selbst zu gewinnen. Aber nichts anderes fordert [Dürr] auch – „Learn to think in a new way“.

Die Irritation unter den Philosophen und anderen linken Theoretikern (Georg Fülberth, Z 90, vorsichtshalber: „Ein großer Text“) ist groß, wenn es Naturwissenschaftler umfassend versuchen (Barbara Kirchner, Dietmar Dath: Der Implex). Die Hoffnung, dass dennoch ein Dialog auf Augenhöhe möglich ist, bleibt. Allerdings nur mit einer Philosophie als Hilfswissenschaft: Hilfe für den philosophierenden Mathematiker und Informatiker, dies „radikal“ zu tun, so wie die Mathematik und Informatik dem Physiker Hilfswissenschaften sind, Physik „radikal“ zu treiben, wie die Physik dem Techniker Hilfswissenschaft ist, Apparate „radikal“ zu bauen, als Mittel, mit denen die Menschen die eigene „Befreiung“ (aus selbstverschuldeter (?) Unmündigkeit) – ein Stück weit – gewinnen. Eine Freiheit, über deren Inhalt ich mit Verweis auf H.-P. Dürr fragte: „Was aber ist Freiheit, wenn sie nicht die törichte Freiheit sein soll, das Falsche zu tun?“ und worauf C. Schmidt antwortet „Selbstverständlich ist Freiheit auch die Freiheit, das Falsche zu tun.“ Können wir uns das angesichts der Potenz der geschaffenen Mittel wirklich noch leisten?

Eine Debatte mit langer philosophischer Tradition, wenn man das Wort „radikal“ durch „vernünftig“ ersetzt. Ob das Ziel dabei „Befreiung“ (der Menschen) oder mit Blick auf die biologischen Gegebenheiten (mehr dazu siehe Kommentar 31 unter <http://keimform.de/2011/arbeit/>) schlicht „Überleben“ (der Menschheit) sein wird, ist für die Relevanz der Debatte zweitrangig – nicht aber für deren Kritikalität. Für „Befreiung“ haben wir alle Zeit der Welt, für „Überleben“ ist der Erfolg der Debatte „just in time“ essentiell.

„What should philosophers do (then)?“ Wird Philosophie überflüssig, wenn „science“ sich eine eigene Philosophie gewinnt (so wie manche Physiker ja auch behaupten, eine eigene Mathematik zu haben)? Im Gegensatz zu Havemann denke ich nicht, dass Philosophie damit obsolet wird. Sie wird – sich der Ergebnisse von science versichernd – weiter an den Außenposten mensch-

<sup>4</sup> Vgl. Hubert Laitko: „... es wird eine Wissenschaft sein“. Taugt Karl Marx' Jugendvision (1844) als Leitbild für die Wissenschaft des 21. Jahrhunderts – immer noch oder jetzt erst recht? <http://www.rohrbacher-kreis.de/15-Laitko.pdf>

lichen Denkens stehen und in die unerschlossenen Räume spähen. Leitlinie der Entwicklung kann nur die 10. Feuerbachthese sein, „den Standpunkt des neuen Materialismus“ zu gewinnen, „die menschliche Gesellschaft oder die gesellschaftliche Menschheit“, indem sie den Weg von einer „philosophy of man“ des abstrakten Menschenbildes<sup>5</sup> (Althusser) zu einer „philosophy of practise“ konkreter Menschenbilder im Vollzug einer widersprüchlichen Praxis geht und damit zeigt, dass „Marx's theoretical anti-humanism“ (noch einmal Althusser) keine „immanente Kausalität“ jener Grenzüberschreitung (einer „philosophy of man“) ist, wie es sich für Althusser damals (vielleicht) noch darstellte (aber ebenda: „The theme of alienation ... could thus be said to function as a substitute for a concept or concepts not yet formed, because the objective historical conditions had not yet produced their object.“).

*Hans-Gert Gräbe*

## **Wirtschaftsdemokratie international**

Jakob Moneta zum Gedenken. Tagung von Friedens- und Zukunftswerkstatt, Rosa-Luxemburg-Stiftung und WISSENTransfer, Frankfurt/M., 27. Oktober 2012

Die von *Horst Schmitthenner* eröffnete Konferenz „Wirtschaftsdemokratie international“ im Frankfurter Gewerkschaftshaus war der Erinnerung an Jakob Moneta gewidmet, den Gewerkschafter und ehemaligen Chefredakteur der IG Metall-Zeitung „metall“, den Sozialisten und Internationalisten. Moneta war am 3. März 2012 verstorben.

*Angela Klein* (SOZ) schilderte zu Beginn vor etwa 150 Teilnehmern Jakob Monetas Lebensweg, seine politischen Anliegen und deren Bezüge zur heutigen Situation: „Jakob ging es um die Selbstermächtigung, die Selbstbestimmung der Produzenten des gesellschaftlichen Reichtums. ... Er hat ihren Kampf immer in den Kontext der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung gestellt, auf diese Weise konnte er immer den Bogen zur Vision einer Gesellschaft ohne Ausbeutung und Profit schlagen. Was Linken so schwer fällt, die Vermittlung von Tageskampf und der sozialistischen Perspektive, das gelang ihm mit großer Leichtigkeit. ... Er hat nie agitiert, hat lieber erklärt. Er hat dabei nie belehrt, hat nie akademisch gesprochen, und auch nie den hölzernen ‚Gewerkschaftssprech‘ gepflegt. Was hat er getan? Er hat Fragen gestellt. Und sie mit Beispielen aus der Geschichte beantwortet. Er war ein Glücksfall für die deutsche Arbeiterbewegung. Einer von den Seltenen.“

---

<sup>5</sup> Louis Althusser: Is it simple to be a Marxist in Philosophy? <http://www.marx2mao.com/Other/ESC76NB.html>

*Hans Jürgen Urban* von der IGM spannte in seinem Referat einen großen Bogen zum Hauptthema der Beratung: „Wirtschaftsdemokratie im 21. Jahrhundert – Konturen eines Transformationsprojektes“. Er begann mit der Frage: Scheitert der Kapitalismus an der Demokratiefrage, die er mit einem erklärtermaßen konsequenten „Jain“ beantwortete. Seine weiteren Ausführungen waren aber dann alles andere als ungefähr, seine Thesen prägnant und eindeutig:

- Finanzmarktgetriebener Kapitalismus und Demokratie sind antagonistische Gegensätze; die Krise begann nicht mit einer Bakenpleite, sondern mit der Hegemonie des Finanzkapitalismus.
- Die Krisenpolitik der herrschenden Eliten beschleunigt den Demokratieabbau. Die europäischen Eliten misstrauen öffentlich beeinflussbaren politischen Prozessen. Ihr politisches Projekt ist ein „störungsfreies“ autoritäres Europaregime.
- Daher ist die Demokratisierung der Wirtschaft das Notwehrprojekt zur Erhaltung auch der politischen Demokratie.
- Dabei geht es nicht um eine einfache Re-Regulierung der Finanzmärkte, sondern um die „Entmachtung ihrer Akteure“. „Es geht um die Entmachtung der Eliten“.
- Wirtschaftsdemokratie ist eine Macht- und Klassenfrage. Ausgangspunkt muss die breite Interessensdifferenziertheit der sozialen Akteure sein, kein imaginiertes „sozialistisches Projekt“..

Zunächst geht es darum, den finanzmarktdominierten Kapitalismus zugunsten „pluraler Eigentumsverhältnisse“ zurückzudrängen. Und es geht um eine sozialökologische Transformation angesichts der sich abzeichnenden ökologischen Krise. Wirtschaftsdemokratie ist, so Urban, heute nicht mehr national denkbar, sondern nur als transnationaler Prozess.

„Soll man Banken pleite gehen lassen“ fragt Urban und bleibt in seiner Antwort vorsichtig. Niemand könne heute die Konsequenzen der Pleite von großen Banken einschätzen, aber eines stünde fest: Wo öffentliche Gelder fließen, muss öffentliches und demokratisch kontrolliertes Eigentum entstehen.

Um diesen Anliegen näher zu kommen, müssten die Gewerkschaften „repolitisiert“, ihr politisches Mandat ausgeweitet werden. Der Gedanke der Wirtschaftsdemokratie müsse in den Betrieben zur Diskussion stehen und die Gewerkschaften müssten zu Bewegungen kommen, die auch außerhalb ihrer bisherigen Handlungsarenen liegen.

Nach einem von *Michael Erhardt* (IG Metall Frankfurt/M.) moderierten Exkurs zur Praxis bisheriger Formen der Wirtschaftsdemokratie und differenter Eigentumsformen mit ExpertInnen zu Arbeitnehmerfonds in Schweden (*Klaus Willkomm-Wiener*, IG Metall), der Arbeiterkammer Wien (*Klaus-Dieter Mulay*), zum Genossenschaftswesen in Italien (*Heinz Bierbaum*, LINKE) und zu „Betrieben in Belegschaftshand“ in Deutschland (*Andrea Rothkegel*, *Hans Gerd Nottenbohm*) befasste sich der dritte Teil der Konferenz (Moderation *Ursula Schumm-Garling*) mit der Frage: Was kann die Politik leisten um

Transformationsperspektiven zu entwickeln?. Drüber diskutierten *Andrea Ypsilanti* (SPD und Institut für solidarische Moderne), *Dierk Hirschel* (Ver.di, „Europa neu begründen“) und Tina Steininger (attac-Co-Kreis).

*Andrea Ypsilanti* widmete sich aus nachvollziehbaren Gründen der Frage, warum sich nicht mehr bewegt, was Menschen abhält sich zu wehren. Ihre Argumente: Es handelt sich nicht um eine eindimensionale, sondern um eine multiple Krise, die auch eine Krise der Demokratie und damit eine Systemkrise ist; es geht daher nicht um das Drehen an Stellschrauben in diesem System, sondern um den Prozess einer sozialökologischen Transformation. Viele Menschen spürten zwar: So geht es nicht weiter. Aber Ohnmachtsgefühl und Antwortlosigkeit machen sich breit, weil keine Idee eines alternativen gesellschaftlichen Projektes entsteht. Das führe zu einer apolitischen Haltung großer Teile der Menschen – ein wesentlicher Aspekt der Krise der Demokratie. Notwendig ist, so Ypsilanti, das Zusammenfinden der Mosaiklinken über die Einzellogiken hinaus. Widerstand formiere sich heute oft außerhalb tradierter politischer Strukturen. Wer sich aber auf Alleinstellungsmerkmale fokussiere, der stehe dann schnell auch allein da.

Etwas andere Akzente setzte *Tine Steininger* von attac. Der Aufruf „Europa neu begründen“ greife zu kurz, weil mehr Europa weniger Demokratie bedeute. Daher gehe es jetzt um einen Stopp des Europäischen Integrationsprozesses.

Dem widersprach *Dierk Hirschel*. Jedes zurück zu nationalstaatlichen Konzepten führe in eine Sackgasse. „Wir brauchen mehr, aber ein anderes Europa.“ Derzeit werde in Europa gegen drei Viertel der Bevölkerung regiert. Der Unmut und die Zustimmung zu zentralen Forderungen nach Einschränkung der Macht der Finanzmärkte wachse. Aber auch die Gewerkschaften könnten dies nicht in politisch relevante Mehrheiten umsetzen. Ursache dieser Hauptschwäche: Bei den Gewerkschaften, so Hirschel, kommt die Gesamtpolitik unter die Räder, also Fragen wie: Woher kommen die Schulden? Welche Berge von Privatvermögen stehen den Schuldenbergen gegenüber? Muss nicht zunächst die systemische Relevanz der Banken gebrochen werden, damit Staaten nicht länger in Geiselhaf der Kapitalmärkte verbleiben?

*Prof. Franz Segbers* von der Uni Marburg betonte in seinem Schlusswort unter der Überschrift „Wirtschaftsdemokratie neu starten – ein Ausblick“: Wirtschaftsdemokratiekonzepte müssen mehr als bisher beachten, wie der ökonomische Druck nicht nur auf die Beschäftigten, sondern auch auf die Natur, auf die ökologischen Gemeingüter abgewälzt wird und dies zu einer „Übernutzung“ nicht nur der Menschen, sondern auch der Natur führt. Kapitalistisches Wirtschaften sei ein „Griff in die ökologische Sparbüchse der Erde“ und ruiniere, wie von Karl Marx beschrieben, die Springquellen des Reichtums, den Menschen und die Natur.

*Walter Listl*

## Vorsicht mit den „Modernisierern“

*Frank Deppe, Gewerkschaften in der Großen Transformation, Von den 1970er Jahren bis heute. Eine Einführung, PapyRossa Verlag, Köln 2012, 148 S., 11,90 Euro*

„Das Problem des spanischen Arbeitsmarkts ist, dass er so verriegelt ist. Diejenigen, die seit Langem drin sind, waren bisher geschützt, die anderen kommen nicht hinein.“ Dieses Zitat stammt nicht etwa von Angela Merkel oder Mariano Rajoy. Berthold Huber, Vorsitzender von Europas größter Gewerkschaft, der IG Metall, forderte am 15. September in der *Süddeutschen Zeitung* die Spanier zu mehr Reformen auf. Gewerkschaftslinker, die angesichts solcher Aussagen Unbehagen verspüren, könnten es sich einfach machen und Huber entgegenhalten, dass „Flexibilisierung“ noch nie geholfen habe und dies mit einem Verweis auf den deutschen Arbeitsmarkt nach der Agenda 2010 unterstreichen. Huber würde vermutlich denselben Vergleich anstrengen und hätte damit auch irgendwie recht: Trotz der Zunahme von Leiharbeit, Mini-Jobs etc. dürfte kaum ein Beschäftigter hierzulande mit dem Kollegen in irgendeinem anderen EU-Land tauschen wollen.

Die Situation ist einigermaßen paradox. Beinahe wöchentlich versuchen Gewerkschaften in Spanien, Portugal oder Griechenland die nächste Attacke auf den Lebensstandard ihrer Mitglieder mit Streiks oder Demonstrationen abzuwehren. Ihre deutschen Schwesterorganisationen profilieren sich derweil relativ erfolgreich als Krisenlöser – und machen sogar Re-

formvorschläge für andere Länder. Doch das Unbehagen vieler Linker mit dieser Situation hat seine Berechtigung. Diese Erkenntnis jedenfalls stellt sich nach der Lektüre des vom Marburger Politikwissenschaftler Frank Deppe verfassten Bändchens „Gewerkschaften in der Großen Transformation: Von den 1970er Jahren bis heute“ ein. Denn auch Deppe traut dem jüngsten Bedeutungsgewinn der deutschen Gewerkschaften nicht so recht über den Weg: „Gleichzeitig ist die Anerkennung der Gewerkschaften durch den Staat und das Kapital immer auch daran gebunden, dass diese auf systemoppositionellen Widerstand sowie auf soziale und politische Militanz verzichten und dabei radikale Kräfte in den eigenen Reihen domestizieren.“ (94) Die Erfolge in der Krise, heißt es weiter, seien überwiegend abhängig vom Erfolg des deutschen Exportmodells. Gerät dieses in den Sog der Krise, stehen IG Metall und andere Gewerkschaften ohne Hosen da.

Auch über diese gesunde Skepsis gegenüber aller „Auf-Augenhöhe-Politik“ hinaus kann Deppes kleine Gewerkschaftsgeschichte durchweg überzeugen: Der Autor gibt nicht nur einen kurzweiligen und pointierten Überblick über die Erfolge und Fehler der deutschen Gewerkschaften der vergangenen 30 Jahre. Er stellt diese immer in den Kontext der Erfahrungen in Ländern wie Frankreich, Italien und Großbritannien.

Der Band gliedert sich in drei Hauptkapitel: „Gewerkschaften in der Welt“ mit einer globalen Übersicht und theoretischen und historischen Exkursen zur Gewerkschafts- und Kapitalismus-Geschichte; „Gewerkschaften in

Deutschland“ – hier geht es um den Umbau der bundesdeutschen Wirtschaft und Gesellschaft, um die „Große Krise“ und die Reaktionen der Gewerkschaften; „Gewerkschaften in Europa“ – Themen sind die marktradikale Dynamisierung der EU-Integration, Euro-Krise und deutsche Hegemonie und das Verhältnis von Austeritätspolitik und Gewerkschaften. De facto wird die ganze Palette aktueller gewerkschaftspolitischer Themen auf dem Niveau der heutigen Internationalisierung des Kapitalismus abgehandelt.

Hintergrund für diese Entwicklung bildet, wie im Titel mit der von Karl Polanyi entlehnten „großen Transformation“ angedeutet, der Epochenwechsel vom fordistischen zum neoliberalen Kapitalismus im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts. Anders als in Frankreich oder England werden dessen Folgen für die Arbeitsbeziehungen in Deutschland jedoch erst in den 1990er Jahren virulent. Solche welthistorischen Entwicklungen lässt der Autor jedoch nicht als Entschuldigung für das Versagen Einzelner gelten: Mitgliederrückgang, geringe Lohnzuwächse, die sich besonders außerhalb der exportorientierten Industrien bemerkbar machen, Erosion des Tarifsystems und Zunahme von Leiharbeit sind für Deppe auch immer Folgen falscher Strategien und Fehlentscheidungen von Gewerkschaftskadern bzw. ihren Beratern. Dabei legt er ein besonderes Augenmerk auf die Rolle der Hans-Böckler-Stiftung sowie des „Hattinger Forums“, eine Art gewerkschaftlicher Think-Tank. Über den 1990 veröffentlichten Bericht „Jenseits der Beschlusslage“ heißt es: „Darin wird

die notwendige Modernisierung der Gewerkschaften als Abschied vom Traditionalismus der sozialistischen Kapitalismuskritik und der Klassenkampforientierung, damit auch als Antwort auf die sozialökonomischen und kulturellen Umbrüche in der Arbeitswelt wie in den sozialen Beziehungen seit den 70er Jahren begründet.“ (68) Für Deppe gilt: Die Öffnung für neue Probleme ist essenziell, aber bitte dabei nicht die Klassenfrage aus den Augen verlieren.

Vor allem jüngere Leser und Leserinnen dürften ihre Freude an den Porträts und Anekdoten zu manchem leitenden IG-Metall- oder DGB-Funktionär haben, die Deppe wohl auch gespeist aus reichlich persönlicher Erfahrung in den Fußnoten genüsslich ausbreitet. So erfährt man, dass Walter Riestler, bevor er als Arbeitsminister im ersten Kabinett Schröder seinen Teil zur Privatisierung des Rentensystems beitrug, während seiner Zeit im IG-Metall-Bezirk Stuttgart von der Springer-Pressen als „U-Boot der Kommunisten“ diffamiert wurde. Oder dass ein Betriebsrat bei VW in Wolfsburg „über einen administrativen und wissenschaftlichen Apparat“ verfügt, „den hauptamtliche Gewerkschafter mit Respekt (manchmal auch mit Neid) zur Kenntnis nehmen“ (60).

Zudem bildet das Buch einen dankenswerten Kontrast zur im vergangenen Jahr erschienenen kleinen Gewerkschaftsgeschichte von Walter Müller-Jentsch. Der Bochumer Industriesoziologe, der wie Deppe aus der linken Gewerkschaftsforschung kommt, interpretiert die letzten 50 Jahre als eine gegenseitige, produktive Beeinflussung von Kapital und

Arbeit hin zum gemeinsamen Konsens über die soziale Marktwirtschaft. Doch dieses voneinander „Beeinflussen“ beruhte weniger auf Einsicht, sondern war vielfach mit teils harter Disziplinierung der Linken innerhalb der Gewerkschaften verbunden. Etwa im Falle der Kampagne gegen die „kommunistische Unterwanderung“ durch die „Marburger Gewerkschaftsgeschichte“ von 1978, an deren Erstellung auch Deppe beteiligt war.

Für die nun hier vorliegende kleine Gewerkschaftsgeschichte bleibt zu hoffen, dass sie Eingang in den Kanon gewerkschaftlicher Bildungsliteratur findet. Bei den Leserinnen und Lesern dürfte dann eine gewisse Skepsis geweckt werden, wenn das nächste Mal die Rede ist von notwendiger „Modernisierung“ der Gewerkschaften – oder vom „verriegelten“ spanischen Arbeitsmarkt.

*Johannes Schulten*

## **Marx und Marxismus**

*Eric Hobsbawm, Wie man die Welt verändert. Über Marx und den Marxismus, Carl Hanser Verlag, München 2012, 448 S., 27,90 Euro*

Am 1. Oktober 2012 ist Eric Hobsbawm 95-jährig verstorben. Die meisten Nachrufe waren eher oberflächlich und knapp gehalten und konnten nicht annähernd den Facetten- und Gedankenreichtum dieses Mannes erahnen lassen. Manche Autoren und Rezensenten schreiben, als ob sie sich noch mitten im Kalten Krieg befänden. Nicht wenige scheinen noch nicht realisiert zu haben, dass das Interesse an Marx und mar-

xistischer Theorie seit etwa der Jahrhundertwende deutlich zugenommen hat.

Wenige Wochen vor seinem Tod erschien vorliegendes Werk, das – um zwei Kapitel erweitert – 2011 bereits in London publiziert worden war. Wie der Untertitel andeutet, geht es um Beiträge aus der Zeit zwischen 1956 und 2009, die sich einerseits (Teil 1) mit der Entwicklung der Marxschen Theorie und andererseits (Teil 2) mit den historischen Wirkungen des Marxismus in verschiedenen Zeitabschnitten befassen.

Die im Teil 1 versammelten Arbeiten reichen thematisch vom Verhältnis von Marx und Engels zum vormarxistischen Sozialismus, ihrem Verständnis von Politik, der Entstehungs- und Wirkungsgeschichte des „Kommunistischen Manifests“ und der „Grundrisse“ sowie der internationalen Editions-geschichte des Gesamtwerks von Marx und Engels, welche nur aus den Wechselwirkungen mit den historischen und politischen Bedingungen, die in den jeweiligen Publikationsorten herrschten, zu verstehen ist. Neben zahlreichen interessanten Details und Zusammenhängen, die Hobsbawm aufdeckt und erläutert, scheint insbesondere die Nachzeichnung der historischen Veränderungen der Marx/Engelsschen Analysen und Thesen im Laufe von 40 bzw. 50 Jahren aufschlussreich, da dadurch gezeigt wird, dass keineswegs ein kompaktes homogenes Werk, sondern zahlreiche Zweideutigkeiten, Veränderungen der Auffassungen bis hin zu entgegengesetzten Meinungen zu bestimmten Problemen (sei es aus theoretischen, sei es aus historischen Veränderungen)



allesamt anzutreffen sind. Die Frage, wie Marx und Engels – neben der Analyse der (ökonomischen) Rahmenbedingungen von Politik – diese selbst theoretisch zu konzipieren suchten, wird von Hobsbawm dahingehend beantwortet, dass unter anderem institutionelle, rechtliche und lebensweltliche Dimensionen gesellschaftlicher Wirklichkeit weitgehend ausgeblendet blieben, obwohl diese für die politische Aktivität, die Organisation der Arbeiterklasse, die Übernahme der politischen Macht usw. unbestreitbar eine wesentliche Rolle spielen. Diese für die Vermittlung von ökonomischen Grundstrukturen (und den daraus folgenden Zwängen) mit der für das jeweilige politische Handeln zentralen „Zwischendimension“ wird von Hobsbawm als von Marx und Engels nur „lückenhaft“ bearbeitet identifiziert. Andererseits sei aber mit der Zurückhaltung von Marx und Engels bezüglich konkreter Revolutionsprognosen und nachrevolutionärer Zustandsbeschreibungen eine gewisse Offenheit und eine Absage an einen „ahistorischen Voluntarismus“ einhergegangen.

Im Beitrag über das „Kommunistische Manifest“, der 1998 anlässlich des 150. Jahrestags seiner Veröffentlichung verfasst wurde, zeigt Hobsbawm Entstehungsgeschichte, Verbreitung und Wirkungen dieser Schrift auf sowie in welchem Maße bestimmte Prognosen einen „visionären Weitblick“ und „Einsicht in die unvermeidliche historische Tendenz der kapitalistischen Entwicklung“ verraten, wie es wohl kein anderes historisches Dokument aus den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts zu

leisten vermochte; was allerdings nicht ausschließt, dass es zugleich Passagen enthält, deren Voraussagen sich mehr den Hoffnungen und Wünschen der Verfasser verdanken als, dass sie sich zwingend aus der Analyse ergeben hätten.

Der zweite Teil des Buches beschäftigt sich mit den Wirkungen und Einflussmöglichkeiten des Marxismus vor allem in Europa in bestimmten Perioden. Während er im England des Viktorianischen Zeitalters auf Distanz und Ignoranz stieß, konnte er sich im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg in Kontinentaleuropa, besonders in Deutschland, Österreich, Italien, den Niederlanden, weniger in Frankreich (aber auch in Osteuropa und vor allem in Russland unter schwierigen Umständen) wachsender Beachtung erfreuen. Rezeption, Verbreitung, teilweise politische Wirksamkeit und sogar theoretische Weiterentwicklung waren hierin eingeschlossen. Darüber hinaus zeigt Hobsbawm, wie die Ausbreitung des Marxismus auf die Philosophie, auf bestimmte Wissenschaften (z.B. Ökonomie, Geschichte, Soziologie) wirkte und wie der Marxismus „Eingang in die allgemeine Kultur der Moderne“ (175), z.B. auch die Kunst jener Zeit fand. Dabei skizziert er, wie diese Diffusion des Marxismus in den verschiedenen europäischen Ländern vonstattenging. In den weiteren Kapiteln mit der gleichen Fragestellung bezüglich anderer Zeiträume (1929-1945; 1945-1983; 1983-2000) weitet er den Blick auf außereuropäische Länder aus. Diese Beiträge (außer dem letzten) stammen aus der Zeit Ende der 1970er und Anfang der 1980er Jahre

und waren Teil eines mehrbändigen italienischen Projekts über die „Geschichte des Marxismus“, weswegen sie in ihrem Bemühen, flächendeckend Auskunft zu geben, einen gewissen enzyklopädischen Charakter tragen.

Die vier hauptsächlich untersuchten Zeitabschnitte bilden im Prinzip die Abfolge: Aufstieg, Verbreitung und Konsolidierung, Höhepunkt und Niedergang in Bezug auf politischen Einfluss und intellektuelle Attraktivität des Marxismus ab; wobei vielfältige externe, allgemeine politische und gesellschaftliche Rahmenbedingungen sowie theorieimmanente Dynamiken bzw. Defizite diese Wellenbewegung determinierten. Den Höhepunkt des Einflusses des Marxismus sieht Hobsbawm in den 1970er Jahren. Zwischen 1983 und 2000 konstatiert er einen „Rückzug des Marxismus“ sowohl im praktisch-politischen wie im Theoriebereich. Ausgelöst oder verstärkt durch die Schwäche und dann den Zusammenbruch des „Realsozialismus“, durch sozialstrukturelle Veränderungen, die Globalisierung und Liberalisierung, eine theoretische Hinwendung zu postmodernen/poststrukturellen Denkmustern, die teilweise auch als Antwort auf Defizite in der Weiterentwicklung der marxistischen Theorie anzusehen seien. Ob ein sich um die Jahrhundertwende andeutendes „Comeback“ des Marxismus eine durchschlagende Wirkung entfalten kann, lässt er offen.

Aus dieser Systematik fallen die beiden – sehr lesenswerten – Analysen über Antonio Gramsci etwas heraus, doch werden die Kernelemente von Gramscis Werk und dessen Wirkung

(vor allem in den 1970er und 1980er Jahren) in den Kontext linker Theoriekultur eingebettet. Vor dem Hintergrund der zuvor bezeichneten „Lücken“ im Werk von Marx und Engels sieht er „Gramscis Hauptbeitrag zum Marxismus darin, als einer der ersten eine Theorie der marxistischen Politik vorgelegt zu haben“ (289).

Auch in seinem letzten Buch präsentiert sich Hobsbawm als äußerst informativer, anspruchsvoller und dennoch gut lesbarer Autor.

Jede Lektüre ist ein stilles Gespräch zwischen Leser und Autor. Es stimmt traurig, dass von nun an kein weiterer Austausch über neue Themen und Probleme mit einem Autor stattfinden kann, der uns über Jahrzehnte hinweg begleitet hat.

Dieter Boris

## Gott aus der Hölle geholt

*Domenico Losurdo, Stalin. Geschichte und Kritik einer schwarzen Legende. Mit einem Essay von Luciano Canfora. Aus dem Italienischen von Erdmute Brielmayer, PapyRossa Verlag, Köln 2012, 451 S., 22,90 Euro*

Losurdos jetzt in deutscher Übersetzung vorliegendes Buch erschien 2008 auf Italienisch. Es ist keine Stalinbiographie und auch keine systematische Analyse der als „Stalinismus“ benannten Phänomene sowjetischer Herrschaft, sondern zuvörderst eine Auseinandersetzung mit dem „Schwarzbuch des Kommunismus“. Der Autor zerpfückt und widerlegt einige der ungeheuerlichen Verfälschungen und Erfindungen, von denen dieses Schwarzbuch nur so strotzt. Dabei macht er ausgiebig

Gebrauch vom Prinzip „tu quoque“ (du auch): Alle dem Kommunismus von seinen Gegnern unterstellten Verbrechen weist er auch den kapitalistischen Hauptmächten in den Kolonialkriegen und anhand ihrer Kriegführung im Ersten und Zweiten Weltkrieg nach. So entsteht im Gegenzug partiell ein Schwarzbuch der Verbrechen des Kapitalismus. Die Crux dieser Destruktion liegt allerdings darin, dass Losurdo glaubt, eine Ehrenrettung des Kommunismus sei nur möglich, wenn die heute vorherrschende schwarze Legende von Stalin als einem Zwillingsmonster Hitlers erneut durch eine weiße, also eine Heldenlegende, substituiert wird, die nun Stalin wieder als einen umsichtigen Realpolitiker in jeder Phase und auf jedem Felde der Gesellschaftspolitik präsentiert. Das Buch enthält mehrere Stränge, die partiell divergieren. Die Rekonstruktion der Genese und Funktionsweise der schwarzen Legende erfolgt en détail erst in der zweiten Hälfte des Buches, wobei Losurdo sich von psychopathologischen und moralistischen Varianten absetzt. Zuvor versucht er, den widersprüchlichen Verlauf der Ära Stalins zu umreißen und Ursprünge des „Stalinismus“ in der Geschichte Russlands zu benennen. Ein paralleler, nahezu selbständiger Strang ist eine Polemik gegen Trotzki; es hat den Anschein, als sehe Losurdo sich in der Pflicht, alle von der Stalinfraktion gegen Trotzki geführten Kämpfe noch einmal literarisch durchzufechten.

Um die schwarze Legende zu destruieren, ist der Autor gezwungen, sich auf die sowjetische und die internationale Geschichte einzulassen.

Obgleich er die Genese dieser Legende als Umpolung eines zuvor positiven Stalinbildes historisch rekonstruieren will, geht er an die sowjetische Geschichte höchst einseitig heran. Er lässt sich nicht ernsthaft auf diese Geschichte ein: Losurdos entscheidender Mangel besteht im Verschweigen erforschter und bekannter Sachverhalte, die seiner Interpretation widersprechen, in zweiter Linie kommen eigene Erfindungen hinzu. Hier kann nur auf einige wesentliche Sachverhalte verwiesen werden.

„Barbarossa“: *Die Niederlagen im Jahre 1941*: Losurdo lobt Stalin wegen seiner Realpolitik. Davon macht er keine Ausnahme, selbst nicht, wo Stalins Politik geradezu surrealistisch war und zu Verbrechen oder Katastrophen führte. So bescheinigt der Autor Stalin eine „umsichtige militärische Führung“ auch nach dem Überfall der Wehrmacht auf die Sowjetunion am 22.6.1941. Stalins folgenreiches Misstrauen in die Meldungen eigener Kundschafter wie Richard Sorge, deutscher kommunistischer Überläufer oder Winston Churchills über den Zeitpunkt des Überfalls rechtfertigt der Autor: Die Rote Armee sei richtig und ausreichend auf diesen Aggressionskrieg vorbereitet und entsprechend den Erfordernissen mobilisiert worden. Die Enthauptung der Roten Armee 1937 und deren langfristige Folgen für die Handlungsfähigkeit des unerfahrenen, furchtsamen, unselbständigen Kommandeursbestandes kommen nicht vor. Da mit Tuschatschewskis Ermordung auch dessen strategische militärische Orientierung abgebrochen worden war, erfolgte die Wiederaufnahme der Rüstungsorientie-

rung auf Panzerwaffe und Bewegungskrieg nur partiell und viel zu spät. Die Verhinderung, ja Blockierung der erforderlichen Dislozierung und Mobilisierung der Truppen vor dem Überfall durch Gegenbefehle ignoriert Losurdo ebenso wie die Zerstörung der (nicht verlegten) Flugzeuge am Boden. Die widersinnigen Angriffsbefehle nach dem 22. Juni, die das Chaos der unmittelbar betroffenen Westfront potenzierten, sind, suggeriert Losurdo, Phantasien Chruschtschows. Dieser habe in seiner Rede auf dem XX. Parteitag der KPdSU „auf den spektakulären anfänglichen Siegen des Invasionsheeres“ „bestanden“. (31) Also gab es diese Siege nicht? Nicht Stalin, sondern General Pawlow und sein Stab wurden erschossen, als die Westfront im Chaos versunken war. Losurdo aber lobt die umsichtige und adäquate militärische Führung. Stalin habe die Rote Armee gut geführt und die war „recht gut“ vorbereitet“ (40). Die Niederlagen des Jahres 1941 wettzumachen kostete Millionen Sowjetsoldaten das Leben und erforderte die äußersten Anstrengungen des Volkes. Losurdo spricht von Desinformationskampagnen: Desinformation setzt informative Klarheit voraus, doch davon kann hier keine Rede sein, der Autor ignoriert einfach den Forschungsstand der Weltkriegsgeschichte.

*Spekulationen als Realität: Bürgerkrieg:* Losurdo nimmt die bisher beste Analyse der Politik des Stalinischen Massenterrors durch Wadim Rogowin<sup>1</sup> zum Ansatz einer groben

historischen Verfälschung. Stalin konnte seine autokratische Herrschaft erst durchsetzen, nachdem er den Bolschewismus als politische Bewegung vernichtet hatte. Stalins Herrschaft war eben keine Fortsetzung des Bolschewismus, auch keine amputierte oder verkrüppelte Variante. Vielmehr ersetzte der Stalinismus den Bolschewismus. Die Auseinandersetzung erfolgte nicht politisch, ideologisch oder gar theoretisch, sondern physisch: Die Leninsche Garde des Bolschewismus und die linke Opposition gegen Stalin wurden erschossen. Ein kleiner Teil nach den drei großen Schauprozessen, die meisten ohne öffentlichen Prozess.

Losurdo rechtfertigt dies, indem er den politischen Kampf der linken Opposition gegen Stalin zum potentiellen Bürgerkrieg erklärt. Die Begründung ist simpel: Jahrzehntlang im illegalen Kampf gegen das zarische Regime geschult, organisierten sich die Gegner Stalins selbstverständlich auch geheim. Außerdem hätten sie alle Lenins „Was tun?“ gelesen und beherzigten Lenins Ratschläge. Losurdo nimmt Spekulationen von Malaparte oder Ruth Fischer für Realitäten, wenn er den von ihm selbst als potentiell apostrophierten Bürgerkrieg unter der Hand zum realen erklärt und mit diesem Taschenspielertrick die Massenverbrechen der großen Tschistka rechtfertigt. (88) So fiktiv der angebliche Bürgerkrieg der Bolschewiki gegen Stalin war, so real war der Bürgerkrieg als Mordfeldzug von oben gegen den

<sup>1</sup> Vgl. Wadim Rogowin: 1937. Jahr des Terrors, Essen 1998; Die Partei der Hingerich-

teten, Essen 1999; Vor dem großen Terror. Stalins Neo-NÖP, Essen 2000; Weltrevolution und Weltkrieg, Essen 2002.

Bolschewismus und seine Träger, gegen Millionen zu „Volksfeinden“ erklärte Sowjetbürger und gegen Hunderttausende ausländische Kommunisten.

*Horror*: „Horror“ nennt Losurdo die Politik des Massenterrors und der Massenverbrechen. Und doch ist diese Kennzeichnung unzureichend, ja verharmlosend, weil sie zwar die zerstörerischen politisch-moralischen Folgen für die Menschen in der UdSSR der 1930er Jahre einräumt, nicht aber begreift, dass damit die nachrevolutionäre Gesellschaft in ihren Grundfesten verändert wurde. Die „Rekruten des Jahres 1937“ blieben schließlich bis zum Untergang der UdSSR an den Schaltstellen der Politik und verhinderten das Überleben der Sowjetmacht. Zur Jeshowschtschina und zur Welt des GULAG gibt Losurdo nur ein paar lapidare Bemerkungen am Rande. Stalins Rolle dabei wird nicht thematisiert. Signifikant sind zwei Aspekte seiner Stellungnahme:

1. Methodisch folgt Losurdo einem personalistischen Geschichtsverständnis. Alle Leistungen, alle Erfolge des Sowjetvolkes schreibt er Stalin gut, die Industrialisierung des rückständigen Landes ebenso wie den weltgeschichtlichen Sieg über die Naziaggressoren im Zweiten Weltkrieg. Geht es um die Schattenseiten, Mißerfolge und Verbrechen, lastet der Autor sie der Massengrausamkeit des Volkes an, in erster Linie den Bauern.

Seine These, die Grausamkeit gehe von den Massen aus, stützt Losurdo auf Orlando Figes Sozialgeschichte

der russischen Revolution<sup>2</sup>, dessen Forschungen die verbreitete Auffassung von der weitgehend unblutigen Februarrevolution widerlegen. Zahlreiche Zitate aus Figes Buch bezeugen die anarchische Elementargewalt der bäuerlichen Revolution und deren historische Wurzeln, doch sie belegen nicht die These, die Grausamkeiten des Terrors der 1930er Jahre gingen von den Massen aus. Auch der faktisch permanente Ausnahmezustand stützt dies nicht. Ohne Zweifel richtig ist es, dass auch der Terror der Jeshowschtschina eine Massenbasis und Massenunterstützung hatte – und Massen von Nutznießern. Die Zahl der berüchtigten „Rekruten des Jahres 1937“ ist Legion. Dennoch bleibt unbestritten, dass Stalin die Listen der zu Erschießenden zu Zehntausenden persönlich abzeichnete und regionale bzw. örtliche Organe die Sollziffern für zu entlarvende und zu erschießende „Volksfeinde“ nicht selbst erstellten, sondern vorgegeben bekamen.

2. Zwar vermeidet es Losurdo, die in den Moskauer Schauprozessen erhobenen phantastischen Anklagen und Schuldbekennnisse alter Bolschewiki – von Mordanschlägen, Terrorakten bis zu feindlicher Agententätigkeit –, die damals alle Welt verblüfften, zu erwähnen. Doch die gleichfalls stets zur Hand gewesenen Sabotagebeschuldigungen sind ihm schon mehr als wahrscheinlich. Und geradezu idyllisch zeichnet der Autor die Wirklichkeit des Lagersystems für die Jahre bis 1937. Man ist geneigt,

<sup>2</sup> Orlando Figes: Die Tragödie eines Volkes. Die Epoche der russischen Revolution 1891-1924, 2. Aufl. Berlin 2011.

sie nicht für mörderische Strafarbeitslager, sondern tendenziell für Erholungsheime zu halten, die Zivilisation in abgelegene Regionen brachten. Bis 1937 seien die Insassen als potentielle „Genossen“ behandelt worden. In Wirklichkeit waren sie zu „Volksfeinden“ erklärt und als solche verurteilt worden. „Volksfeinde“ aber galten den Funktionären des Gulag für schlimmer als die „sozial nahen“ Kriminellen, die faktisch diese Lager beherrschten.

*Theoretiker und Praktiker der nationalen Frage:* Losurdo lobt Stalin als marxistischen Theoretiker und demonstriert das an zwei Leistungen, mit denen sein Held gegläntzt habe, an der nationalen Frage und der Sprachwissenschaft. Beschränken wir uns auf den ersten Punkt. Bekanntlich schrieb Stalin sein 1913 erschienenes Buch „Der Marxismus und die nationale Frage“ nach Instruktionen Lenins, die er bei einem Besuch in dessen Exilort Poronin eingeholt hatte. Wie wenig Stalin die 1913 niedergeschriebenen Positionen in der nationalen Frage wirklich vertrat, zeigte er als Volkskommissar für Nationalitätenfragen (seit 1917), in den nationalen Konflikten, die im Prozess der Gründung der Union auftraten, in der Ermordung der kompletten Führung der Kommunistischen Partei Polens 1936-1937, in den sog. nationalen Operationen seit 1937, die ganze Völkerschaften umsiedelten und die Führungen der kommunistischen Parteien dieser Völker umbrachten.

Als russifizierter Nichtrusse vertrat Stalin den großrussischen Chauvinismus radikaler als viele Großrussen. Von besonderer Pikanterie ist in dieser Hinsicht ein vergiftetes Lob

Losurdos: Stalin habe im Sommer 1920, als sich die Rote Armee unter Tuchatschewski auf dem Vormarsch nach Warschau und ihre Südwestfront unter Jegorow und Stalin auf dem Wege nach Lwów befanden, „auf die großen Gefahren hingewiesen, die sich aus dem tiefen Eindringen in polnisches Territorium ergaben“. (61) Dies richtet sich gegen Lenin, der mit der Mehrheit des Politbüros den Vormarsch auf Warschau befürwortet hatte und eine künftige polnische Regierung vorbereiten ließ. Stalins Warnung entsprang nicht der Einsicht, dass ohne Revolution der polnischen Arbeiter und Bauern jeder Revolutionsexport widersinnig war, sondern Stalins Disziplinlosigkeit: Unter seinem Einfluss weigerte sich Jegorow, dem wiederholten Befehl Tuchatschewskis zum Anschluss an die Hauptkräfte der Roten Armee vor Warschau Folge zu leisten: Sie wollten lieber die ersten Befreier Lwóws sein als die zweiten in Warschau. Tuchatschewski hat bei seinen militärtheoretischen Vorlesungen nicht versäumt, die schlimme Niederlage von 1920 als Folge der Disziplinlosigkeit Stalins zu geißeln.

„Allumfassende Komparatistik“? Losurdo nennt seine Methode „allumfassende Komparatistik“. Er verweist in bezug auf mehrere Sachverhalte, so beim Antijudaismus, beim Massenterror, Umsiedlungen ganzer Völker, den Lagern u.a. auf gleiche oder ähnliche Erscheinungen in der kapitalistischen Welt, seien sie gleichzeitig mit der Stalin-Ära oder ihr vorausgegangen. Explizite, analytische Vergleiche unternimmt er jedoch in keinem einzigen Fall. Da er kein Etalon bestimmt,

noch explizit vergleicht, bringt er es im besten Fall zu Analogien. Losurdo verfährt weder explizit komparativ noch allumfassend.

Für einen Historiker sind die historischen Tatsachen, in diesem Fall die Handlungen Stalins, Grundlage seiner Urteile. Für Losurdo sind die historischen Grundlagen der schwarzen Legende Stalins nicht dessen Verbrechen, sondern allein Chruschtschows Rede von 1956, mit der dieser „den Gott in die Hölle stürzte“. Indem er Chruschtschows Rede für unglaublich erklärt, will Losurdo zugleich den XX. Parteitag der KPdSU zurücknehmen. Die analytische Schwäche von Chruschtschows Rede ist unbestritten, der Kult um die Person Stalin kann weder dessen politische Fehler noch seine Massenverbrechen ausreichend erklären. Doch für keines der in dieser Rede benannten Verbrechen Stalins kann Losurdo behaupten, es habe sie nicht gegeben. Chruschtschow hat in dieser Rede kein einziges Verbrechen Stalins erfunden oder erlogen.

Der Autor bedient sich zahlreicher Zitate vorwiegend konservativer, antikommunistischer westlicher Politiker und Denker, um seine eigene Bewertung Stalins auszusprechen. Dabei sagt er nie, wann und warum z.B. Churchill als Ruhmredner Stalins auftrat und wann nicht. Fatal wird diese Zitierweise, wenn Losurdo mit den Zitaten unbesehen auch die Analyseraster und Bewertungsmuster revisionistischer Historiker wie z.B. Jörg Friedrich übernimmt. Noch fataler wird es, wenn er Goebbels zitiert. (40)

*Zur deutschsprachigen Ausgabe:* Die Liste der zu beklagenden historio-

graphischen Mängel des Buches hat für den deutschen Leser noch einen besonderen Akzent. So unterstellt Losurdo, die „Endlösung der Judenfrage“ hätte erst nach dem Steckenbleiben des Unternehmens Barbarossa (273) begonnen, in Wirklichkeit begann sie mit dem Überfall. Hitler figuriert im Text als Führer, ohne Anführungsstriche (36, 233). Die Nürnberger Prozesse werden als Siegerjustiz denunziert, was sie zweifellos auch waren, aber nicht darin besteht ihre welthistorische Bedeutung. Hinsichtlich des Bombenkrieges der Alliierten gegen Deutschland übernimmt Losurdo umstandslos die Wertungen des Geschichtsrevisionisten Jörg Friedrich. Gleiches gilt für die Umsiedlung jener „Volksdeutschen“ aus den von der Wehrmacht während des Zweiten Weltkrieges besetzten Ländern, deren Völker diese Deutschen wegen ihrer Rolle für die Okkupationsherrschaft nicht mehr ertragen wollten und sie verjagt haben. Sie figurieren bei Losurdo als Bezugspunkt für Stalins sog. nationale Operationen 1937.

Eine Rückkehr zur Heldenfigur Stalin taugt nicht für die beabsichtigte Ehrenrettung des Kommunismus.

*Werner Röhr*

## **Globaler Führungsanspruch**

*Zbigniew Brzezinski, Strategic Vision. America and the Crisis of Global Power, Perseus Books, New York 2012, 208 S., 16,95 Euro*

Der Klappentext bringt die Zielrichtung dieses jüngsten vom ehemaligen Sicherheitsberater des Präsidenten

Jimmy Carter verfassten Buches treffen auf den Punkt: „Brzezinski liefert ein Konzept für Amerika mit dem Ziel, seine Stellung als globale Macht zu revitalisieren und ein friedliches 21. Jahrhundert zu gewährleisten.“ Impliziert wird damit, dass die USA zumindest im Begriff sind, ihren globalen Führungsanspruch zu verlieren. Dies suggerieren bereits die vier Leitfragen, die der Autor beantworten will:

(1) Was sind die Folgen der sich verändernden globalen Machtverteilung? Diese wird also bereits als gegeben hingenommen. (2) Warum schwindet die Attraktivität Amerikas, wie hat es die Chancen vertan, die sich aus dem friedlichen Ende des Kalten Krieges ergaben? (3) Was wären die geopolitischen Folgen, wenn Amerika seine Führungsrolle verlöre? (4) Die daraus folgende Politikempfehlung.

Hart geht der Autor mit den jüngsten Entwicklungen in den USA ins Gericht: die nicht mehr bezahlbare Verschuldung, die Verwundbarkeit des amerikanischen Finanzsystems, die immer krasser werdende Ungleichheit der Einkommensverteilung, das leistungsschwache Erziehungswesen, die zerfallende Infrastruktur, das schrumpfende wirtschaftliche Wachstum, die weit verbreitete Ignoranz der Amerikaner bezüglich des Rests der Welt,<sup>1</sup> und daraus folgend, dass

die Amerikaner deshalb immer anfälliger werden für manichäische Demagogie. Diesem fast schon fatalen Befund stellt er verbleibende („residuale“) Stärken gegenüber, die zum Erhalt amerikanischer Größe beitragen können. Diese sind (noch immer) wirtschaftliche Stärke, innovative Potenziale, demographische Dynamik, wobei er vor allem auf die Immigration als zentrale Ursache für diese Stärken verweist: Die Immigrationsrate ist noch immer doppelt so hoch wie in den europäischen Kernländern – nicht zu vergessen: Brzezinski emigrierte selbst als Kind aus Polen. Ferner nennt er die geopolitische Lage des Kontinents, die direkte territoriale Bedrohungen ausschließt und die noch immer gültige Attraktivität der *american values*. Diese Trümpfe liefern „ein machtvolles Sprungbrett für die historische Erneuerung, deren Amerika so dringend bedarf“ (63).

Ausführlich geht er mit der amerikanischen Außenpolitik seit Ende der Bipolarität ins Gericht. Als erstes nennt er das Versagen der USA im israelisch-palästinensischen Konflikt seit 1967. Es folgt geradezu ein Sündenregister vor allem der Regierungen von George W. Bush: der Krieg in Afghanistan (2001), die Unterstützung für Ariel Sharon bei der Zerschlagung der PLO (2002) und der Krieg gegen den Irak (2003). Die Kriege in Afghanistan und gegen den Irak wurden die längsten in der amerikanischen Geschichte. Sie waren unsinnig und hätten vermieden werden sollen. Doch schlimm sind nicht nur die Kriege an sich: Die schwammige Definition von „Terrorismus“ fügte diesen Kriegen „eine

<sup>1</sup> Angemerkt sei hier, dass trotz der Tatsache, dass gerade der 2000ste US-Amerikaner in Afghanistan gefallen ist, laut verschiedener Umfragen 3/5 bis 2/3 der Bürgerinnen und Bürger nicht wissen, dass die USA in Afghanistan Krieg führen. Matthias Rüb, Der vergessene Krieg, in: FAZ vom 23. Aug. 2012, S. 3.



rassistische und religiöse Dimension bei, die Amerikas demokratische Glaubwürdigkeit trübte“ (69).

Brzezinski scheint geradezu getrieben von einem möglicherweise abrupt bevorstehenden *american decline*: Das Zusammenfallen einer sich ausweitenden Wirtschafts- und Finanzkrise mit einem verstärkten weltweiten militärischen Engagement könnte schon in wenigen Jahren Amerikas Vorherrschaft beenden. Das negative Zusammenwirken der oben aufgelisteten Faktoren könnte zu erratischen innenpolitischen Entscheidungen führen und damit zugleich die Glaubwürdigkeit der USA auf internationaler Ebene unterminieren. Und selbst wenn die USA im Inneren sich erholen würden, könnten solche Erfolge in Frage gestellt werden durch weitere militärische Abenteuer – etwa in Iran oder Pakistan, durch die die absteigende Großmacht in militärische Auseinandersetzungen mit „einer wachsenden Zahl von (bisweilen selbst geschaffenen) Feinden“ verwickelt würde (74). So erinnert dieser Befund an Paul Kennedys damals viel beachtete Studie über den Aufstieg und Fall der großen Reiche.<sup>2</sup>

Nicht zufällig überschreibt er den dritten Teil seiner Studie „*The World after America: By 2025, not Chinese but Chaotic*.“ Wenn, und dieses „wenn“ wird dick unterstrichen, die USA ihre Führungsrolle einbüßen, wird es keine Gewinner, sondern nur Verlierer geben: Es folgt eine Neben-

einanderstellung verschiedener Allianz- und Konfliktszenarien, die sich alle um die großen asiatischen Mächte ranken: Indien, China, Russland, Japan und ihre Trabanten. Besondere Aufmerksamkeit widmet Brzezinski aber auch dem Nahen und Mittleren Osten und vor allem dem Verhältnis der USA zu Israel, das er keineswegs als unverbrüchlich sieht, denn diese Unterstützung leitete sich eher von moralischen Gefühlen als von realistischen Analysen ab. Auch die alten Partner auf der Arabischen Halbinsel<sup>3</sup> sieht er in der Folge der arabischen Revolten und der sich dort zuspitzenden inneren Konflikte als wenig stabil. Daraus folgert er: „Amerikas Abgleiten in internationale Impotenz ... würde den Umfang internationaler terroristischer Aktivitäten nicht nennenswert beeinflussen“, denn das für ihn ohnehin schwammige Phänomen des Terrorismus beziehe sich in erster Linie auf innere Probleme der Staaten (100).

Dieses Buch ist eine absichtsvolle Politikempfehlung an die kommenden Administrationen im Weißen Haus: Da die (vor allem militärische) Hegemonie der USA zu Ende geht, werden die USA nur dann weiterhin eine wichtige Rolle in der Weltpolitik spielen können, wenn sie die einzige Chance nutzen, mit den verbleibenden Mitteln eine ausgleichende und versöhnende Politik zu betreiben. Voraussetzung dafür ist die Ver-

<sup>2</sup> Paul Kennedy, *The Rise and Fall of the Great Powers: Economic Change and Military Conflict from 1500 to 2000*. New York, 1987.

<sup>3</sup> Zu der diesen zugeordneten Rolle in der Strategie der Obama-Administration siehe: Werner Ruf, Sinkender Stern der USA und arabische Konterrevolution, in: *Z 90*, März 2012, S. 107-115.

tiefung der Beziehungen mit und zwischen den westlichen Staaten und die Einbeziehung Russlands in die westliche Hemisphäre. Auf solcher Grundlage könnten die USA in Asien, das indirekt als Kontinent der Zukunft erscheint, durch Ausgleich und Vermittlung Stabilität fördern. Doch eine solche Rolle und die daraus resultierende friedlichere Weltordnung hänge davon ab, dass die USA „sich selbst erneuern und weise als Förderer und Garant eines wieder belebten Westens“ handeln (192).

Brzezinski hat eine faszinierende Analyse und eine spannende Vision zumindest für die erste Hälfte des 21. Jahrhunderts vorgelegt. Dabei wäre es sicherlich falsch, seine Absage an das Militär als Instrument von Machtpolitik als die Verwandlung des Erfinders der Carter-Doktrin<sup>4</sup> in einen Pazifisten zu verstehen. Nein: Brzezinski bleibt im Kern seinem außenpolitischen Ansatz treu: Er ist und bleibt Realist, Macht ist also weiterhin seine zentrale Kategorie. Und er ist und bleibt Geopolitiker: Dies unterstreichen insbesondere seine Visionen für eine auf Kooperation, Respekt und Ausgleich basierende Weltordnung. Sein kluger Realismus kommt zu dem Ergebnis, dass der Abstieg der USA unvermeidlich ist. Also muss es darum gehen, mit den verbleibenden Mitteln einer *soft power* Einfluss zu behalten in einem Konzert der Mächte, das sich neu formiert und dessen Schwerpunkt

sich geopolitisch verlagert. Gerade aus dieser „realistischen“ Sicht resultiert seine scharfe Kampfansage an die Vertreter jenes *Project for a New American Century*, die die Außenpolitik vor allem des zweiten Bush bestimmten und die in der rein militärischen Dominanz die einzige Garantie für die Sicherung der US-Hegemonie im 21. Jahrhundert sahen. Brzezinskis nüchterne Analyse verdient breite Rezeption – in der amerikanischen Politik-Beratung und weit darüber hinaus.

Werner Ruf

## Die Kriege des globalen Imperiums

*Alain Joxe, Les Guerres de l'Empire Global, La Découverte, Paris 2012, 261 S. 21,- Euro*

Alain Joxe, Direktor des interdisziplinären Zentrums für Friedensforschung und strategische Studien CIRPES in Paris ist Friedensforscher, eine in Frankreich kaum etablierte Disziplin. Nach hiesigen Maßstäben gehört er zweifellos zur Kritischen Friedensforschung, einer Richtung der Disziplin, die in den 70er und 80er Jahren die deutsche Friedensforschung prägte, inzwischen aber buchstäblich vom Aussterben bedroht ist.

Die vorliegende Arbeit kann verstanden werden als Fortsetzung der Studie „Das Imperium des Chaos“ (*L'Empire du Chaos*), die 2004 im selben Verlag erschien. Viele der dort formulierten Thesen werden nun zugespitzt und empirisch belegt. Joxe geht es dabei stets um den Blick auf

<sup>4</sup> Formuliert von Jimmy Carter am 23. Januar 1980. Sie erklärt, dass die USA jeder Bedrohung ihrer nationalen Interessen im Raum des Persischen Golfs mit Waffengewalt begegnen werden.

globale Zusammenhänge wie „Euro-Krise und souveräne Schulden, Kriege oder Besetzungen, die sich verewigen wie in Afghanistan, im Irak, in Tschetschenien oder in Palästina, Einschränkungen der Grundfreiheiten im Zusammenhang mit der Terrorismusbekämpfung, Korruption der Eliten ...“ (5). Er sieht innere Zusammenhänge zwischen den in dieser Form neuen Erscheinungen, die er versteht als eine Art faschistischer Diktatur. Diese zeichnet sich, so der Autor, dadurch aus, dass sie die Erfüllung eines (finanzkapitalistischen) oligarchischen, also antidemokratischen Traumes ist, der Politik ungreifbar und ihre Kontrolle durch das Volk unmöglich macht. Der grenzenlosen Bereicherung der Reichen entspricht die grenzenlose Verarmung der Armen. Es handelt sich um eine Form von Krieg, die sich von den gewalttätigen Eroberungen des Hitlerfaschismus dadurch unterscheidet, dass bei diesem neuen faschistischen System kein Kopf mehr sichtbar und eine für die Zustände verantwortliche Führung nicht mehr identifizierbar ist. Gegliedert ist die Arbeit in drei Teile. Im *ersten* wird die zentrale These entwickelt und begründet, die lautet: Während allenthalben von Sicherheit gesprochen wird, breitet sich die globale (vor allem soziale) Unsicherheit aus, deren Dynamik einschließlich der dahinter stehenden Interessen untersucht werden soll. Der *zweite* Teil behandelt die militärischen und polizeilichen Strategien und deren Globalisierung unter Führung der USA. Dabei zeichnen sich, so der Autor, die amerikanischen Interventionen dadurch aus, dass sie kein klares politisches Ziel (mehr) verfolgen, weshalb

sie zwangsläufig in Niederlagen enden müssen – ein Versagen, das der Nichtbeachtung der Clausewitz'schen Prämisse von der Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln geschuldet sei und zwangsläufig zu einer Krise der Militärdoktrinen führen müsse. Im *dritten* Teil geht es schließlich um die Notwendigkeit einer „ethischen Erhebung und Empörung, die (beide) die Rückkehr zur Demokratie als Ziel und Mittel des Friedens ... verlangen“ (11). Genau hier sieht Joxe dann die originäre Aufgabe Europas als einer Friedensmacht, die allein in der Lage sein könnte, die durch das spekulative Finanzkapital verursachten globalen Zerstörungen aufzuhalten und letztlich ihre Ursachen zu beseitigen. Hier scheint kurz eine links-gaullistische Vision auf, deren Realitätsgehalt mehr als zweifelhaft sein dürfte: Das internationale Finanzkapital lässt sich wohl kaum nach Kontinenten sortieren, auch wenn militärisch die USA (noch) als dominante Militärmacht auftreten – ganz zu schweigen von der Tatsache, dass sich die EU mit dem Lissabon-Vertrag auf die gleiche sicherheitspolitische Strategie einstellt, wie sie von den kritisierten USA (und der NATO) seit zwanzig Jahren verfolgt wird.

In der folgenden Analyse spielt diese These auch keine nennenswerte Rolle mehr. Die Welt steht, so Joxe, vor der paradoxen Situation, dass die neue globale Oligarchie den Sieg davongetragen hat – trotz aller militärischen Niederlagen. Daraus ergibt sich die Herausforderung an die gesamte Menschheit, zurück zu kehren zu einer globalen Errichtung einer Friedensordnung, die darin bestehen muss, der auf allen Ebenen weiter wachsenden Deregulierung ein Ende

zu setzen. Es ist die den entfesselten Finanzmärkten innewohnende Gewalt, die eine dem Faschismus ähnliche Ordnung errichtet und den Planeten der kurzfristigen Profitrealisierung um jeden Preis unterwirft: Dank der Informatisierung der Finanzsphäre wie des Krieges kennen auch die sicherheitsbezogenen Taktiken und Strategien der Herrschenden nur momentane und punktuelle Ziele. In ihrer Wirkung führen sie zu Destabilisierung und Chaos, denn die herrschenden Klassen kennen nur kurzfristiges Profitdenken, ihr Handeln ist gerichtet auf unmittelbare Destruktion und Plünderung.

Demgegenüber verfolgen Friedensstrategien notwendigerweise langfristige Ziele. Sie können diese nur erreichen, wenn das herrschende Sicherheitsdenken gebrochen und durch langfristige Strategien ersetzt wird, die gegen die herrschenden Klassen gerichtet sein müssen. Das Problem dabei ist, so der Autor, dass das globale System der Plünderung und Ausbeutung dadurch gekennzeichnet ist, dass in seiner weltweiten Konstruktion kein Zentrum und keine Spitze zu erkennen ist. Die Unsichtbarkeit dieses Systems hat es ermöglicht, dass die Symbole oder Hülsen nationaler und teilweise demokratischer Souveränität erhalten bleiben können, während gleichzeitig die Souveränität – der Völker wie der Staaten – als Ausdruck der Demokratie zerstört wird: Politische Macht und Finanzmacht sind verschmolzen und zerstören gemeinsam die Substanz des demokratischen Staates.

Dieses Buch versteht sich bewusst als Ergänzung und theoretische Unterfütterung der Schrift „Empört

Euch“ von *Stéphane Hessel*. Man mag bemängeln, dass von den herrschenden Klassen gesprochen wird, ohne dass diese erkennbar und greifbar gemacht werden. Aber genau hier liegt die Botschaft dieser Arbeit: Im Gegensatz zum klassischen Faschismus bleibt die Fratze des Systems unsichtbar. Daraus resultiert dann auch die notwendige Strategie: Die Völker müssen sich empören, ihre Souveränität zurück gewinnen, so wie dies von den Menschen zu Beginn der arabischen Revolten gefordert wurde. Denn: Die gewaltförmige Durchsetzung von Sicherheit im Interesse der Herrschenden geht zu Lasten der ökonomischen und sozialen Sicherheit der Menschen in einer sich mehr und mehr polarisierenden Welt. So stellt Joxe den von Militär und Politik seit zwanzig Jahren beschworenen „erweiterten Sicherheitsbegriff“, der von Ökologie bis Migration, von Terrorismus bis zur Bedrohung des Welthandels sämtliche Folgen der globalisierten Unordnung zu Sicherheitsgefährdungen erklärt, vom Kopf auf die Füße: Sicherheit für die Menschheit kann nur erreicht werden durch die Schaffung demokratischer Verhältnisse. Sie sind Voraussetzung für Menschenwürde, Sicherheit und Frieden zugleich.

*Werner Ruf*

## **Theater der Unterdrückten**

*Hjalmar Jorge Joffre-Eichhorn, Das Theater der Unterdrückten in Afghanistan, ibidem-Verlag Stuttgart, 2011, 223 S., 19,90 Euro*

Kunst und Kultur können Heilmittel, Friedensstifter aber auch Waffen für diejenigen sein, die in der Gesell-

schaft benachteiligt sind. Kunst und Kultur werden schon lange in der Psychotherapie als wirksame Heilmittel eingesetzt. Das von dem palästinensischen Wissenschaftler Edward Said und dem israelischen Dirigenten Daniel Barenboim ins Leben gerufene israelisch-palästinensische Orchester soll aufzeigen, dass selbst Angehörige verfeindeter Völker gut zusammenarbeiten können. Dass das Theater auch als „Waffe“ der Unterdrückten eingesetzt werden kann, zeigte sein Entdecker Augusto Boal in Brasilien in der 1960er Jahren unter der Militärdiktatur. Dort entstand auch „das Theater der Unterdrückten“ (TdU). Hjalmar Jorge Joffre-Eichhorn hat diese Idee nach Afghanistan gebracht, um die „Zivilgesellschaft“ zu stärken. Denn „ohne fest verankerte zivilgesellschaftliche Strukturen wird es wohl keinen Frieden am Hindukusch geben“. So das Vorwort bezüglich des persönlichen Erfahrungsberichtes von Joffre-Eichhorn über seine 2½ jährige Arbeit in Afghanistan. Joffre-Eichhorn ist aber bewusst, dass das TdU „kein Allheilmittel sein kann. Ganz im Gegenteil, es erzielt häufig keine messbaren Erfolge und ist im Endeffekt ein extrem qualitatives und damit subjektives Unterfangen, das deshalb auch die Gefahr der Selbstgerechtigkeit mit Bezug auf Erfolge mit sich bringt.“ (17) Joffre-Eichhorn ist im Auftrage des Deutschen Entwicklungsdienstes (DED) als Friedensfachkraft des Zivilen Friedensdienstes (ZFD) nach Kabul gegangen und arbeitete auch mit anderen deutschen entwicklungspolitischen Organisationen, wie der Deutschen Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit (GIZ) und den Stif-

tungen der im Bundestag vertretenen bürgerlichen Parteien zusammen. Die Entwicklungszusammenarbeit (EZ) sieht Joffre-Eichhorn als ein Instrument des „Neokolonialismus“ und der Propaganda des freien Marktes, der „schon in den reichen Industriestaaten für stetig zunehmende Ungerechtigkeit und Armut sorgt“. (30) Außerdem kritisiert er die überhöhten Gehälter der Entwicklungshelfer, die „das entwicklungspolitische Söldnertum“ (212) begünstigen. Den DED möchte er am liebsten aufgelöst sehen. Die Friedrich-Ebert-Stiftung (FES) verfolgt zahlreiche Projekte in Afghanistan, u.a. das Young Leaders Forum (YLF), und „importiert“ in diesem Rahmen junge Exil-Afghanen aus Europa nach Kabul, um sie als künftige politische Führungskräfte auszubilden (96ff.). Es ist auffällig, dass nicht nur bei diesem konkreten Projekt der EZ die Elite sowie privilegierte Afghanen unterstützt „und so bestimmte diskriminierende Gesellschaftsstrukturen noch verstärkt werden“ (97). Gerade die jetzige Elite Afghanistans mache nicht den Eindruck, „sich im geringsten für das Wohl des Volkes einzusetzen“ (ebd.).

Joffre-Eichhorn berichtet enthusiastisch über Tausende Stunden von TdU-Workshops mit Hunderten von Afghanen (210), die er meistens in Kabul aber auch an manch anderem Ort durchgeführt hat. Teilgenommen hätten in der Regel etwa 20 Personen, einschließlich Frauen, Menschen, die durch den 30-jährigen Krieg traumatisiert worden wären, darunter auch Frauen, die ihre Männer, Söhne und andere Angehörige im Krieg verloren hätten (102, 113,

125, 128). Die Foundation for Culture and Civil Society (FCCS), die zunächst von einem Niederländer geleitet wurde, sei eine afghanische Non Governmental Organization. Sie wurde hauptsächlich von dem Open Society Institute des US-ungarischen Megaspekulanten und selbst ernannten Philanthropen George Soros sowie dem DED finanziert (42). Joffre-Eichhorn wollte mit ihr einen TdU-Workshop durchführen. Dabei erfuhr er vom DED-Landesdirektor, dass sowohl beim DED als auch bei der FCCS nicht alles korrekt laufe, „selbst von Korruption wurde“ (43) gesprochen. Als Joffre-Eichhorn für seine Arbeit einen Assistenten benötigte, gab der afghanische Direktor von FCCS zu erkennen, ein Mitglied seiner Familie einzustellen (45).

Die Arbeit des TdU ist sicher sinnvoll. Aber dadurch wurden gerade einmal einige Hundert von fast 30 Mio. traumatisierten Menschen erreicht. Das ist weniger als ein Tropfen auf dem heißen Stein. Da 80 Prozent der Afghanen am bzw. unter dem Existenzminimum leben müssen, bleibt die Frage, wer von diesen an solchen gut gemeinten Maßnahmen wie dem TdU teilnehmen kann, selbst wenn sie es denn wollten.

Joffre-Eichhorn berichtet über die zahlreichen internationalen Restaurants, die nur für Ausländer zugänglich seien, wo Alkohol in allen Varianten getrunken, überteuerte Speisen von der Haxe bis zum Scampi Risotto verspeist werden. Dabei benahmen sich die Gäste, wie sie es wohl von zu Hause gewöhnt seien. Nicht selten hätten sie natürlich „auch sexuelle Eroberungen getätigt“ (39f.). Bei 10 bis 15.000 US-Dollar Monatslohn

können sich die ausländischen Berater so etwas auch leisten (41). Dies alles sei für afghanische Verhältnisse einfach „schamlos“ (40) und angesichts der katastrophalen Lage der Einheimischen auch verwerflich.

Das Buch ist sehr langatmig und detailverliebt geschrieben, von vielen Wiederholungen sowie manchen Fehlern gekennzeichnet. Es ist überwiegend vom Verfasser und seiner Arbeit die Rede, eine reine Selbstdarstellung also, für den Leser eher ermüdend und nur für den Autor selbst als Erinnerung von Interesse. Ein besseres Lektorat hätte dem Buch also gewiss nicht geschadet.

*Matin Baraki*

## **Max Stirner revisited**

*Henri Arvon, Max Stirner. An den Quellen des Existentialismus. Herausgegeben von Armin Geus. Aus dem Französischen von Gerhard H. Müller und mit einem Nachwort von Bernd Kast. Basilisken-Press, Neuburg an der Donau 2012, 236 S., 36,- Euro*

Es ist nicht nur ein Stirner-Buch und damit etwas durchaus Seltenes auf unserem überquellenden Büchermarkt. Es ist vor allem auch der Versuch, das gegenwärtige Stirner-Bild, so es ein solches in der modernen philosophischen Literatur überhaupt noch gibt, auf den Prüfstand zu nehmen, die diversen Irrtümer und Fehlinterpretationen dieses eigenwilligen Denkers durch seinen Freundes- und Feindeskreis seit seiner Wiederentdeckung durch John Henry Mackay in den achtziger Jahren des 19. Jahrhun-

derts vorzuführen und kenntnisreich zu beseitigen. Und es ist – für den Marxisten in Theorie und Praxis in besonderem Maße – ein aufklärendes Buch über das Verhältnis von Marx und Engels zu Werk und Persönlichkeit Stirners. Hier räumt Arvon gründlich auf! Vor allem die Verstellung des Stirner-Werkes durch den späten Engels – insbesondere durch seine Schrift über Ludwig Feuerbach aus dem Jahre 1886, also nach Marxens Tod, der sich im Unterschied zu Engels tatsächlich im geistigen Kampfe mit dem Vermächtnis der Feuerbach-Kritik Stirners befunden hat – wird ausführlich und überzeugend dargestellt. Hier liegt ein Schwerpunkt vorliegender Abhandlung und damit auch fraglos das Interesse, das diese Schrift in der marxistischen Theoriediskussion im deutschsprachigen Raum finden wird.

Henri Arvon, geboren 1914 in Bayreuth, verstorben 1992 in Paris, Sohn des jüdischen Kaufmanns Julius Aptekmann, emigrierte bereits kurz nach Hitlers Machtergreifung nach Frankreich und beantragte zusammen mit seiner Einbürgerung den Wechsel seines Geburtsnamens in Henri Arvon. Während der deutschen Besetzung Frankreichs arbeitete er als Lehrer an der *École militaire préparatoire des enfants de troupe* in La Flèche und ab 1946 als Professor an der *Prytanée nationale militaire* dasselbst, wo er 1951 seine Dissertation über Max Stirner abschloss, die 1954 – nach einer teilweisen Vorveröffentlichung 1951 – im Druck erschien. Zu Max Stirner führten ihn die „schmerzhaften Erfahrungen“ des „unmenschlichen Totalitarismus“ (11), es gilt aber als sicher, dass er

bereits in der Gymnasialzeit mit Stirners Werk in Berührung kam. Die letzten zehn Jahre bis zur Emeritierung 1982 arbeitete Arvon an der *Université Paris X*. Seine Lehrbefugnis erstreckte sich auf die Sprachfächer Latein, Griechisch, Französisch und später Deutsch.

Der umfangreichste Teil seines erst so spät in die deutsche Sprache übertragenen Buches folgt den Gedankenwegen Stirners, insbesondere seine Stellung im Kreis der Linkshegelianer, was Arvon mit der facettenreichen Aufbereitung der linkshegelianischen Standpunkte verbindet, ihre Verknüpfung mit dem Werk Hegels und vor allem auch Ludwig Feuerbachs. Was hier vorliegt, ist eine Geistesgeschichte des Hegelschen Vermächtnisses in der Mitte des 19. Jahrhunderts und damit auch eine solche des frühen Marxismus *par excellence*. Aber der Titel des Werkes Arvons verspricht ja noch viel mehr: einen Blick zu werfen auf die Vorbereiterrolle Stirners für das moderne existentialistische Denken. Doch hier bleibt es tatsächlich nur bei diesem einen Blick, der vor allem fokussiert ist auf das Werk von Sören Kierkegaard! Beide haben, so Arvon, die gleiche befreiende Wirkung vollbracht, indem sie den hohen Wert des „Ich“ und damit die „Grundursprünglichkeit jeden menschlichen Wesens“ (203) wieder in den Vordergrund gerückt haben. Der eine, Stirner, in atheistischer Sicht, der andere, Kierkegaard, im christlichen Sinne. Martin Buber und Otto Friedrich Bollnow haben gute einhundert Jahre nach Stirners frühem Tod die Vielfalt der Anknüpfungspunkte des Stirnerischen „Einzigen“ an das neu-

ere existentialistische Denken hervor-gehoben – weniger allerdings den Bezug zu Martin Heidegger. Den erwähnt erst Bernd Kast im Nachwort, wo er auf die existentielle Bedeutung des „Augenblicks“ eingeht – allerdings anknüpfend an Kierkegaard. Bei beiden sei erst dieser „Augenblick“ die „eigentliche Zeitlichkeit“ (219). Das allerdings hat Stirner ganz anders gesehen – der Augenblick war für ihn ein beliebiger, sich ständig wiederholender Zeitpunkt. Bricht dort die Existentialismus-Zuordnung auseinander? Also – noch viel Raum für fleißige Doktoranden!

Einige der Kastschen Bemerkungen bleiben noch insofern im Gedächtnis haften, weil nach Abschluss der Lektüre Arvons doch einige der dort vorgetragenen Einschätzungen zumindest gemischte Gefühle hinterlassen haben. Das betrifft in erster Linie die vermeintliche Klarheit der Ausführungen Stirners (nach Arvon sei Stirner der „erste lesbare deutsche Philosoph“, S. 208 noch einmal von Kast fragend hervorgehoben). Dabei hat man nicht nur die auch sprachlichen Kritiken im „St. Max“ in Erinnerung, sondern auch die zitierten Stirner-Texte und die Stirner-Charakteristika Arvons, deren Sinn sich einem durchaus nicht schon beim ersten Durchlesen erschließt. Das schwierige Französisch Arvons mag ein Grund dafür sein, dessen Eleganz der Übersetzer zweifellos bravourös gemeistert hat. Vielleicht aber verdeckt die Eleganz nicht selten die logische Stringenz des Textes. Manchmal liegt das ganz einfach an der Wortbedeutung von Einzigkeit und den vielfältigen Abwandlungen dieses Terminus in der deut-

schen Sprache. Nach Kast ist das auf Isolation und Vereinsamung zielende Missverständnis, das den Egoismus-Begriff über ein Jahrhundert lang begleitete und auch dafür Sorge trug, dass Stirner zunächst in eine Reihe mit dem Anarchismus von Bakunin und Kropotkin genannt wurde, durch die einfache Erklärung aus dem Weg geräumt, dass der Egoismus Stirners eben aus rein egoistischen Gründen den Verkehr mit den anderen suchen muss, ist doch sonst durch die drohende Isolation ein ganz wesentlicher Beweggrund des Stirnerschen Tathandelns, eben die Freude, verloren gegangen.

Blickt man auf das Erscheinungsdatum der diesem Buch zugrunde liegenden Arbeit Arvons, klärt sich die Frage, die man während der Lektüre nie ganz loswird: Wieso erschien dieses Buch Arvons in deutscher Sprache zu einer Zeit, für die das klassische existentialistische Denken zumindest in der Philosophie weitgehend verschwunden ist? Nun, Arvon legte bereits 1951 das Marx-Kapitel seiner Dissertation in der Sartreschen Zeitschrift *Les Temps Modernes* vor; 1954 erschien die Dissertation und erregte in der vom Marxismus und Existentialismus Sartres geprägten französischen philosophischen und literarischen Kultur eine gewisse Aufmerksamkeit. Nicht von ungefähr erfuhr die Herausarbeitung des Stirnerschen Einflusses auf Marx durch diese Schrift Arvons höchst unterschiedliche Reaktionen. Während nicht nur bei Engels, sondern in der gesamten nachfolgenden marxistischen Literatur von Stirners Einfluss auf Marx kaum oder gar nicht die Rede war, hebt Arvon be-



sonders dieses Moment in der Stirnerschen Wirkungsgeschichte hervor und belegt es durch eine filigrane Feuerbach-Analyse. Insbesondere Marxens Feuerbach-Rezeption sei durch Stirners Kritik am Humanismus-Bild Feuerbachs erst möglich geworden. Die Feuerbach-Thesen verdanken sich, so Arvon, im wesentlichen eben dieser Stirner-Kritik an Feuerbach, sind mithin nicht allein Resultat der Marxschen rezeptiven Auseinandersetzung mit Feuerbach, die ja begeisterte Aufnahme und Kritik zugleich war.

An einigen Punkten der Arvonschen Schilderung der Gedankenkette von Hegel über Feuerbach und Stirner zu Marx möchte man gerne einhaken. Das betrifft vor allem Stirners Hegel-Kritik, die das für Marx so entscheidende Moment der sinnlichen, praktischen Tätigkeit nicht genügend hervorzuheben scheint, womit sie tendenziell in den Fehler des vor-marxschen Materialismus zurückfällt, der ja, so Marxens Kritik, das wirkliche sinnlich-praktische Tätigsein des Menschen nicht kannte bzw. als philosophischen Einstieg in das Praxiskonzept des Marxismus nicht erreichte. Dieses Tätigkeitskonzept war allerdings auch nicht einfach aus Hegels Darlegungen abzuleiten. Hegel hatte in der „Phänomenologie des Geistes“ seine Aufgabe bestimmt als den Versuch, „das Individuum von seinem ungebildeten Standpunkte aus zum Wesen zu führen“ und das „allgemeine Individuum“, den selbstbewussten Geist in seiner Bildung zu betrachten (nach der Ausgabe von 1967, Akademie-Verlag Berlin, S. 26). Im Vergleich mit dem höherstehenden Geist war für Hegel

das konkrete Individuum zu einem unscheinbaren Moment herabgesunken. Was vorher „die Sache selbst“ war, ist nur noch „eine Spur; ihre Gestalt ist eingehüllt und eine einfache Schattierung geworden“ (ebd., S. 26/27). Ganz offenkundig liegt hier der philosophische Einstiegspunkt für alle späteren Deutungen zutage; und sowohl Stirner als auch Marx – von Feuerbach ganz abgesehen – haben diese zur bloßen Spur gewordene reale Menschlichkeit in den Blick genommen. Soziale Befreiung musste aus dem philosophischen Disput (wohin die Junghegelianer das Problem transportiert hatten) in die Realität der sozialen Auseinandersetzungen gebracht werden. Marx griff den Ansatz des deutschen Idealismus, Hegels vor allem, auf. Die Kluft zwischen dem in der Geschichte tätigen Subjekt und dem idealen, reinen „Geistwesen“ musste geschlossen werden. Das Individuum, das in diesem seinen Tätigsein sein Gattungswesen produziert und reproduziert, wurde zum Subjekt der Geschichte. Für Marx bedeutete das den Durchbruch zu einer neuen Philosophie der Geschichte, wenngleich, wie vor allem sein Freund Roland Daniels vehement kritisierte, das wirkliche, physiologische Individuum allmählich wieder hinter dem neuen Geschichtssubjekt, der Klasse der Proletarier, verschwunden ist. Für Stirner war wohl auch Hegels Geistwesen Mensch eine pure Abstraktion, jedoch das egoistische Ich Stirners vermochte in keinem Punkte an das geschichtstätige Subjekt Marxens heranzukommen. Insofern blieb Hegel für Marx ein neuer Ausgangspunkt – wohl auch für Stirner, aber bei die-

sem im geradezu diametralen Sinne. Das Geistwesen Mensch im Hegelschen Sinne müsse, so Stirner, verdrängt werden! Für Marx aber war es Teil des „Zu-sich-selbst-Kommens“, und dies ermöglicht durch sinnlich-praktische Selbstverwirklichung. Und Tätigkeit war nichts individuell Abgeschlossenes. Für Stirner lag die Lösung des Problems auf einem kaum nachvollziehbaren anthropologischen Gleis: man müsse, um dem Reich des Geistes ein Ende zu bereiten, dem Fleisch die Stimme zurückgeben. „Wenn er sich in der Ganzheit fühlt, dann kann der Mensch zur Vernunft gelangen; er muß die Ohren weit öffnen für die Stimme der Seele und der des Körpers“ (Arvons Interpretation von Stirners Standpunkt in dieser Frage, S. 92). Und hier gab es keine Vermittlung zu Marx. Weder das pure Individuum, der pure Liberalismus noch die pure Geistigkeit führten zur materialistischen Geschichtsauffassung. Stirners kleinbürgerlicher Klassenstandpunkt habe – so zitiert Arvon Marxens Kritik nach intensivem Studium der „Deutschen Ideologie“ – Stirner daran gehindert, die wirtschaftlichen Revolutionen in ihrem historischen Kern zu verstehen.

Über die Rezeption Arvons in der französischen und deutschen Literatur gibt Kast eine gründliche Übersicht. Dabei vermerkt er vor allem den eher unwilligen Umgang in der marxistischen Literatur mit der Arvonschen Herausarbeitung des Stirnerschen Einflusses auf Marx und Engels, vor allem zwischen den Pariser Manuskripten von 1844 und der „Deutschen Ideologie“, aber auch mit Bezug auf ihr generelles Verhältnis. Marxens und Engels' scharfe

Polemik gegen „Sankt Max“ erkläre sich, so Arvon, vor allem aus der nun vollzogenen Abwendung der beiden von der rein philosophischen Kritik aus den Berliner Tagen. Doch neben der Anerkennung der gründlichen Analyse des Stirnerschen Werkes durch Arvon haben die französischen Marxisten die neuen Einsichten zur Ideengeschichte Stirner – Marx nicht akzeptiert bzw. ignoriert. Während Auguste Cornu die Sprengkraft der Arbeiten Arvons generell übergeht, bemüht sich Louis Althusser, seine Interpretationen aus „Pour Marx“ gegen Arvon abzusichern. Iring Fletcher jedoch hat bereits 1951 eine sachliche Zusammenfassung des bereits genannten Artikels von Arvon gegeben. Als ein bleibendes Ergebnis der Arvonschen Untersuchungen hat sich jedoch die auch von dem englischen Marxisten David McLellan hervorgehobene Ansicht gehalten, wonach die Feuerbachthesen wesentlich bereits von Stirner vorweggenommen worden sind. Arvons Stirner-Studien haben, soweit mir erinnerlich, in der DDR-Literatur keine Rolle gespielt.

Man lese dieses gehaltvolle Buch über einen unstrittenen Philosophen und seine vielfältige Wirkungsgeschichte nicht nur als eine biographische Studie – was es ja auch ist –, sondern als Lehrstück über die komplizierte und komplexe Geistesgeschichte einer heutzutage durchaus nicht unumstrittenen Philosophie. Doch wann gab es das jemals?

*Reinhard Mocek*

## Europa am Scheideweg – Memo 2012

*Arbeitsgruppe Alternative Wirtschaftspolitik, Memorandum 2012. Europa am Scheideweg – Solidarische Integration oder deutsches Spardiktat, PapyRossa Verlag, Köln 2012, 264 S., 17,90 Euro*

Das Memorandum 2012 ist reich an Fakten, Analysen, Argumenten und Vorschlägen. Den Autoren der *Arbeitsgruppe Alternative Wirtschaftspolitik* ist mit ihm wie schon in den Jahren zuvor ein großer Wurf gelungen. Doch ihr Buch löst Depressionen aus beim Leser. Zu deutlich ist der Kontrast zwischen der Einsicht in reale Zusammenhänge und der geringen Aussicht, diese zu ändern.

Bereits im Titel zeigen die Verfasser, worauf es ankommt, um die Euro(pa)-Krise zu meistern: solidarische Integration statt deutsches Sparpaket. Das Brüsseler und Berliner Spardiktat haben die Krise verschärft (164). „Als Reaktion auf verfehlte Sparziele erhöht die Troika (EZB, IWF, Europäische Kommission) nur die Dosis der falschen Medizin“ (165). Es zeigt sich, dass Lernfähigkeit und Einsicht keine Tugenden der Politik- und Wirtschaftselite sind.

Anders als noch im Memorandum 2011, in dem sie sich dem Sachverständigenrat der Bundesregierung anschlossen und einen Schuldenschnitt („Hair-Cut“) forderten (Memorandum 2011: 194ff.), verweisen die Autoren im aktuellen Werk auf die damit verbundenen Risiken. Sie gelangen zum Ergebnis, dass die Umschuldung ein Irrweg ist, ebenso wie die Sparpolitik oder die Absicht, bestimmte Länder aus der Eurozone

hinauszudrängen. Es komme – da ist ihnen vorbehaltlos zuzustimmen – darauf an, die Ursachen der Krisen zu bekämpfen. Das sind in erster Linie die Ungleichgewichte zwischen den Volkswirtschaften. „Leistungsbilanzüberschüsse und steigende internationale Verschuldung sind zwei Seiten derselben Medaille.“ (61) Insofern ist es unlogisch, das Skalpell nur beim Schuldner anzusetzen. Folgerichtig dagegen, einen Ausgleichsmechanismus zu installieren, der auch die Überschussländer in die Pflicht nimmt. Etwa, indem diese die Löhne deutlich erhöhen, so die Binnennachfrage stärken und Produkten aus Defizitländern einen Absatzmarkt bieten. Genau das Gegenteil ist der Fall: Deutschland wird in diesem Jahr den weltweit größten Ausfuhrüberschuss erzielen. Das Plus in der Leistungsbilanz steigt nach Berechnungen des Münchner ifo-Instituts auf 210 Milliarden Dollar. Die Forderungen des einen Landes sind die Schulden der anderen Länder. Wächst das eine, dann zwingend auch das andere. „Das exportgetriebene neoklassische Wachstumsmodell, beruhend auf Lohndumping und niedrigen Gewinn- und Kapitalsteuern, ist eine Hauptursache der Eurokrise.“ (247ff.) „Letztlich muss die EU zu einer Ausgleichs- und Transferunion weiterentwickelt werden, in der die größten Überschussländer zwangsläufig die größten Financiers sein müssen.“ (170) Gebraucht wird eine solidarische Integration mit dem Ziel, den Entwicklungsrückstand der ökonomisch schwächeren Mittelmeerländer deutlich zu reduzieren (170). Ökonomische und soziale Standards müssen harmonisiert wer-

den, um Außenhandelsungleichgewichte abzubauen. Die Vorschläge der Autoren (176ff.) reichen vom Aufbau neuer Industrien über die Modernisierung und Expansion vorhandener. Große integrierte Entwicklungs- und Investitionsprogramme, ökologischer Umbau und eine drastische Erhöhung der Regionalfonds sowie die Bildung schlagkräftiger öffentlicher Einrichtungen zur Förderung der Wirtschaft stehen auf der Tagesordnung. (180)

Der radikalste Schritt, um den Euro zu retten, bestünde darin, die Staatsfinanzen von den Kapitalmärkten zu entkoppeln. Die Zentralbank solle den Staat direkt finanzieren (172). Anders als in der EU ist dies in den USA, Japan und Großbritannien gängige Praxis. Sind aber neue Blasen und ein Preisanstieg nicht unvermeidlich, wenn die EZB das Bankensystem mit billigem Geld flutet? Die Memo-Autoren halten die Inflationsgefahren für gering. Dafür spricht, dass Preise am Markt gemacht werden und steigen, wenn Arbeitskräfte und Produktionsmittel knapp werden oder Oligopole und Monopole ihre ökonomische Macht ausspielen. Solange die wachsende Geldmenge nicht auf den Gütermärkten ankommt, ist das Inflationsrisiko klein. Doch ein Spiel mit dem Feuer bleibt es. Steigende Geldmengen bergen Inflationspotenzial. Und schwemmen sie keine Konsum- und Investitionsgütermärkte, so stauen sie sich auf den Finanzmärkten. Dort erhöhen sie das Spekulationskapital, keine trostreiche Aussicht.

„Ein zentraler Reformschritt wäre eine europäische Wirtschaftsregierung“, schreiben die Autoren. „Die

Währungsunion muss Schritte in Richtung einer politischen Union unternehmen. Eine demokratisch legitimierte europäische Wirtschaftsregierung könnte künftige Krisen konjunkturpolitisch effektiver bekämpfen und zudem die Wettbewerbsfähigkeit Süd- und Osteuropas mit Hilfe einer stärkeren europäischen Regional-, Industrie- und Dienstleistungspolitik verbessern.“ (174)

Hellsichtig beschreiben die Autoren den Finanzsektor als „das Epizentrum“ für krisenhafte Entwicklungen. Ihnen ist zuzustimmen, dass die parasitären Wucherungen des Finanzsektors beseitigt werden müssen. Sie fordern die gesetzliche Beschränkung der Banken auf ihre ursprünglichen Kernaufgaben: den Zahlungsverkehr, das Einlagengeschäft und die Kreditgewährung (150). So könnte der Finanzsektor schrumpfen und gesunden.

Eine Hauptursache für die Verwerfungen des ökonomischen Systems und selbst eine Deformation ist die anhaltende Vertiefung der Verteilungsungleichheit. Die Autoren belegen dies anhand der neuesten Zahlen über Einkommen und Vermögen. Sie fordern, diese Entwicklung umzukehren. Ihre Vorschläge: Anhebung des Spitzensteuersatzes (117f.), Erhöhung des Körperschaftsteuersatzes von 15 auf 30 Prozent (118), die Ersetzung der Gewerbesteuer durch eine „einnahmenstabile und ergiebige Gemeindewirtschaftsteuer“ (120), die Beseitigung von ungerechtfertigten Ausnahmen bei der Mehrwertsteuer, Änderungen bei der Erbschaft- und Schenkungsteuer (122). Zur Eindämmung spekulativer Finanzgeschäfte wird eine Finanztransaktionsteuer ge-

fordert. Rigoros bekämpft werden muss die Steuerhinterziehung. Die aktuellen Regelungen begünstigen diese. Eine einmalige Vermögensabgabe mit einer Laufzeit von zehn Jahren bei den Reichen erhoben, könnte 300 Milliarden Euro in die Kasse spülen. Die erst 1997 ausgesetzte Vermögenssteuer sollte dauerhaft reaktiviert werden. Mit einem Steuersatz von 1 Prozent brächte sie Einnahmen von 20 Milliarden Euro (128f.).

Die Autoren rücken Zusammenhänge ins Lot, die Meinungsmacher höchst absichtsvoll falsch und einseitig darstellen. Dazu gehört die gelungene Kritik der Schuldenbremse (108-112). Die Schuldenbremse sei völlig ungeeignet, Lächer in Haushalten zu stopfen. „Massive Sparmaßnahmen würden ... erhebliche Nachfrage- und damit fiskalische Einnahmeverluste nach sich ziehen. Die in den Artikeln 109 und 115 des Grundgesetzes verankerten Ausnahmeregelungen von der Schuldenbremse würden permanent wirksam werden; die Ausnahme würde zur Regel.“ (67) Letztlich stiegen die staatlichen Defizitquoten wegen der Schuldenbremse gar. Die Autoren sehen sie deshalb gern ersetzt durch eine „Steuersenkungsbremse“ (113). Erklärungsbedürftig ist dies nicht, weiß man, dass allein die Körperschaftssteuer von 56 Prozent (1975-1990) auf 15 Prozent (2012) gesenkt wurde.

Die Verfasser räumen auf mit der Mär vom vermeintlichen Fachkräftemangel, mit der zugleich die Arbeitslosigkeit „wegdefiniert“ werde (82). Von einem umfassenden, allgemeinen Fachkräftemangel aufgrund fehlender vorgehaltener Qualifikation könne keine Rede sein. Die (beschönigende)

Zahl der registrierten Arbeitslosen übersteige das (zu hoch ausgewiesene) gesamtwirtschaftliche Stellenangebot etwa um das Dreifache (84). Seit Jahren rät die Arbeitsgruppe Alternative Wirtschaftspolitik zu einem öffentlichen Investitions-, Beschäftigungs- und Umbauprogramm (85) und fordert, die Arbeitszeit bei vollem Lohnausgleich zu kürzen, zunächst auf 35 und perspektivisch auf 30 Wochenstunden.

Die Arbeitsgruppe fordert eine Rente, „die gewährleistet, im Alter ein menschenwürdiges Leben führen zu können, und den erreichten Lebensstandard sichert“ (259). Sie zeigt auch, wie das erreicht und die Heraussetzung des Renteneintrittsalters auf 67 zurückgenommen werden kann. Grundsätzlich sind die Voraussetzungen dazu günstig. Die Autoren setzen in erster Linie auf die Verbesserung der Beschäftigungs- und Einkommensverhältnisse. Die ist aufgrund des Zusammenhangs zur Rente plausibel. Doch das Problem ist grundsätzlicher Art: Denn bei der Finanzierbarkeit der Rente und anderer sozialer Leistungen kommt es nicht auf die Relation zwischen Einzahlenden und Empfängern in irgendwelchen Finanzierungssystemen oder auf die zwischen Erwerbstätigen und Nichterwerbstätigen an. Entscheidend ist das Verhältnis zwischen der Höhe des verteilbaren Reichtums einer Gesellschaft und der Zahl ihrer Mitglieder. Das Volkseinkommen je Erwerbstätigen und pro Kopf der Bevölkerung steigt. Da aller Sozialaufwand immer nur aus dem Volkseinkommen der laufenden Periode gedeckt wird, ist kein Finanzierungsproblem zu erkennen.

Das Memorandum 2012 enthält ferner bemerkenswerte Analysen und Vorschläge zur Arbeitsmarktpolitik, Bildung, Pflegesicherung und zur bedarfsorientierten sozialen Grundsicherung sowie einen aussagekräftigen, überschaubaren Tabellenanhang.

*Klaus Müller*

## **Feminismus**

*Gisela Notz, Feminismus. Papyrossa Verlag, Köln 2011, 131 S., 9,90 Euro*

Einen grundlegenden Einblick in die Theorie und die Geschichte des Feminismus und der Frauenbewegung in Deutschland vermittelt das Buch Feminismus aus der Reihe Basiswissen des Papyrossa Verlags. Gisela Notz bietet der/dem Lesenden einen Abriss der historischen Entwicklung des Feminismus auf politischer, praktischer und theoretischer Ebene von seinen Anfängen im Mittelalter bis hin zur Wiedervereinigung. Wobei der Blick durch die Skizzierung der Frauenbewegungen in den USA und Frankreich vereinzelt über die Ländergrenzen hinausgeht.

Das Buch gibt zu Beginn einen kurzen theoretischen Überblick über die feministischen Strömungen und Theorieansätze. Notz stellt früh die Abgrenzung zwischen proletarischer und bürgerlicher Frauenbewegung heraus, die sich im Buch immer wieder finden lässt. Von den Anfängen erster feministischer Ansätze im Mittelalter über die Forderungen nach gleichen Rechten für Mann und Frau einer Olympe de Gouge in Zeiten der französischen Revolution zur ersten organisierten Frauenbewegung um

die Jahrhundertwende vom 19. zum 20. Jahrhundert und der zweiten feministischen Bewegung in den 1960er und 70er Jahren gibt Notz einen Überblick über die Entwicklung der Frauenbewegung bis in die Neuzeit. Ein Exkurs zu den feministischen Bestrebungen in der DDR komplettiert die Geschichte des Feminismus in Deutschland. In ihrer Abhandlung bleibt Notz jedoch nicht an dem ereignisreichen Datum der Wiedervereinigung stehen, sondern betrachtet in ihren letzten zwei Kapiteln „Wie ging es weiter?“ und „Was bleibt?“ die Aktualität des Feminismus in der heutigen Zeit. Wobei sie deutlich macht: Die feministischen Forderungen, unter anderem nach Chancengleichheit, Kinderbetreuungszentren und legaler Abtreibung, sind alle mindestens über 40 Jahre alt, und es stellt sich der Autorin die Frage, ob wir uns „mit der Betrachtungsweise der (US-amerikanischen) Frauenbewegung, dem sogenannten Konzept der langen Wellen, trösten sollten und darauf hoffen, dass der ersten und zweiten Welle bald eine dritte folgt, die sich der bis jetzt unerledigten Aufgaben annimmt?“ (124). Und mit der Antwort der Autorin endet der Gang durch die Geschichte: Es bedarf der erneuten Verbindung von feministischer Theorie und Praxis. Feministische Praxis besteht auch heute noch im Kampf und der Rechtfertigung feministischer Forderungen wie gleiche Löhne und Frauenschutzräume. Notz' Blick auf die Gesellschaft scheint hier optimistisch, wenn sie schreibt: „Obwohl in (fast) allen Organisationen Feministinnen zu finden und separate Frauenräume heute keiner

Rechtfertigung mehr bedürfen, entpolitisieren sich die Frauenbewegungen.“ (117). Denn oft genug wird auch und gerade von Männern die Notwendigkeit beispielsweise von Frauenschutzräumen oder auch Quotierungen und anderen Gleichstellungsmaßnahmen in Frage gestellt.

Der Schwerpunkt dieses Buchs liegt klar auf der historischen Darstellung der Frauenbewegung, wodurch es der/dem Lesenden ermöglicht wird, die verschiedenen Strömungen aus einem historischen Kontext heraus zu begreifen. Die detaillierten Darstellungen über die Herausgeberinnen feministischer Zeitungen und Zeitschriften und die Zitate verschiedenster feministischer Persönlichkeiten führen jedoch stellenweise zu einem Verlust des roten Fadens. Dem Anspruch einer Einführung in den Feminismus auf Basis eines Theorieeinblicks, wie es der Titel vermuten lässt, wird das Buch nur bedingt gerecht. Treffender wäre wohl die Betitelung des Buches als „Die Geschichte des Feminismus“. Dennoch ist der historische Abriss interessant zu lesen, da er feministische Diskurse, Entwicklungen und Kämpfe anschaulich und nachvollziehbar beschreibt.

Was dem Buch leider fehlt, sind detaillierte Ausführungen zu queerfeministischer Theorie und Praxis, deren Ansätze bereits in den 1980er Jahren entwickelt wurden (siehe u.a. Judith Butler) und somit durchaus zur feministischen Historie gehören. Geschlechtsdekonstruktivistische Ansätze kommen in diesem Buch eben leider nur am Rande vor, obwohl sie inzwischen einen wichtigen und sehr aktuellen Theoriestrang bilden, der in einer Einführung zum Feminismus einen prominenteren Platz einnehmen

sollte. Besonders in Bezug auf dieses Thema wären auch Ideenanstöße für eine bessere Verbindung von wissenschaftlichem und praktischem Feminismus wünschenswert gewesen. Diese bleiben jedoch leider aus.

Alles in allem ist das Taschenbuch vorrangig jenen zu empfehlen, die die Vorzüge tiefgehender historischer Darstellungen schätzen und eventuell schon ein gewisses Fundament an Basiswissen über Feminismus mitbringen. Auch Lesende mit einem fundierten Grundwissen werden aus diesem Einführungsband neue historische Erkenntnisse herausziehen können.

*Lisa Müller, Mechthild Siegel,  
Jennifer Weinel, Kerstin Wolter*

## **Geschichte der Arbeiterbewegung**

*Mitteilungen des Förderkreises Archive und Bibliotheken zur Geschichte der Arbeiterbewegung, Nr. 41, März 2012, 48 S.; Nr. 42, September 2012, 64 S.; Sonderheft. 80 Jahre Berliner Verkehrsarbeiterstreik 3.-7. November 1932, 36. S.; Schutzgebühr zzgl. Versandkosten; Bezug: Förderkreis Archive und Bibliotheken zur Geschichte der Arbeiterbewegung, Finckensteinallee 63, 12205 Berlin*

Für alle, die sich für die Geschichte der Arbeiterbewegung und ihre Quellen interessieren und auf diesem Gebiet forschen, sind die *Mitteilungen des Förderkreises Archive und Bibliotheken zur Geschichte der Arbeiterbewegung (MFK)* unverzichtbar. In einer Zeit, da die Wissenschaftsdisziplin „Geschichte der Ar-

beiterbewegung“ in Forschung, Lehre und in den Medien immer weniger Aufmerksamkeit erfährt, betrachtet es der Förderverein als seine Aufgabe, mit entsprechenden Beiträgen aussagekräftige und vielfältige Informationen zu offerieren und eine wissenschaftliche Einordnung neu erschlossenen Archivmaterials und wenig bekannter Bibliotheksbestände zu ermöglichen.

Beachtung verdient in H. 42 (S. 24-33) u.a. der „Findmittelbeitrag“ von Kurt Metschies, der u.a. einen ersten Eindruck vom Nachlass Jürgen Kuczynskis vermittelt. Die wertvolle Bibliothek, in der auch zahlreiche Bände aus dem Besitz seines Vaters Rene Robert Kuczynskis enthalten sind, sowie die Überlieferung vieler Manuskripte und Briefe werden künftig für die Erforschung der Entwicklung der Gesellschaftswissenschaften im Allgemeinen wie der Geschichte und Wirtschaftswissenschaften im Besonderen, von großer Bedeutung sein.

Das vorliegende Heft richtet den Blick über die Grenzen Deutschlands hinweg. Prof. Jean Mortier (Paris) informiert über die von ihm gegründete Forschungsbibliothek „Bibliotheksfundus DDR – Neue Länder“ innerhalb der Zentralbibliothek der Universität Paris 8 (6f.). Ralf Hoffrogge macht mit einem von ihm mitbetreuten internationalen Online-Archiv „Workerscontrol.net“ bekannt (7f.).

Im Heft 41 wird mit dem Verein für Geschichte der Arbeiterbewegung in Wien nach längerer Zeit wieder ein ausländisches Archiv vorgestellt. Aufmerksamkeit verdienen die Beiträge von Grit Ulrich und Heinz Deutschland zum Nachlass/Briefwechsel zwi-

schen Käte und Hermann Duncker, der sich in der SAPMO B-Arch befindet und wesentliche Einblicke in die Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung Ende des 19. und über weite Strecken des 20. Jahrhunderts gestattet. Verwiesen sei ferner auf die faksimilierte Wiedergabe eines Briefes von Heinrich Brandler an Wolfgang Abendroth aus dem Jahre 1964, der sich im Archiv des Internationalen Institut für Sozialgeschichte in Amsterdam befindet, und der von Andreas Diers kommentiert wird. Dazu kommen Berichte über die 47. Linzer Konferenz der ITH (Ralf Hoffrogge) und die 42. IALHI-Tagung (Anja Kruke).

Hervorzuheben ist, dass der Förderkreis im Vorfeld der achtzigsten Wiederkehr der Errichtung der faschistischen Diktatur in Deutschland ein Sonderheft zum Berliner Verkehrsarbeiterstreik vom 3. Bis 7. November 1932 veröffentlichte. Henryk Skrypczak steuert zu diesem politisch in besonderer Weise instrumentalisierten Thema zwei quellengesättigte Studien bei, die die Behauptung vom Zusammenwirken von KPD und NSDAP während dieses Arbeitskampfes widerlegen. Die erste Arbeit stellt eine an ein Tagebuch erinnernde Montage dar, die chronologisch den Ablauf des Streiks „von unten“ schildert. Als zweiter Beitrag wird ein 1983 in den „Gewerkschaftlichen Monatsheften“ unter dem Titel „’Revolutionäre’ Gewerkschaftspolitik in der Weltwirtschaftskrise. Der Berliner Verkehrsarbeiterstreik 1932“ publizierter Artikel abgedruckt, ergänzt um eine Einführung sowie biografische Notiz zum Autor aus von Rainer Zilkenat.

*Siegfried Prokop*



## **Autorinnen und Autoren, ÜbersetzerInnen**

**Dr. Alexander Bahar** – Eilhofen/Heilbronn, Historiker, Gymnasiallehrer

**Dr. Matin Baraki** – Marburg, Politikwissenschaftler, Lehrbeauftragter

**Achim Bigus** – Osnabrück, Werkzeugmacher, Leiter des IG Metall-Vertrauenskörpers VW Osnabrück

**Prof. Dr. Dieter Boris** – Marburg/L., Sozialwissenschaftler, Z-Beirat

**Prof. Dr. Frank Deppe** – Marburg, Politikwissenschaftler, Z-Beirat

**Marica Frangakis** – Athen, Wirtschaftswissenschaftlerin, Mitglied der Leitung des „Nicos Poulatzas Instituts“ (Athen), EuroMemo-Gruppe

**Thomas Goes** – Kassel/Jena, Sozialwissenschaftler, Doktorand

**Prof. Dr. Hans-Gert Graebe** – Leipzig, Informatiker

**Prof. Dr. Karl-Heinz Gräfe** – Freital, Historiker

**Prof. Dr. Rolf Hecker** – Berlin, Wirtschaftswissenschaftler, Vorsitzender des Berliner Vereins zur Förderung der MEGA-Edition e.V.

**Sarah Hinz** – Jena, Studentin der Soziologie

**Alan Ruben van Keeken** – Gießen, Student der Musikwissenschaften

**Prof. Dr. Hermann Klenner** – Berlin, Rechtswissenschaftler

**Walter Listl** – München, DKP Südbayern

**Prof. Dr. Thomas Metscher** – Ottersberg/Grafenau, Literaturwissenschaftler

**Lisa Müller** – Marburg/L., Studentin

der Politikwissenschaften

**Prof. Dr. Reinhard Mocek** – Halle, Philosoph

**Prof. Dr. Klaus Müller** – Ursprung b. Chemnitz, Wirtschaftswissenschaftler

**Dr. Paul Oehlke** – Köln, Politik- und Sozialwissenschaftler

**Melusine Preusse** – Hildesheim, Übersetzerin

**Prof. Dr. Siegfried Prokop** – Berlin, Historiker

**Dr. Jan Rehmann** – New York, Philosoph, Hochschullehrer

**Prof. Dr. Werner Röhr** – Berlin, Historiker

**Prof. Dr. Werner Ruf** – Kassel, Politikwissenschaftler, Hochschullehrer

**Dr. Jörn Schütrumpf** – Berlin, Historiker, Geschäftsführer Karl Dietz Verlag Berlin

**Johannes Schulten** – Berlin, Politikwissenschaftler, Journalist

**Mechthild Siegel** – Marburg, Studentin der Politikwissenschaften

**Felix Syrovatka** – Marburg/Rennes, Student der Politikwissenschaften

**Dr. Hans-Jürgen Urban** – Frankfurt/M., Politikwissenschaftler, Geschäftsführendes Vorstandsmitglied der IG Metall

**Dr. Claudius Vellay** – Argenteuil, Dipl. Volkswirt, Philosoph

**Jennifer Weinel** – Gießen, Studentin der Rechtswissenschaften

**Kerstin Wolter** – Berlin, Studentin der Geografie

**Prof. Dr. Jörg Wollenberg** – Bremen, em. Hochschullehrer für Weiterbildung

**Daniela Woschnack** – Jena, Studentin der Soziologie

Zeitung gegen Nazis

JEWGENI CHALDEJ: DER DICHTER J. DOLMATOWSKI MIT HITLERKOPF (SAMMLUNG ERNST VOLLAND)



# Dein Abo fehlt!

Jetzt *junge Welt* bestellen: [www.jungewelt.de/abo](http://www.jungewelt.de/abo)

Abotelefon: 030/53 63 55-80

Die Tageszeitung  
**junge Welt** Klimaimperialismus  
Hans-Werner Sinn hat einen Lösungsansatz für die agrare Paradoxie: Der Chef des Münchner Instituts für Wirtschaftsforschung fordert Klimaschutz, der dem Westen Vorteile bringt.  
Seiten 10/11

Gegründet 1947 · Sonnabend/Sonntag, 25.126. August 2012 · Nr. 198 · 1,70 Euro · PVS: A1002 · Entgelt bezahlt

**Spät dran**  
Hessens Landesregierung legt endlich ersten »Sozialbericht« vor: Jeder solle demnach ermutigt/erzweitert  
**4**

**Wieder dran**  
US-Diplome Felmen setzen Militärbeitrag gegen Syrien in der UNO fort  
Frankreich will afghanerbotzonnieren  
**7**

**Nah dran**  
Länder verändern was, und ein neues Album gibt es auch: Ein Gespräch mit Hannes Wader  
**12**

**Schlimm**  
Soldaten für Israel  
**15**



## Nazigegner im Visier

Rostock-Lichtenhagen: Polizei und Innenminister in Mecklenburg-Vorpommern machen Stimmung gegen Gedenkdemostration. Dortmund verbietet Antifa-Camp. Von Lenny Reimann

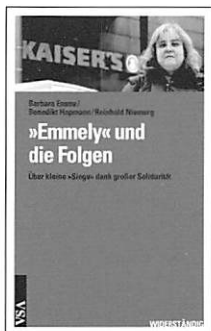
Mit einem Gräueltat...  
nen sich die Polizei für die...  
dem »Nischenland...  
Mittwoch...

ju  
Re

# VSA: Bücher für KollegInnen



Alexander Gallas/  
Jörg Nowak/  
Florian Wilde (Hrsg.)  
**Politische Streiks  
im Europa der Krise**  
Eine Veröffentlichung  
der Rosa-Luxemburg-  
Stiftung  
240 Seiten | € 14.80  
ISBN 978-3-89965-  
532-2



Barbara Emme/  
Benedikt Hopmann/  
Reinhold Niernerg  
**»Emmely« und  
die Folgen**  
Über kleine »Siege«  
dank großer Solidarität  
96 Seiten | WIDER-  
STÄNDIG | € 9.00  
ISBN 978-3-89965-  
516-2



Klaus Ernst/Thomas  
Händel/Katja Zimmer-  
mann (Hrsg.)  
**Was war? Was bleibt?**  
Wege in die WASG,  
Wege in DIE LINKE  
208 Seiten | € 12.80  
ISBN 978-3-89965-  
522-3



Die Monatszeitschrift  
**Sozialismus**, das Forum  
für die politische und  
theoretische Debatte  
der Linken: jeweils ca.  
65 Seiten, Einzelpreis  
€ 6.50, Jahresabo  
€ 62,- (nur € 44,- für  
Arbeitslose, Studierende,  
Sozialhilfeempfänger-  
Innen, RentnerInnen).  
[www.sozialismus.de](http://www.sozialismus.de)



Stephan Krüger  
**Keynes & Marx**  
Darstellung und Kritik der »General Theory«  
Bewertung keynesianischer Wirtschaftspolitik  
Linker Keynesianismus und Sozialismus  
Kritik der Politischen  
Ökonomie und Kapi-  
talismusanalyse Bd. 4  
416 Seiten | Hardcover |  
€ 26.80  
ISBN 978-3-89965-  
531-5



C. Boebel/F. Heiden-  
reich/L. Wentzel (Hrsg.)  
**Vernichtungskrieg  
im Osten und die  
sowjetischen Kriegs-  
gefangenen**  
Verbrechen – Verleug-  
nung – Erinnerung  
128 Seiten | € 12.80  
ISBN 978-3-89965-  
542-1



Otto König  
**Band der Solidarität**  
Widerstand, Alternative  
Konzepte, Perspektiven  
Die IG Metall Verwal-  
tungsstelle Gevelsberg-  
Hattingen 1945–2010  
550 Seiten | Hardcover |  
€ 39.80  
ISBN 978-3-89965-  
541-4



Das Abo enthält alle  
zwei Monate ein Sup-  
plement (auch separat  
bestellbar). Im Novem-  
ber 2012 erschien:

Werner Röhr  
**Ein Schritt vor  
und drei zurück**  
Der Krieg Hitlerdeutsch-  
lands gegen die Sow-  
jetunion 1941-1945 in  
der bundesdeutschen  
Historiographie  
50 Seiten | € 4.20  
ISBN 978-3-89965-  
969-6

Postvertriebsstück D 2841 F

Gebühr bezahlt



Z-Vertrieb, Postfach 500936, D-60397 Frankfurt/M.

**„Abgesehen von ihren ursprünglichen Zwecken müssen sie jetzt lernen, bewußt als organisierende Zentren der Arbeiterklasse zu handeln, im großen Interesse ihrer vollständigen Emanzipation. Sie müssen jede soziale und politische Bewegung unterstützen, die diese Richtung einschlägt. ... Sie müssen sich sorgfältig um die Interessen der am schlechtesten bezahlten Gewerbe kümmern..., die durch besonders ungünstige Umstände ohnmächtig sind. Sie müssen die ganze Welt zur Überzeugung bringen, dass Ihre Bestrebungen, weit entfernt, begrenzte und selbstsüchtige zu sein, auf die Emanzipation der unterdrückten Millionen gerichtet sind.“**

**Karl Marx, Instruktionen für die Delegierten des Provisorischen Zentralrats zu den einzelnen Fragen, in: MEW 16, Berlin, S. 197/198**

Internet: [www.zeitschrift-marxistische-erneuerung.de](http://www.zeitschrift-marxistische-erneuerung.de)  
e-mail: [redaktion@zme-net.de](mailto:redaktion@zme-net.de)

ISSN 0940-0648